Georg von Eschenberg

und seine Zeit.

Eine Geschichte

aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Dem deutschen Volke und der Jugend

erzählt von

Heinrich Schneider,

weil. Stadtpfarrer und Stadtschulenreferent in Bamberg.

Aus dem Nachlaß herausgegeben.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1873.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholische Volksbibliothek.

Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.

Von A. Hungari.

Zwölf Bände, jeder für sich selbstständig, unter den Titeln:

Auf der Moosbank.	Sinniges und Gemüthliches.
Einsam im Hausgärtchen.	Im Stoppelfelde.
Unter der alten Linde.	Abendfreuden.
Geistige Sommerfrische.	Gute Aussaat.
Sonntags Nachmittags.	Gedeihliches Wachsthum.
Nach der Vesperglocke.	Fröhliche Erndte.

Jeder Band mit 1 Stahlstiche. 8. à 1 fl. od. 20 sgr.

Dem Herausgeber dieser Erzählungen kommt das Verdienst zu, aus dem reichen Schatze der Unterhaltungsschriften mit großer Umsicht geschöpft und eine Auswahl getroffen zu haben, die alle Anerkennung verdient. Ein Vorzug sämmtlicher Erzählungen ist schon dieser, daß sie kurz sind, und nicht gleich so vielen anderen Stunden und selbst Tage zum Lesen in Anspruch nehmen. Auch sind alle ohne Ausnahme sehr anziehend; sie fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers in hohem Grade und gewähren ihm einen geistigen Genuß, der noch in späterer Zeit in ihm angenehme Reminiscenzen erweckt. Was wir aber an diesen Erzählungen als den Hauptvorzug hervorheben müssen, ist, daß sie alle ein ächt christkatholisches Gepräge tragen und den Leser für Glaube und Tugend, für Recht und Wahrheit begeistern. Wir zweifeln nicht, daß Jeder, der diese Erzählungen liest, unsere Ansicht theilen und sie ebenso unterhaltend als lehrreich finden wird. Pred. u. Kat.

Der literarische Handweiser Nro. 76 sagt hierüber: „Mit merkwürdigem Geschicke weiß H. auszuwählen und das Mangelhafte zu verbessern; und hat so schon tausende von kleinen Erzählungen und Schilderungen uns geboten. Im Ganzen sind dieser Erzählungen jetzt 12 Bände, und sie dürfen als wahre Perlen in der katholischen Unterhaltungs-Literatur bezeichnet werden.“

Neue katholische Volksbibliothek.

Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für katholische Christen.

Von A. Hungari.

1r bis 6r Band, jeder für sich selbstständig unter den Titeln:

Heils-Wege.	Herzerquickung.
In ehrbarer Gesellschaft.	Vorzeit und Gegenwart.
Frommer Wandel.	Fern dem Weltgeräusch.

Jeder Band mit 1 Stahlst. 8. à 30 kr. od. 10 sgr.

S. 182.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schneider, Georg von Eschenberg.

Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Vierunddreißigster Band.

Georg von Eschenberg.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1872.

Georg von Eschenberg
und seine Zeit.

Eine Geschichte
aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Dem deutschen Volke und der Jugend

erzählt von

Heinrich Schneider,
weil. Stadtpfarrer und Stadtschulenreferent in Bamberg.

Aus dem Nachlaß herausgegeben.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1872.

Statt eines Vorwortes.

Mein Sohn! mögest du oft Geschichte lesen und durchdenken, sie ist die einzig wahre Philosophie! —

Napoleon.

Ohne Vaterlandsgeschichte — keine Vaterlandsliebe. —

König Max von Bayern.

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte ist der Conflict des Unglaubens und Glaubens; alle Epochen der Weltgeschichte, in welchen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt.

Göthe, im westöstlichen Divan.

Inhalt.

I.

Die feindlichen Nachbarn.

Erstes Kapitel.

O Frühlingsluft! Vom Bergesrand
Hinabzuschau'n in's Schwabenland!
Und was du zum Beschauen hast,
Das zeigst du gern dem lieben Gast!
Führst ihn zu deiner Hügel Kronen,
In deren Burgen grauem Schooß,
Die Geister deiner Mährchen wohnen.

v. Redwitz' Amaranth.

In dem schönen Taubergrunde, der mit allen Gaben der Natur so reichlich gesegnet ist, standen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts auf zwei mäßig hohen Bergen zwei Burgen. Eschenberg hieß die eine und Seeburg wurde die andere genannt.

Auf der ersteren hauste Ritter Ulrich und die zweite wurde von dem Junker Wolfgang bewohnt. Beide waren Wittwer und Jeder hatte nur ein Kind: der Eschenberger einen Sohn, der Seeburger eine Tochter. Beide waren recht brave Männer, fromm und bieder. Aber unter sich lebten sie in großer Uneinigkeit, die sich bei dem Eschenberger bis zum unversöhnlichen Hasse steigerte.

Ritter Ulrich war nicht reich; doch hatte er sein Auskommen, und mehr wollte er auch nicht.

Junker Wolfgang war dagegen sehr reich, aber auch sehr gastfreundlich.

Trinkgelage und Gastmähler waren auf der Seeburg an der Tagesordnung. Die Herren vom hohen Rathe der freien Reichsstadt Rotenburg und der Adel ringsum in der ganzen Gegend beehrten fortwährend den Herrn Wolfgang mit ihrem Besuche und waren immer willkommen.

Ritter Ulrich lebte indessen einsam auf seinem Schlosse. Zwei Knechte, die neben der Bewachung der Burg auch die wenigen Aecker des Ritters bearbeiten mußten, und eine alte häßliche Weibsperson — Greta war ihr Name — die als Beilage zu ihren unschönen Gesichtszügen einäugig und harthörig war, machten mit ihm und seinem Sohne Georg die ganze Einwohnerschaft der Burg Eschenberg aus.

Die Ursache zu den Zwistigkeiten der beiden Edelleute aber war diese.

Zwischen ihren Besitzungen lag ein Stück öden, nur von wenigen Eichbäumen und von niedrigem Gestrüppe bewachsenen Landes, welches Jeder von ihnen als zu seinem Jagdreviere gehörig beanspruchte. Der Junker Wolfgang hätte wohl das besagte Land seinem Nachbarn willig überlassen, wenn dessen Vogt sich dem nicht widersetzt hätte. Denn der Seeburger war uneigennützig und friedfertig, sein Vogt aber ein rechthaberischer, zänkischer und überhaupt ein boshafter Mensch, dem es Vergnügen machte, Unfrieden zu stiften und Streit und Zwietracht zu unterhalten. Sonst aber war derselbe in Allem, was zu seinem Amte gehörte, durchaus gewandt und geschickt. Er war Einer von Denen, die viel Verstand und ein böses Herz haben und Alles zu ihrem Vortheile auszubeuten wissen. Was ihm aber bei seinem habsüchtigen bösen Thun und Treiben am meisten zu statten kam, war, daß sein Herr lahm war, nur an der Krücke gehen konnte und daher seine Burg selten verließ. Wenn dies geschah, mußte er sich — was er aber sehr ungerne that — in einer Sänfte tragen lassen. Sein Lahmsein aber kam daher, daß

er bei einem Turniere, welches der Kaiser **Friedrich** der Erste, **Rothbart** genannt, in der Reichsstadt Rotenburg auf der Tetwanger Turnierwiese halten ließ, aus dem Sattel gehoben und auf den Boden geworfen wurde, wobei er den Schenkel brach. —

Der Streit um das von den beiden Nachbarn beanspruchte Land wurde endlich durch Schiedsrichter beigelegt, welche zu Recht erkannten, daß beide Theile die gleiche Berechtigung haben sollten, darauf zu jagen; was auch geschah.

Allein bei dieser Gelegenheit soll der Seeburger den Eschenberger einen armen Krautjunker geheißen haben, auch wurde dem Letzteren ein wohlabgerichteter Jagdhund, der einzige, den er hatte, von einem Seeburger Jäger erschossen und soll dies auf Befehl seines Herrn geschehen sein. Das war nun mehr als genug, um den Ritter Ulrich mit Haß und Grimm gegen Herrn Wolfgang zu erfüllen. Es lag wahrlich nicht an Ulrich's Willen, daß er seinen Nachbar mit Krieg und Fehde nicht überzog. Aber was konnte er mit zwei Knechten gegen Einen, der deren über zwanzig hatte, ausrichten? Einen Lahmen konnte er ja auch nicht auf einen Zweikampf fordern und so verschloß er seinen Unmuth über die erlittene Kränkung in die gepreßte Brust.

Ritter Ulrich war seiner Zeit ein wackerer Kämpe, der sein Schwert und seine Lanze trefflich zu führen verstand und aus jedem Strauße siegreich hervorging. Allein seinen gefährlichsten Feind vermochte er nicht zu besiegen: dies war **der** in seiner eigenen Brust, sein unbändiger Stolz. Hätte er nur so viel über sich vermocht, seinen Nachbar, den Junker Wolfgang, über das Vorgefallene zur Rede zu stellen, er würde sich und Anderen gar manch' Bitteres und Herbes erspart haben. Allein er hielt dieses unter seiner Würde und seinen unchristlichen Haß erachtete er nicht einmal für unrecht.

So brütete er auf seiner einsamen Burg finster

vor sich hin. Wer nun am meisten bei seinen bösen Launen zu büßen hatte, war seine Haushälterin, die Greta, wozu ihre Harthörigkeit allerdings Vieles beigetragen haben mag. Sowie sie ihn nämlich nicht sogleich verstand, wurde er über die Maßen ungeduldig und fuhr sie so an, daß sie oftmals zitterte und weinte. Es war nur gut, daß sie seine gegen sie ausgestoßenen Schmähworte nicht alle hörte. Dieselben würden ihr zu wehe gethan haben; denn so unfreundlich ihr Aeußeres war, so gut war ihr Herz und ihre übrigen Eigenschaften verdienten alles Lob. Sie war sehr verständig, gottesfürchtig, besonders reinlich und in alle Künste der Küche wohl eingeweiht.

Oft gab aber auch ihre Taubheit zu heiteren Auftritten Veranlassung.

Einstmal kam sie eben, als Ritter Ulrich sich mit seinem Sohne Georg unterhielt, und meldete, daß sie kein Fleisch mehr in der Küche habe. Ulrich zu seinem Sohne gewendet, sagte diesem: „Georg! Du mußt schon von Deiner Armbrust Gebrauch machen; ich kann nicht auf die Jagd, indem mein Fuß wieder bedeutend geschwollen ist“ — und zeigte mit der Hand nach dem Fuße.

Greta, weil sie keine Antwort erhielt, meinte nicht verstanden worden zu sein und wiederholte ihr Anliegen.

„Nun, wenn kein Fleisch da ist, so koche ein Mus oder gehe zum Schäfer und laß ein Lamm schlachten,“ herrschte der Ritter die Greta an.

Die Haushälterin besann sich einen Augenblick und sagte: „Geduldet Euch nur ein wenig, in kurzer Zeit soll er fertig sein,“ und begab sich eiligst hinweg.

„Ich wette,“ sagte Ulrich zu seinem Sohne, „Greta hat wieder kein Wort von Dem verstanden, was ich zu ihr sprach.“

Er hatte Recht.

Nach einer halben Stunde kam sie mit einem

großen Tiegel, in welchem Leinsamen in Milch gekocht war, legte ein Stück von leinenem Tuche auf eine Bank und bestrich damit die Leinwand. Sie hatte nämlich geglaubt, der Ritter wünsche einen Ueberschlag für den kranken Fuß.

Hierüber mußte der Ritter, er mochte wollen oder nicht, laut lachen.

Sein Sohn aber, der immer zwischen Vater und der Haushälterin zu vermitteln suchte, rieth ihm, Gebrauch von dem nun einmal zubereiteten Mittel zu machen.

Der alte Herr that's und es bekam ihm sehr gut.

Dergleichen Mißverständnisse kamen öfter vor, gingen aber nicht jeder Zeit für die arme Greta so glücklich aus, wie dieses.

Am Fuße des Schloßberges lag zwischen diesem und dem Tauberflusse ein nicht unansehnliches Dorf, das einzige, über welches Ritter Ulrich zu gebieten hatte. Immenau — so hieß das Dorf wahrscheinlich von den vielen Bienen, die es in dem Orte gab — hatte ein gar freundliches Aussehen und war eine wahre Zierde des anmuthigen Thales. Die Kirche war wohl nicht sonderlich groß, doch entsprach dieselbe dem Bedürfnisse der Einwohnerzahl genügend. Sie lag auf einer kleinen Anhöhe und der Thurm war weithin sichtbar; sowie das auf dessen Spitze prangende Zeichen der Menschenerlösung recht geeignet war, in der Brust des gläubigen Wanderers fromme Gefühle zu erwecken. — In der Mitte des Dorfes stand nächst der großen, altehrwürdigen Linde ein geräumiges Gasthaus, „zum grünen Baum" genannt. Es war eine Art Stapelplatz für die jüdischen Handelsleute von Frankfurt und Nürnberg, welche in der Umgegend Wolle und Pelzwerk, sowie

auch Wein, namentlich Honig und andere Produkte einhandelten.

Die Reichsstadt Rotenburg würde allerdings ein viel geeigneterer Handelsplatz für den Verkehr der kaiserlichen Kammerknechte gewesen sein als Immenau. Allein die Herren von Rotenburg duldeten keinen Juden — auch nicht einmal über Nacht in ihrer christlichen Stadt.

Indessen dürfen wir nicht glauben, daß Bürgermeister und Rath zu Rotenburg die Hebräer so gar gering schätzten. Sie schlugen vielmehr dieselben ziemlich hoch an. Ein jeder Jude nämlich, der durch Rotenburg reiste, mußte einen Zoll entrichten, der dem von zweien Pferden oder dreien Ochsen gleichkam. Frauen und Kinder wurden ebenso hoch erachtet und hatten somit die gleiche Taxe zu bezahlen. — Die Israeliten hätten zwar recht gerne auf diese absonderliche Ehre verzichtet, allein die Herren zu Rotenburg fanden keinen Grund, ihnen dieselbe nicht angedeihen zu lassen.

Die Bewohner des Dorfes Immenau gehörten zwar nicht zu den Wohlhabendsten des gesegneten Tauberthales, sie hatten nur weniges Ackerland und nur eine geringe Anzahl von Weinbergen — und diese nicht in der besten Lage. Doch hatten sie ihr hinlängliches Auskommen und waren ein sehr betriebsames Völklein. Hier waren alle Arten von Handwerkern, besonders Schmiede, Schlosser und Tischler zu finden, deren Arbeiten von den Handelsleuten gerne gekauft und weit verführt wurden.

Am östlichen Ende des Dorfes stand ein Haus, welches sich vor allen anderen durch seine sonderbare Bauart auszeichnete. Es war von Stein erbaut, hatte einen niederen, schmalen Eingang, und obgleich zweistöckig, hatte es unten gar kein und oben nur ein Fenster, das mit starken Eisenstäben versehen war. Niemand im ganzen Orte hatte außer dem Eigenthümer noch des Hauses Schwelle überschritten.

Dieser aber war eine ebenso originelle Persönlichkeit, daß sie so ganz zu seiner Wohnung paßte. Eine lange, hagere Gestalt, mit sehr markirten Gesichtszügen, tief liegenden grauen Augen, einer stark gebogenen langen Nase, breitem Mund und hervorragendem Kinn. Er trug im Winter wie im Sommer eine Mütze von Fuchspelz, einen Wamms, der so weit war, daß Zwei von seiner Corpulenz darin vollständig Platz gehabt hätten und von dessen ursprünglichen Farbe keine Spur mehr zu erkennen gewesen ist. Gegenwärtig sah er aschgrau aus. Seine Stiefel aber waren unstreitig das Merkwürdigste an seiner ganzen Kleidung. Die Schafte derselben waren von starkem Sohlleder, gingen bis über die Knie und waren so weit, daß seine dürren Beine sich darin ausnahmen, wie ein Rührstecken in der Kapsel eines Butterfasses. Dieser Mann war unter dem Namen Fischermichel bekannt, hatte zu Fuß und zu Roß unter Kaiser Friedrich mehrere Züge mitgemacht, auch als Leibknappe den Ritter Ulrich auf einem Zuge nach Italien begleitet. Der sonderbare Mann nährte sich mit Fisch- und Krebsfang. Er machte auch einen Unterhändler und trieb bisweilen auf eigene Faust Handel. Dabei stand er in dem Rufe der größten Redlichkeit, den er in vollem Maße verdiente. Uebrigens war der Krebsfang doch seine liebste Beschäftigung — vielleicht auch seine einträglichste. Er lieferte die Krebse in ein nicht über zwei Stunden von Immenau entferntes Kloster, wo er nebst guter Bezahlung bei jeder Lieferung ein Krüglein Wein und ein Brod erhielt. Man wird es sonach nur klug von ihm finden, daß er seine Krebslieferungen in möglichst kleinen Partien machte. Außer den sonderbaren Eigenheiten, die dieser Mann hatte, hing ihm auch noch die Schwachheit einer ungemeinen Neugierde an. Tagtäglich ging er zum „grünen Baum“, um von den dort einkehrenden Fremden Neuigkeiten zu erfahren. Diese Gewohn-

heit hatte einen ferneren Grund darin, daß er den Ritter Ulrich schier täglich besuchen mußte und demselben zu hinterbringen hatte, was er von den Ereignissen der Zeit in Erfahrung gebracht habe. Unter dieser Bedingung hatte er von dem Ritter, als dem Herrn über Jagd und Fischerei, die Erlaubniß zum Fisch- und Krebsfang erhalten. Zudem durfte er Fuchsfallen stellen, worin er sehr bewandert gewesen sein mag, wenigstens behauptete er, er habe schon so viele Füchse gefangen als seine Mütze Haare zähle. Nicht immer aber kamen Fremde in den „grünen Baum" zur Einkehr. Und nicht alle, welche kamen, brachten was Neues von Interesse mit, so daß dem guten Michael öfters der Stoff zu Neuigkeiten für seinen Ritter fehlte, eine Sache, die ihm gar nicht angenehm war; denn da hatte er ein freundliches Gemüth vom Ritter Ulrich nicht zu gewärtigen.

Nun war es schon der dritte Tag, wo Michael vergebens auf Fremde und auswärtige Nachrichten wartete, denen doch der Burgherr so sehnlich, wie er wohl wußte, entgegen sah. Traurig saß der Fischer in einer Ecke der Trinkstube und sann nach, was er Herrn Ulrich zu hinterbringen gedächte, um nicht etwa gar in Ungunst bei dem Gestrengen zu kommen. Nach Art unserer Zeitungsschreiber und öffentlichen Meinungsmacher schmiedete er für sich selbst Etwas von Schlachten, die nicht geschlagen, und von Siegen, die nicht erfochten wurden, zusammen. Er that dies wohl ungerne; denn Lügen war seine Sache nicht. Allein er wußte sich einmal nicht anders zu helfen.

Da mit Einem Male ward seiner Herzensangelegenheit abgeholfen.

Die Thür ging auf und hereintrat ein Pilger, eine hohe, stattliche Gestalt, von sehr ehrwürdigem Ansehen.

„Gottes Friede mit Allen!" grüßte der Pilger, und als sein Blick auf den Fischer traf, rief er

freudig: „Ach du lieber Himmel! Wen sehe ich da? Du bist ja der lange Michel“ — und reichte diesem die Hand.

Forschend sah Michael den Pilger von Oben bis Unten an, aber er konnte sich nicht entsinnen, ihn jemals gesehen zu haben.

„Denke an Mailand! Wer war jener Ritter, der mit Dir Deinen zum Tod verwundeten Herrn aus dem Gefechte trug?“

„O du heilige Himmelskönigin!“ schrie jetzt Michael, „nun kenne ich Euch. Ihr seid Ritter Günther von der Hard. Nun kommt nur gleich mit auf Eschenberg zu meinem Herrn. Ach! wie Der sich freuen wird, Euch zu sehen.“ —

„Das hat so große Eile nicht. Erst will ich ein wenig rasten und einen Becher Wein trinken,“ sagte der Angekommene und zum Wirthe gewandt: „bring' zwei Becher: einen für mich und einen für den Langen.“

„Aber Michael!“ fuhr er nach einer Weile fort, während er ihn von Kopf bis zu den Füßen musterte, „Du warst zwar auch damals, als wir in Welschland beisammen waren, immer ein etwas drolliger Kauz, aber Du hast Dich in dieser Beziehung vervollkommnet. Du trägst ja anstatt der Stiefeln ein Paar Waschzuber, worein Du Deine mageren Beine gesteckt hast.“

„Mit Gunst, Herr Ritter! ich thue Nichts ohne Grund. Der Grund aber, warum ich Stiefel von so starkem Leder trage, ist der, daß mich kein Hund beißen kann. Ein Unfall, der mir einmal passirt ist, wo mir eine so verwünschte Bestie eine meiner Waden fast hinweggerissen hätte“ —

„Deiner Waden?“ lachte der Pilger und trank dem Michael zu. „Aber,“ fuhr er fort, „starke Märsche kannst Du mit Diesen Wassertonnen einmal nicht machen.“

„Mit Verlaub, Herr Ritter! das thue ich auch

nicht. Da hänge ich meine Stiefel über die Achseln und gehe in Schuhen, die ich immer in den Stiefeln trage. Dieser wegen müssen die Stiefel auch so weit sein, daß ich mit den Schuhen hineinschliefen kann."]

Sie sprachen noch Dies und Das, tranken ihre Becher leer und stiegen den Berg hinauf. Zuvor aber hatte am Fuße des Berges Michael seine Füße entstiefelt. Doch sie waren noch nicht weit gegangen, als der Michael, welcher den Wegweiser machte, ängstlich den Pilger bat, er möchte sich nur einen Augenblick gedulden; denn er sehe einen Hund auf sie zulaufen und da müsse er seine Stiefeln anziehen, was er auch in größter Eile und mit sichtbarer Fertigkeit in's Werk setzte.

Mit schallendem Gelächter rief aber der Ritter: „Ziehe nur Deine Stiefeln wieder aus, Michael! Es ist kein Hund, sondern ein Hase und der wird Dich doch gewiß nicht beißen. Sollten auch die Hasen in eurem Schwabenlande wirklich so gefährliche Thiere sein, so werden sie doch Dir nicht schaden, da Du ja ein gemeinschaftlich mit ihnen verbündeter Feind gegen die Hunde bist."

Ritter Ulrich hatte die beiden Ankömmlinge schon bemerkt und kam ihnen entgegen.

„Gottes Friede mit Dir, mein Ulrich!"

„Günther, mein treuer Waffengenosse! bist Du es denn wirklich?"

„Ja, wie Du siehst, mit Leib und Seele und mit der alten Liebe und Freundschaft zu Dir."

„Sei mir tausendmal willkommen! ich habe lange Nichts mehr von Dir gehört."

„Ich von Dir auch nicht. Aber das ist ganz natürlich. Du kommst nicht von Deinem Felsennest hinweg und ich laufe Gott weiß wo überall in der Welt herum.

„Nun aber, da ich eine sehr weite und gefährliche Pilgerfahrt vorhabe und ich nicht weiß, ob es

in Gottes Willen liegt, daß ich je wiederkehre, so dachte ich, Dich doch einmal noch zu besuchen."

Sie begaben sich in die Burg. Michael wurde sofort beauftragt, der Haushälterin zu bedeuten, daß sie thue, was Brauch ist, wenn ein lieber Gast zum Besuche komme.

Greta brachte sogleich einen Krug mit Wein und Günther ließ sich den Trunk gut schmecken.

Die beiden Kampfgenossen traten, nachdem sie sich gelabt hatten, an ein Fenster und der Gast konnte sich nicht lobend genug über die schöne Aussicht, die man in das herrliche Thal und in die weite Ferne hatte, aussprechen.

Die niedergehende Sonne röthete wie zum Scheidegruß mit ihrem purpurnen Scheine das Firmament und übergoß die ganze Landschaft mit blendendem Lichtglanze in verschiedener Farbenpracht.

Wirklich ein reizendes Gemälde!

Anmuthig windet sich der Fluß wie ein silberner Faden durch die auf beiden Seiten ihn begrenzenden Höhen.

Längs der Anhöhen ertönt aus dem Buschwerk der Schlag der Nachtigallen, Amseln und Drosseln stimmen den Wettgesang an. — Vom Wiesenplan mit seinem saftigen Grün kehrt heim „mattblökend mit langsam schwerem Trabe" die reichlich genährte Heerde.

Weithin verbreitet das Frühlingswehen Blüthen und Duft der zahllos blühenden Obstbäume und die Rebengeländer an den Thalseiten decken sie mit breiten dunkeln Blättern und erfreuen im Herbste des Menschen Herz und Auge mit ihrer lieblichen Frucht, der süßen Traube.

Den Hintergrund bilden waldige Berge, bewachsen von Nadel- und Laubholz, das in sanfter Schattirung mit einander wechselt. — Die ferneren Wendungen des Thales lassen sich an den vorstrebenden und zurücktretenden Waldhöhen leicht erkennen, deren Gipfel stolze Burgen krönen.

Eine Perle von Landschaft wiegt die an Naturschönheiten so reiche deutsche Erde am Taubergrunde — zumal an dem oberen Thale der Tauber in ihrem Schooße.

Nicht in wilder Schlucht zwischen hohen Gebirgszügen, nicht im schaurigen Felsengeklüfte sucht sich die Tauber ihr Bett, nicht in furchterregender Gestaltung naht sich das Thal deinem Blicke. Nein, es schmiegt sich an, wie ein unschuldig Kind an der Mutter Herz, es lacht dich an, wie ein holdselig Mägdlein in seinem Liebreiz, wie die Knospe, die sich beim frühen Morgenthau zur lieblichen Rose entfaltet.

Es ist ein Bild von sittiger Schönheit, von reiner heiliger Freude, ein liebes Bild von sanfter Ruhe und traulichem Frieden.

„Du zeigest, wie es wenig braucht,
Daß stilles Glück die Welt versüßt —
O Tauberthal! sei mir gegrüßt!“

Junker Georg war unterdessen vom Forste zurückgekehrt und Ritter Günther freute sich ungemein über den Sohn seines Freundes, der sowohl nach seinem Aeußern als durch sein Benehmen verrieth, daß er ein würdiger Sohn eines braven Vaters sei.

Junker Georg war aber auch ein recht stattlicher Jüngling. Groß und stark von Statur, von edler Haltung und einnehmendem Gesichtsausdrucke. Doch zeigte er eine gewisse Schüchternheit und einen für sein Alter zu großen Ernst, was wohl auf Rechnung seiner einsiedlerischen Erziehung zu schreiben ist.

Greta hatte indessen das Abendessen bereitet, das ihrer Kochkunst alle Ehre machte, und der Pilger ließ ihr durch Wort und That volle Gerechtigkeit widerfahren. Der Michael durfte gleichfalls an dem Mahle theilnehmen: was beileibe nicht der Fall gewesen sein würde, wenn es nicht von dem Fremden

ausdrücklich erbeten worden wäre. Denn Ritter Ulrich hielt es nicht so recht mit seiner Würde verträglich, daß ein Höriger an Einem Tische mit ihm speise; doch aus Liebe zu seinem Freunde ließ er es für dieses Mal geschehen.

Die Unterhaltung der drei Waffengenossen war die herzlichste und gemüthlichste, die sich denken läßt, und Kaiser Friedrich als der oberste Feldherr bei ihren Kriegszügen der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung. Einer überbot den Andern in seinem Lobe und oft genug wurden die Pocale auf sein Wohl geleert, wodurch die ohnehin frohe Stimmung der Tischgenossen wo möglich noch erhöht wurde.

Der lebensfrohe Günther suchte nun die heiteren Geschichten ihrer Erlebnisse während des italienischen Krieges zur Sprache zu bringen. Von dem ernsten Ritter Ulrich ließ sich da nicht viel erzählen; wohl aber vom Langenmichel Einiges, welches tragikomisch genug war, um Heiterkeit zu erwecken und sowohl die liebevolle Gesinnung des Kaisers gegen Herrn Ulrich als wie auch die herablassende Güte gegen dessen Knappen Michael bekundete.

„Hört!“ hob Günther an, „ich will nun eine Mähre von unserm Langen hier erzählen, die ihm zwar alle Ehre macht, denselben mit dem Kaiser in Berührung brachte, aber doch auch so vielen Schrecken und Angst ihm verursachte, daß ihn selbst des Kaisers hohe Gunst kaum entschädigt haben dürfte. Sprich selbst, Langer, ob ich Unrecht habe!“

„Was kann ich da sagen? Ich weiß ja nicht, was Ihr vorzubringen gedenkt. Schrecken und Angst, ich leugne es nicht, habe ich bei dem falschen Wälschvolke genug ausgestanden.“

„Ich meine Deine verunglückte Kocherei durch — eine Kröte. Denkst Du nicht mehr daran, Michael?“

„Ja wohl denke ich daran. Ja, ja! das war eine fatale Geschichte. Für meinen Schrecken aber bin ich hinlänglich durch die Freundlichkeit Seiner

Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, Friedrich's des Ersten — den Gott erhalte! belohnt worden."

— Wir müssen hier bemerken, daß der Michael nie anders als in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken von seinem geliebten kaiserlichen Herrn sprach. Und wenn Dieses im Gasthause zum grünen Baum geschah, so sagte er den ganzen langen Titel des Kaisers her, so daß kein Etcetera am Schlusse nöthig war. —

„Von dieser Koch- und Krötengeschichte, in die, wie ich so eben höre, selbst der Kaiser verwickelt gewesen, habe ich nie ein Wort vernommen," versetzte jetzt Ritter Ulrich.

„Das glaube ich wohl. Du lagst damals an Deinen Wunden schwer darnieder," erwiederte Günther und fuhr fort: „also auf, lieber Bruder Michael! erzähle selbst, wie die Sache war, da Dein Herr und Ritter sie ja auch zu wissen wünscht."

Bei den Worten „lieber Bruder" sah Herr Ulrich seinen Freund mit großen Augen — fast unwillig an. Einen ehemaligen Schildknappen von einem Ritter „Bruder" nennen zu hören, galt bei ihm für einen argen Verstoß gegen die Ritterwürde.

Michael, der seinen Herrn genau kannte, bemerkte und verstand den finstern Blick desselben und da er fürchtete, daß der Ritter hierüber eine Gegenrede thun möchte, wobei er — Michael — eben keine Complimente zu erwarten haben würde, so begann er, um dies zu verhindern, sogleich und so höflich als ihm möglich.

„Mit Gunst, meine hohen Herren! ich rechne es mir zur besonderen Ehre, daß es mir in Eurer vornehmen Gesellschaft vergönnt wird, Etwas von mir als einem geringen Knappen zu erzählen. — Ihr wisset, daß die letzte Belagerung von Mailand ein ganzes Jahr andauerte, bis sich die stolze Stadt ergab. Es war, wie ich mich gut entsinne, in den ersten Tagen des Lenzmonates im Jahre 1162 nach

unsers lieben Herrn Geburt. Bei einem Ausfalle der Mailänder wurdet Ihr, mein Herr Ulrich! schwer verwundet, bald aber habt Ihr Euch wieder erholt; allein die wälsche Kost wollte Euch nicht munden und Ihr ließt Euch vermerken, daß ein Stücklein Wildpret nach deutscher Art zubereitet Euch willkommen sein würde. Das Wildpret aber war rar, da Alles jagte. Doch gelang es mir, ein Häslein zu fangen. Ihr könnt gar nicht glauben, wie mich das freute. Ich wollte Euch damit überraschen, aber der Gottseibeiuns spielte mir einen Spuk; es kann gar nicht anders sein. Auf der Erde am Teich hatte ich ein Feuer angemacht. Ich lieh mir eine Pfanne, legte mein Häschen hinein, fein gewürzt, mit vortrefflichem Weinessig übergossen; schon duftete wohlriechend die Brühe. Ich verkostete, sie schmeckte vorzüglich. Noch ein wenig Wein und etwas Muskatennuß mußt du hinthun — dachte ich mir, dann wird's ein Gericht, daß dich dein Herr loben wird. Jetzt nahm ich das Messer und eine von Holz gemachte Gabel und untersuchte, ob es gar genug sei, schnitt ein Stücklein ab und kostete es. Ach, das war so mürbe, so gut; aber was geschah! Schon hatte ich die Schüssel, in welche ich die Mahlzeit legen wollte, hingestellt, da hüpfte eine große Kröte daher und ehe ich mich versah in die Pfanne und —"

„Halt, Langer!" rief Ritter Günther. „Was nun kommt, will ich vollends erzählen. Da nun die Kröte in der Pfanne lag, erhob der Michael ein solch' furchtbares Geschrei, daß Alles auf ihn zulief, auch ich. Und da Einige, wie es denn bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, laut lachten, sich lustig über unsern Freund machten und Spott trieben, so wurde der gute Mann unwirsch und es hätte sicher Händel gegeben, wenn nicht zufällig der Kaiser in Begleitung des Grafen Otto von Wittelsbach des Weges gekommen wäre. Die Majestät wandte sich an mich mit der Frage, was allda vor-

gefallen sei? Und als ich ihm mit gebührender Reverenz Bericht erstattet hatte, wandte sich der hohe Herr selbst an Michael, der starr und leichenblaß dastand, und sagte mit der ihm eigenen Freundlichkeit: „Ich bin eben im Begriffe, meinen Vetter, Deinen Herrn zu besuchen, tröste Dich, an Wildpret soll es ihm ferner nicht fehlen. Ich sehe aber, daß du, langer Mann! Herz und Kopf an rechter Stelle hast, habe Dich wohl bemerkt, wie Du bei dem letzten Ausfalle einen Haufen Wälscher vor Dir hergetrieben und furchtbar sie niedergemäht hast. Deine Schwabenstreiche sind gut. Ich wollte nur, daß ich Dich und alle meine Braven so lohnen könnte, wie Ihr so sehr verdient." — So sprach die Majestät und reichte dem Michael huldvoll die Hand. Der Lange aber ließ sich auf ein Knie nieder und küßte die ihm gebotene kaiserliche Rechte. — War's nicht so, Michael! war's nicht so?"

„Ja — so war es," sprach dieser und verabschiedete sich.

Nachdem ihm das Versprechen abgenommen war, sich morgen bald wieder einzustellen, drückten ihm zur guten Nacht die beiden Ritter recht herzlich die Hand. Junker Georg aber gab ihm das Geleite bis vor das Schloßthor. Da umarmte er ihn und sagte: „Michael! Du bist ein wackerer Mann, wir werden gute Freunde werden." —

„Ich war der Eurige schon von jeher und liebe Euch, als wär't Ihr mein selbsteigener Sohn —."

So schieden sie. Auch die Ritter begaben sich zur Ruhe.

Am andern Morgen, als noch Niemand auf der Burg wach war außer der immer emsigen Greta, kam schon der Michael und brachte das Hauptmaterial zum heutigen Imbisse, nämlich einen Hecht — so groß und schwer, wie er schon lange keinen gefangen hatte, und auch die schönsten Krebse: worüber die sorgfältige Dienerin höchlich erfreut war.

In derselben frohen Stimmung, in der die drei Veteranen sich gestern verließen, fanden sie sich heute wieder zusammen.

Nachdem sie sich mit Speise und Trank gütlich gethan und dem Hechte und zumal den Krebsen — den „Cardinälen des Meeres", wie ein gewisser französischer Schriftsteller, der sich in seiner Bescheidenheit den Fürsten der Literaten betitelte, die Krebse benannt hat, da er glaubte, sie hätten an und für sich eine rothe Schale. Er hatte nur gesottene auf der Tafel und nie Einen im natürlichen Zustande gesehen — nachdem also dem Mahle weidlich zugesprochen war, ergriff Herr Ulrich das Wort.

„Ich wollte Dich, mein lieber Waffenbruder! schon gestern fragen, wie Du zu dem Entschlusse gekommen bist, ein Pilgrim zu werden und bitte Dich, mir Bescheid zu geben."

„Das sollst Du sogleich erfahren. — Als der Krieg in Wälschland zu Ende war, zog ich hinab in die Wetterau auf meine Burg. Mein braver Vogt hatte gut gewirthschaftet. Die Speicher lagen voll Getreide, die Keller voll Wein, und was die Hauptsache war, es mangelte mir nicht an Münze. Der getreue Mann gab den Rath, mir ein ehelich Gemahl zu suchen; aber davon wollte ich Nichts wissen. „Ich habe noch Zeit, mich in das Ehejoch zu schmieden," sagte ich und lud dafür meine nahen und fernen Nachbarn zu fröhlichen Gelagen ein. Und nun ging es lustig auf der Hardburg zu. Da wurde gezecht nach Herzenslust und nimmer ruhten die Würfel. Mein Vogt mochte mir die eindringlichsten Vorstellungen wegen des wüsten Treibens machen, allein der Besorgte sprach nur zu tauben Ohren. Ich verpraßte nnd verspielte Hab und Gut. Meine Burg war bereits verpfändet und ich hatte nur noch zwei Knechte. Ein kleines Dorf mit siebenzehn Bauern und einem baufälligen Schlößlein war noch mein freies Eigenthum. Ich hätte wahrscheinlich dies auch

vergeudet, wenn ich nicht im wilden Taumel meines liederlichen Thuns darauf vergessen hätte. Als meine Keller und Speicher geräumt und mein Geld verloren war, blieb auch meine Burg leer und die Gäste sah Niemand wieder. Nun mußte ich freilich zur Besinnung kommen. Allein es war jetzt zu spät. — Ich berieth mich mit meinem Vogte, was nun zu machen sei. ‚Wenn wir recht sparsam sind und Ihr Euch einschränken wollt, so möchte es wohl geschehen können, daß wir durchkommen und Euch Euer Leben bleibt; aber Mühe wird es immerhin kosten,‘ meinte mein Verwalter, hinzufügend, daß an eine Auslösung aber erst nach Jahren zu denken sei.

„Und als ich hierauf anfing zu jammern und meinen Leichtsinn zu verwünschen, auch mein großes Bedauern aussprach, daß ich seinen so wohlgemeinten Ermahnungen keine Folge leistete, da sprach der Gute: ‚Ihr beklagt ein Unglück, das für Euch um so schmerzlicher sein muß, als Ihr es Euch selbst zugezogen habt. Aber glaubt Ihr denn, daß der Verlust Eurer zeitlichen Güter Euer größtes Ungemach sei? O! ich kenne ein noch größeres, das, wie ich leider längst erkannt, Euch getroffen hat. Ihr habt Gott verlassen und Gott verließ Euch wieder. Seht, das ist das größte Unglück, das über einen Menschen kommen kann. So lange Ihr hier seid, habt Ihr Eure Schloßkapelle mit keinem Fuße betreten und habt vielleicht kein Vater unser gebetet.‘

„Der Mann hatte Recht. Es war so. Allein ich wollte es mir nicht sogleich gestehen und ward sehr aufgebracht über die vermeintliche Anmaßung meines Untergebenen, der sich herausnahm, mich zu schulmeistern und zwar über eine Sache, die ihn, wie mir däuchte, durchaus Nichts anging.

„In eben nicht freundlichem Tone höhnte ich daher: ‚Ei, ei, Herr Sebald! was Ihr hier sagt. Seid Ihr ein Herzenskundiger, daß Ihr meine Gedanken wisset? Was geht Euch überhaupt mein

Gewissen an? was geht es Euch an, wenn ich mich über Thorheiten hinwegsetze! Ich wehre ja Euch und Keinem hierüber zu denken und zu thun, was ihm gut dünkt. Bei meinem Zorn! ich will dergleichen nicht mehr von Dir hören.'

„Mein Vogt Sebald aber ließ sich durch mein Aufbrausen nicht außer Fassung bringen. Mit aller Ruhe entgegnete er mir: ‚Thorheiten — sagt Ihr. Hört! Wenn Ihr Euch in besseren Umständen befändet, so würde ich blos sagen: Lebt wohl! ich mag nicht länger mehr der Diener eines Religionsspötters sein. Dieses Lebewohl aber werdet Ihr von mir hören, wenn ich mit Gottes Hülfe Eure Angelegenheiten zu Eurem Nutzen in Ordnung gebracht haben werde. Nur erlaubt mir noch ein Wort! Denkt an die Worte Eurer frommen guten Mutter, die sie auf ihrem Sterbebette zu Euch sprach, denkt an die letzten Worte Eures Vaters, der ein ebenso weiser Mann als ein wahrer Christ gewesen.'

„Mein Vogt sah mich dabei mit einem wehmuthsvollen und durchdringenden Blicke an, der mir in die Seele drang. Eine Thräne trat ihm in das Auge und mit dem Ausrufe: ‚Ach, daß ich auch Das noch erleben mußte!' verließ er das Gemach.

„Diese Worte erschütterten mich. Mein Gewissen erwachte mit Einem Male. Das Bild meines Vaters, dem ich sein Alles, das meiner Mutter, der ich ihr Einziges war, stand vor meiner schuldbelasteten Seele. Alle Gefühle meiner glücklichen Jugendzeit tauchten in mir auf. Ich ward wieder zum Kinde. Meine gepreßte Brust machte sich durch Thränen Luft und ich rief laut: ‚O mein guter Vater, o meine liebe Mutter! verzeiht, verzeiht mir, daß ich eure Ermahnungen so leichtsinnig vergaß. Ich will wieder werden, was ich euch zu sein versprochen habe.'

„Es ließ mir keine Ruhe mehr. Des anderen Tages sattelte ich ein Roß und ritt zu einem drei Stunden von meiner Burg entfernten Klausner,

der in der ganzen Gegend im Rufe einer großen Frömmigkeit stand. Das Gerücht hatte nicht gelogen. Ich lernte in diesem Manne einen Heiligen kennen. Nichts kann über seine Demuth, seine Engelreinheit und seine Liebe gehen. Als ich ihm mein Anliegen kund gethan, war er sehr erfreut, tröstete mich und anstatt, wie ich erwartet hatte, eine Strafpredigt — ich war auf keine kleine gefaßt — zu hören, sprach er zu mir nur Worte der Ermuthigung und wies mich auf Gottes grundlose Barmherzigkeit hin. ‚Doch,‘ erläuterte der Greis, ‚wenn wir gleich annehmen müssen, daß Eure schnelle Umwandlung zum Guten eine besondere Gnade von Gott ist, so dürfte es jedenfalls für Euer Seelenheil gut sein, wenn Ihr eine Zeit lang bei mir verbleiben würdet. Um einen möglichen Rückfall, was bei der Schwachheit der menschlichen Natur so leicht geschehen kann, zu verhüten, thut vor Allem ein tiefes Eindringen in die ernsten Wahrheiten unsrer heiligen Religion noth. Die ärgsten Religionsspötter sind gewöhnlich die Unwissendsten in Religionssachen.‘

„Mit innigster Herzensfreude nahm ich seinen Vorschlag an, ritt nach Hause, rief meinen treuen Vogt, der über meinen festen Entschluß hoch erfreut war, und machte mich am nächsten Tage in frühester Morgenstunde zu meinem Klausner auf den Weg.

„Das große Gestirn des Tages — die holde Sonne erschien am Himmelsgewölbe in alter und doch immer wieder neuer Pracht. Ich fühlte, wie es mir lichter ward in der Seele und ich stimmte nach langer Unterbrechung meinen Morgengruß an, den mir als Kind schon mein überaus frommer und biederer Vater Laurenz eingeprägt hatte.

Auf, mein Herz! wach' auf und singe
Gott, dem Schöpfer aller Dinge,
Gott, der dich so herzlich liebet
Und sein Licht dir wieder giebet.

Alles, was genannt kann werden:
Feuer, Wasser, Luft und Erden,
Tage, Jahre, Stund' und Zeiten
Müssen seinen Ruhm ausbreiten.

„Ueber ein viertel Jahr behielt mich der Klausner bei sich. Gebet und Unterricht war während dieser Zeit unsere einzige Beschäftigung. Wie Honig süß floßen die Worte von seinen Lippen, sie kamen vom Herzen und gingen zum Herzen. Nun weiß ich, was ich glaube und warum ich glaube. Ich wollte bei dem Diener Gottes bleiben, wollte ein Einsiedler werden. Allein er war dagegen. ‚Zum Eremiten sei ich nicht geeignet. Wolle ich aber dem Herrn ein Opfer der Buße bringen, so solle ich ein Pilgrim werden. Durch die Ermüdung des Körpers werde das unordentliche Begehren verdrängt und durch die Andächtigen, die ich an den Gnadenorten fände, würde ich immer mehr erbaut, zum eifrigen Gebete und frommen Lebenswandel angeregt werden.'

„Ich stand keinen Augenblick an, seinem Rathe Folge zu leisten und siehe! so kam es, daß ich ein Pilgrim geworden bin. Du darfst aber ja nicht denken, daß die Sache gar so leicht war. Es kostete mich große Kämpfe, bis ich es dahin brachte, der Welt und ihrem Treiben zu entsagen. Doch davon und von dem ehrwürdigen Vater Edmund, dem frommen Klausner, dann meinen Wallfahrten nach Köln, Trier, Würzburg, Bamberg und noch vielen andern Orten werde ich Euch erzählen, wenn ich mit Gottes Hülfe wiederkehre vom heiligen Grabe zu Jerusalem. Denn morgen muß ich Euch verlassen."

„Morgen schon?" riefen Alle wie aus einem Munde.

„Ja, meine Lieben! Ich darf nach meiner Pilgrimsregel nicht länger als drei Tage unter Einem Dache verweilen; es wäre denn an einem Gnadenorte der kirchlichen Feierlichkeit wegen."

„Dies thut mir vom Herzen leid, daß Du mich so bald wieder verlässest,“ bedauerte Herr Ulrich und frug ihn, wo er nun hinzureisen gedenke.

„Nach Rotenburg. Ich habe in Würzburg von zweien Pilgern erfahren, daß daselbst eine hochheilige Reliquie vom heiligen Blute verehrt und am nächsten Sonntag ein großes Fest in Rotenburg gefeiert wird. Von dieser Reichsstadt gehe ich will's Gott nach Eichstädt, um an den Gräbern der heiligen Willibald und Walburga zu beten, sodann nach Altötting und weiter nach Maria Zell, von da über die Steirischen Gebirge durch Kärnthen und Krain nach Triest, wo ich mich einschiffen werde.“

„Nach Rotenburg also! Möchtest Du unsern lieben Freund nicht dahin begleiten, Michael?“ fragte Ritter Ulrich.

„Nein, gewiß nicht! Nach Rotenburg bringt mich kein Mensch mehr,“ betonte Michael.

Und in der That, es war ihm nicht zu verargen.

Die Sache aber verhielt sich so.

Nachdem Michael das Unglück gehabt, von einem Hunde gebissen worden zu sein, die Wunde aber trotz aller angewandten Mittel nicht heilen wollte, so gelobte er nach Rotenburg zum heiligen Blute wallfahrten zu wollen. Da nun sein Bein wieder gesund wurde, kam Michael seinem Gelübde nach und wallfahrtete zum heiligen Blute nach der Reichsstadt Rotenburg in das dem heiligen Sendboten Jakobus geweihte Gotteshaus. — Zum Schutze für seine Beine gegen bissige Hunde hatte er sich die uns schon bekannten Stiefeln machen lassen. Wie er nun mit diesen in Rotenburg einzog, machten sich muntere Knaben darüber lustig. Doch dies ging, obgleich es ihm nichts weniger als angenehm war, noch hin. Als er aber seine Andacht verrichtet hatte und über den Marktplatz der Stadt ging, sah er einem Bärentreiber, der mit seinem Bären und einem Affen allerlei Kurzweil trieb, gemüthlich zu. Er hatte sich Be-

quemlichkeits halber an eine gegenüberstehende Mauer gelehnt. Nichts Böses ahnend mit hoch erhobenem Kopfe schaute er über die gaffende Menge nach dem tanzenden Bären. Da schlich sich ein Knabe mit einem Schaff Flußsand sachte an unsern Michael heran und schüttete denselben wie er war in einen seiner Stiefel. Und das geschah so behende, daß Michael, der so schnell als möglich, wie er des Unfugs inne ward, mit seinem Knotenstocke nach dem Muthwilligen schlug, blos in die Luft hieb. Lachend sprang der Bube davon. In demselben Augenblicke jedoch füllte ein anderer von den Rangen ihm seinen zweiten Stiefel ebenfalls mit Sand. Jetzt aber entstand ein so unbändiges Lachen und Schreien von einer übergroßen Menge ausgelassener Jungen, die den nunmehr an den Boden gebannten Michael umgaben, daß das Volk den Bären und Affen verließ und hinlief zu dem an der Wand lehnenden langen Manne mit der Fuchspelz-Mütze, der sich unter Schelten und Toben vergebens bemühte, seine im Sande vergrabenen Füße aus den Stiefeln zu bringen: wobei die schlimmen Buben in Einemfort riefen: „Stiefelmann — lauf' davon!" Alles umher lachte nur — der Michael und der Bärentreiber nicht. Der Zulauf nahm immer zu, so daß zuletzt der Mann mit seinem Bären und Affen ganz allein stand. In der Meinung, der Mensch an der Mauer sei ein Gaukler, der ihm mit seinen Künsten seine Zuschauer verlocke, rannte derselbe wuthentbrannt zu unserm ohnehin schon genug geängstigten Michael, hielt ihm beide Fäuste unter das Gesicht und schrie wie besessen: „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr heilloser Gauch, Ihr ehrloser Wicht, Ihr Broddieb, daß Ihr Euer Narrenspiel jetzt treibt, wo ich meinen wohlabgerichteten Bären tanzen lasse und mir die Zuschauer wegzaubert?"

Michael war außer sich vor Wuth. „Du Galgenvogel Du!" rief er dem Bärentreiber zu, „Du schmähst

einen Mann, der Dir kein Leid angethan und den selbst der Kaiser ehrte. Könnte ich nur vom Platze, ich wollte mit Dir fertig werden, Du wälscher Halunke Du!"

Ein altes Mütterlein aber klärte den Bärenmann auf, daß der lange Mann an der Mauer kein Gaukler sei, und zeigte ihm, wie muthwillige Buben seine weiten Stiefel so mit Sand beschwert hätten, daß er sich nicht von der Stelle bewegen könne. Er müsse, fuhr die Alte fort, ein vermöglicher Mann und guter Christ sein, denn er habe, da er aus der Kirche ging, viel Geld an Arme vertheilt und sie selbst habe ein reichliches Almosen von ihm erhalten.

Als dies der Savoyarde hörte, besann er sich nicht lange. Er ging zu unserm Michael, der sich noch immer nicht zu rathen und zu helfen wußte, bat ihn um Verzeihung und bot ihm seine Dienste an.

Bei jedwedem anderen Verhältnisse würde der Wälsche die nachgesuchte Vergebung von Michael nur unter voraus gegangenen handgreiflichen Bedingnissen erhalten haben, allein in seiner jetzigen Lage war er froh, Hülfe zu erlangen, komme dieselbe woher sie wolle. „Hilf mir nur, daß ich meine Füße aus den Stiefeln bringe, dann will ich Alles gut sein lassen und Dir's noch lohnen."

Der Bärentreiber machte sich sogleich an die Arbeit.

Michael hob sein rechtes Bein, der Andere zog an dem Stiefel nach Leibes Kraft, Michael's linker Fuß rutschte ab und — er lag, so lange er war, auf der Erde.

Schallendes Gelächter erhob sich aus der ihn immer noch umgebenden gaffenden Menge.

Endlich gelang es, seiner im Sand vergrabenen Füße wieder habhaft zu werden. Er gab seinem Befreier eine Gabe und schrie aus vollem Halse: „Petzel Horum!"

Auf diesen Ruf hielt ein vorüberfahrender Wagen

stille und eine Stimme ließ sich hören: „Wo kömmt Ihr her — zu gehen nach Rotenburg? Herr Michel, wollt Ihr fahren mit mir nach Immenau, könnt Ihr sitzen auf.“

„Ja das will ich, Petzel Horum, und Dir dafür einen guten Handel machen.“

Der Inhaber des Wagens war nämlich ein jüdischer Handelsmann, mit dem unser Michael schon öfter geschäftlich verkehrt hatte.

Und so kam der Dank seiner Stiefel und des Muthwillens der Rotenburger Straßenjugend mit Hohn und Spott — will sagen Sand im vollsten Maße Ueberschüttete endlich glücklich in Immenau wieder an.

So ungefähr erzählte der Lange seine in Rotenburg erlebten Fatalitäten, die ihm dort sein böses Geschick spielte.

Ritter Günther war trotz seines nunmehrigen ernsten Standes nichts weniger als ein Griesgram geworden und fand in Michael's Rotenburger Abenteuer Stoff genug zu großer Erheiterung.

Das Vergnügen aber, welches sich die muntere Jugend Rotenburgs mit Michael's Stiefeln machte, bekam den sinnreichen Anstiftern und Ausführern sehr übel.

Ein Rathsherr ging eben vorüber, als Michael dem Bärentreiber zurief: „Du willst einen Mann höhnen, den selbst der Kaiser ehrte;“ — dieser Ausruf kam dem Herrn bedenklich vor. Eiligst begab er sich zum Bürgermeister, um dem ehrenfesten gestrengen Stadtvorstande den Vorfall zu vermelden. Er erhärtete, wie er aus einer Rede des von bösen Buben und einem Bärentreiber schwer mißhandelten Wallfahrters vernommen habe, sei derselbe ein Mann des Kaisers. Er sei daher der Meinung, daß der Fremde in Schutz zu nehmen und Die, so ihm Uebels gethan, bestraft werden sollten, damit nicht etwa der Verunglimpfte bei Seiner Majestät Beschwerde führen

möchte über schlechtes Regiment der Obrigkeit der freien Stadt. Daß aber hinter dem Fremden, fuhr der weise Rath weiter fort, mehr stecke als sein Anzug vermuthen lasse, erhelle schon daraus, daß Besagter viel Geld unter die Armen vertheilt habe, was ihm die alte Ursula Offnerin, die selbst eine reichliche Spende von jenem Wallfahrter erhalten, berichtet hätte. Was aber die allerdings sonderbar großen Stiefeln, die der Mann trüge, betreffe, so sei er der unmaßgeblichen Ansicht, daß dieselben von ihm in Folge eines Gelübdes zur Buße auf seiner Wallfahrt getragen würden. Dann suchte der nach Art und Weise der Rathsherren um das Wohl der Stadt besorgte Redner dem Bürgermeister an's Herz zu legen, wie viel Bürgermeister und Rath daran gelegen sein müsse, Alles entfernt zu halten, was irgendwie Seiner kaiserlichen Majestät einen Anlaß zu einem Mißfallen seitens der lobesamen Stadt geben könnte: sintemalen der glorreich regierende Kaiser Friedrich Rotenburg zur freien Reichsstadt erhoben und mit so großen und herrlichen Privilegiis wie die vornehmsten und mächtigsten Städte des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation begnadigt habe.

Der Bürgermeister lobte die Weisheit, Vorsicht und den Amts- und Diensteseifer des Rathes höchlich und befahl, daß im Augenblicke einige Stadttrabanten abgingen, um den Fremden in Schutz, den Bärentreiber in Verhaft zu nehmen und die Frau Ursula Offnerin auf das Bürgermeisteramt zu laden, damit die Untersuchung wegen des verübten Unfuges sofort eingeleitet werden konnte.

Das Ergebniß der Rechtsverhandlung aber war, daß der Savoyarde mit sammt seinen beiden Thieren vier Tage eingesperrt wurde. Schlimmer noch kamen die beiden Jungen weg, die Michael's Stiefeln so geschickt mit Sand zu füllen wußten. Sie wurden an der Stelle, wo sie den Frevel verübt hatten, mit Ruthenhieben bestraft, wobei die ganze Jugend

Rotenburgs, um sich ein Beispiel daran zu nehmen, gegenwärtig sein mußte.

Als unser Michael dies erfuhr, sagte er: „das Alles wäre zu ersparen gewesen, wenn mich die Stadttrabanten sogleich gegen den Muthwillen der Buben in Schutz genommen hätten. Allein statt ihnen zu wehren, lachten sie selbst mit, was ich nur zu gut sah.“

Zweites Kapitel.

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich —.

Schiller in Maria Stuart.

Die drei Tage, welche Günther, wie er sagte, zur Rast erlaubt waren, hatten geendet. Er nahm herzlichen Abschied von seinen Freunden und setzte wohlgemuth seine Wanderschaft weiter fort. Er durchzog das Tauberthal. Sein Herz that sich auf bei dem Anblicke der herrlichen Naturschönheiten, die ihm hier von allen Seiten entgegen lächelten und seine Seele wurde erfüllt mit Dank und Liebe über dem Schauen der reichlichen Segensgaben, mit denen Gottes unendliche Vatergüte die üppige Flur beschenkt hatte. Es neigte sich der Sommer zu Ende. Die Weingärten mit der herzerquickenden Traube und die wohlgepflegten Obstbäume, — die Lieblinge des Kaisers Rothbart, der als ihr Schützer Jedem mit dem Rade drohte, der Rebstock oder Fruchtbaum schädigte — und deren Zweige jetzt sich unter der Last lachender Aepfel und schmackhafter Birnen senkten, die munteren Heerden wohlgenährter Kühe mit strotzenden Eutern, die friedlich weidenden Schafe mit ihren fröhlich hüpfenden Lämmern, deren Hirten lustige Weisen auf der Schalmei bliesen — Alles

trug dazu bei, unsern Pilger zur innigsten Andacht zu stimmen, und aus der Fülle seines überfließenden Herzens sang er dem Herrn Loblieder. Es war ihm, als gehörte er einer höheren Welt an.

Sonderbar — es war gewiß nicht die erste schöne Gegend, welche Günther bereiste. Er kannte ja

„das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht —"

er war in Italien ... Allein damals hatte er keinen Sinn für die so erhabenen Schönheiten der Natur, sein Geist hatte eine ganz andere Richtung. Sein Sinn stand zur damaligen Zeit nur nach Ehre und Ruhm: worauf gewiß mit vollem Rechte jeder Krieger Anspruch zu machen hat. Wer kann auch dem hochherzigen Jüngling, der mit freudiger Lust seine Jugendkraft, ja sein Leben für sein bedrängtes Vaterland zu opfern bereit ist, die höchste Achtung versagen? Wer muß ihm nicht Bewunderung zollen für seinen Muth und seine opferwillige Hingabe für Fürst und Vaterland? — Aber nur zu oft erzeugt der Lorbeerkranz der Ehre und des Ruhmes Uebermuth und Stolz und den alles andere Verdienst verachtenden Hochmuth.

Dieses mochte nun wohl bei Günther ehemals der Fall gewesen sein.

So sehr außerdem auch das erhebende Bewußtsein seiner Thaten und die Anerkennung seiner Verdienste von Seite seines Kaisers sein Inneres hob und sein Herz erfreute: so war sein Geist doch nie ganz befriedigt und nicht selten sein Herz von einer traurigen Leere umgeben und mit unbehaglicher Unruhe erfüllt.

Jetzt war es anders. Er hatte den Lebensquell, welcher Christus ist, gefunden und im Wasser des ewigen Lebens seinen Durst gestillt. — Geist und Gemüth standen im vollen Einklang, er war in seinem Innern von jenem Frieden durchdrungen, „den die

Welt nicht geben kann," der ihn überglücklich machte und den Vorgeschmack der künftigen Seligkeit kosten ließ.

In heilige Betrachtung versunken weckte ihn aus solcher Musik und Gesang, den er in der Ferne hörte und der immer näher kam, ohne daß er Jemanden sah. Doch mit Einem Male klärte sich die Sache auf. Um eine Ecke des Berges, der vor ihm lag, bewegte sich eine Schaar Andächtiger, die in einer Procession nach Rotenburg zum Feste wallte. Günther schloß sich derselben an und mit glühender Andacht stimmte er in die frommen Lieder ein und betete die heiligen Gebete mit einer Inbrunst, die Alle erbaute.

In Rotenburg angekommen, wurde die Procession mit Glockengeläute empfangen und ein Priester mit kirchlich gekleideten Ministranten kam entgegen und besprengte die Wallfahrer mit geweihtem Wasser am Eingange zur Kirche.

Es war Abend. Das Dunkel der Kirche war durch viele brennende Kerzen erhellt. Hunderte von Andächtigen lagen vor dem Heiligthume im stillen Gebete auf ihren Knien. Jetzt begann der Abendgottesdienst und zum ersten Male ertönte das Spiel der Orgel, welche der hohe Rath der Stadt Rotenburg der berühmten Wallfahrtskirche hatte bauen lassen. Schon dieser Umstand hatte Viele herbeigezogen. Es war die erste Orgel in Rotenburg und der ganzen Umgegend. Somit läßt sich leicht denken, daß Jeder begierig war, die Klänge dieses damals noch wenig bekannten großen Musikinstrumentes zu hören. Die Wirkung, die die Orgel hervorbrachte, war aber auch eine wahrhaft wunderbare. Es ist bekannt, daß die Musik verschieden auf die Gemüther der Menschen einwirkt, je nachdem Temperament und Gemüthsart beschaffen ist. So auch hier. Einige standen wie versteinert, Andere falteten die Hände wie zum Gebete und wieder Andere weinten vor Rührung — Alle aber waren ganz Ohr und

es herrschte eine Stille, daß man in der überfüllten Kirche nicht einen Athemzug vernahm. Nun erscholl der heilige Chorgesang der frommen Mönche, welcher erst die Anwesenden so recht mit heiligen Regungen erfüllte. Jeder ging seelenvergnügt und im Innern mächtig gehoben aus dem Gotteshause. — Die Emsigkeit der Rotenburger hatte für alle Bedürfnisse der vielen Fremden gesorgt und wieder zu Hause angekommen rühmten die Wallfahrer die Güte der Speisen und Getränke, sowie die Billigkeit derselben von Seite der braven Rotenburger.

Mit Tagesanbruch ertönte das Geläute der Glocken und verkündete die Feier des Festes. Mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes wurde dasselbe begangen. Nach dem Hochamte bewegte sich eine Procession durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt. Sie nahm vom Hospital zum heiligen Geist ihren Ausgang, ging die Kobolzeller Steige hinab und von der Kirche im Thale zu Unsrer lieben Frauen den Calvarienberg hinauf, vor dem herzförmigen Feld — dem Blutacker vorüber und von da nach dem Altare zum heiligen Blut in der St. Jakobskirche.

Eine große Fahne als Siegeszeichen des Christenthums über Heiden- und Judenthum wehte majestätisch an der Spitze des Zuges, welcher von Jünglingen und Jungfrauen eröffnet wurde. Letztere hatten die Ehre, ein sehr schönes Marienbild zu tragen. Es gab nichts Sanfteres, nichts Zarteres als den Ausdruck der jungfräulichen Mutter, nichts Anziehenderes und doch Erhabeneres als jenen des göttlichen Kindes — was nicht verfehlte, einen begeisternden Eindruck für Andacht und Liebe in den Gemüthern des christlichen Volkes zu erwecken. Nach diesen kam das von einem Abte im reichen golddurchwirkten Ornate unter einem köstlichen Baldachin getragene Heiligthum. In stolzer kriegerischer Haltung begleiteten rechts und links die schön gekleideten Stadt-

soldaten Rotenburgs dasselbe. Unmittelbar schloßen sich die Rathsherren mit dem Bürgermeister an der Spitze dem Heiligthume an. Der Bürgermeister trug in der Rechten einen Richterstab zum Zeichen seiner hohen amtlichen Gewalt, auf seiner Brust glänzte an einer goldenen Kette das Brustbild des Kaisers Friedrich Barbarossa, welcher, wie schon erwähnt, Rotenburg zur freien Reichsstadt erhob und besondere Rechte und Privilegien verlieh.*) Dann folgte das gläubige Volk in übergroßer Zahl.

Nach dem Gottesdienste speisten die sämmtlichen Mitglieder des hohen Rathes im Kloster der Johanniter, wo noch mehrere angesehene Bürger eingeladen waren, auch der Pilger Günther.

Nach der Tafel wurde das Opfergeld herbeigebracht und in vier Theile getheilt: nämlich zwei Theile erhielt der Stadtsäckel, einen das Spital und einen das Kloster. Der Stadtsäckelmeister schmunzelte nicht wenig, als er den bedeutenden Antheil, welcher der Gemeindeassa zufloß, sah und einsäckelte.

„Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger,“ sagte einstmal der alte König Ludwig.

Und das war das naturwüchsige Volk des Mittelalters besonders in Franken und Schwaben.

Die Märkte, welche zu jener Zeit bei allen kirchlichen Feierlichkeiten gehalten wurden, waren ebenso viele Volksfeste. Da waren außer den Kaufleuten und Krämern, die ihre Waaren verfeilschafteten und gewöhnlich reichlichen Absatz fanden, auch eine Menge Spielleute, Gaukler, Seiltänzer, Bärentreiber und anderes Kurzweil treibendes Volk zugegen. Besonders spielten die reisenden Aerzte,

---

*) Nach dem Tode des einzigen Sohnes und Erben Kaiser Konrad's von Hohenstaufen, Friedrich's von Rotenburg, welcher in Italien 1167 an der Pest starb. — Uebrigens wird derselbe meistens nur dux Rotenburgi genannt, weil sich sein Herzogthum nicht weiter als auf Rotenburg und die dortige Gegend erstreckte.

von dem Volke Marktschreier genannt, bei dergleichen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle. Jeder derselben hatte, um Käufer anzulocken, einen als Schalksnarren gekleideten Lustigmacher, Hannswurst geheißen, bei sich, welcher durch allerlei gymnastische Künste, wie Radschlagen, auf den Händen gehen, Purzelbäume machen und andere drollige Spielereien die Zuschauer erheiterte und dabei mit derben Witzen auf komische Weise die Heilmittel seines Herrn anpries.

Auf dem heutigen Markte zu Rotenburg schlugen zwei dergleichen Heilkünstler ihre Bühnen und zwar gerade einander gegenüber auf. Der eine hieß Fuchs, der andere Luchs.

War es Zufall, war es die größere Geschicklichkeit des Lustigmachers — der Eine von ihnen, Meister Luchs, hatte einen so starken Zulauf, daß er und sein launiger Gehülfe kaum mit der Abgabe von Pillen, Pulvern, Tropfen und Salben fertig werden konnte: während Herr Fuchs, dessen Collega gegenüber, das bloße Zuschauen hatte. Auch nicht ein Käufer kam zu ihm — obgleich sein Narr alle ihm zu Gebote stehenden Künste, um die Leute auf den Kram seines Principals aufmerksam zu machen, vorführte und sein Herr im wahrsten Sinne des Wortes zum Marktschreier wurde, indem er wie ein Löwe brüllte:

Kauft, ihr Leute, kauft!
Alle meine Mixturen
Wirken wie Wundercuren.
Für Lungensucht und Leberweh,
Da hab' ich einen guten Thee.
Für Kopfweh und das Seitenstechen,
Für Magenweh und das Erbrechen,
Da hab' ich Tropfen fein und gut,
Die wirken auch auf Herz und Blut.
Das Zipperlein kann ich vertreiben
Mit einer Salbe zum Einreiben.
Das Herzweh und den Krampf zu stillen,
Hab ich die allerbesten Pillen.

Für Fallsucht und die Pestilenz
Hab' ich die herrlichste Essenz.
Für Ohrensausen und Hühneraugen
Dürft ihr nur meine Mittel brauchen.
Das Zahnweh und das Gliederreißen
Heil' ich nach ganz besondern Weisen:
Braucht ihr nur meine Arzenei
In einer Stunde ist's vorbei.
Alles kann ich euch curiren:
Kommt nur, um es zu probiren,
Alles auf das Allerbest'
Factum et probatum est.

Allein obschon der gute Mann sein Sprüchlein wiederholt abbrüllte, daß ihm die Lunge hätte bersten mögen, so wollte es doch Nichts fruchten. Es kamen einmal keine Käufer. Da berieth er sich mit seinem Narren, was hier zu thun sei. Und wie es nun in der Welt gar oft geht, daß die Narren da Rath schaffen, wo die Gescheidten sich nicht zu helfen wissen, so auch hier. Das Mittel, welches der Hannswurst in Vorschlag brachte, wurde unverzüglich in Ausführung gebracht und hatte den besten Erfolg. Derselbe würde allerdings noch glänzender gewesen sein, wenn nicht ein heilloser Schusterjunge ihnen einen bösen Streich gespielt hätte. Die Sache aber ging so.

Der Lustigmacher fuhr seinem Herrn mit dem Kopfe zwischen die Beine, so daß derselbe auf seinen Schultern zu sitzen kam und mit Diesem umherspringend stellte er sich, als wolle er ihn über die Bühne abwerfen, sodann rannte er mit ihm unter possierlichen Sprüngen gegen die Mauer und stieß ihn mit dem Rücken gegen dieselbe. Meister Fuchs stellte sich höchst ergrimmt ob der unerhörten Frechheit seines Narren und wehrte sich mit Händen und Füßen. Als es endlich gelang, durch dieses Spiel die Aufmerksamkeit der schaulustigen Menge zu erregen, welche sich durch Lachen und Schreien kundgab, so setzte der gewandte Lustigmacher seinen Herrn wieder zu Boden, kniete vor ihm nieder und bat unter allerhand komischen Pantomimen um Verzeihung seiner

Unthat. Sein Herr aber war Nichts weniger als hievon gerührt, sondern vielmehr sehr rührig, indem er unbarmherzig auf den Rücken des Uebelthäters losschlug. Dieser, dadurch wie zur Verzweiflung gebracht, sprang wild auf, ergriff einen langen Strick, schlang sich denselben um den Hals und während er ausrief: ich erhänge mich! war er wie ein Eichhörnchen an das eiserne Gitter eines Fensters vom Hause, an dem die Bühne des Herrn Fuchs stand, hinan geklettert. Im Nu hing er an den Eisenstäben. Einige Zuckungen mit den Beinen noch und es schien mit dem Armen vorbei zu sein. Sein Kopf fiel auf die Brust, die Augen schwollen, die Zunge hing so lang sie war aus dem Munde. Es war ein unlieber Anblick, der theils Mitleid, theils Widerwillen und Ekel erregte. Staunend stand die gaffende Menge um die Bühne und Viele riefen dem Marktschreier zu, er möge den erst Erhängten abschneiden.

Der aber gab zur Antwort: „Ich werde mich wohl hüten, wegen des Schurken unehrlich zu werden. Holt den Wasenmeister, dem ist's sein Geschäft, die Erhängten abzuschneiden, nicht das meine! Der Kerl hat übrigens den Galgen längst verdient; nun, da er sich selbst aufknüpfte, hat er dem Henker eine Arbeit erspart."

Indessen entstand unter den Zuschauern Tumult und mehrere Stimmen riefen laut: „Reißt den erbarmnißlosen Hund von der Bühne herab, den Wütherich, den gefühllosen Tyrannen!"

Das aber war es, was der Arzt wollte.

So sollte es kommen.

„Nun! nun!" schrie er, „wenn euch soviel an dem Leben des Narren gelegen ist, so mache ich ihn halt wieder lebendig. Das ist mir leicht, wenn anders die Seele noch in dem Leibe steckt. Und wie ihr seht, hat der Bursche seine Gurgel so fest zugeschnürt, daß sie, ehevor der Strick zerschnitten, nicht herauskommen kann. Also an's Werk! Nun gebt

wohl acht! Hier habe ich eine Salbe, die dringt durch Strümpfe und Schuhe. Sie wird aus dem Harze arabischer Bäume, Zolum Zilorum genannt, gekocht. Dazu wird noch genommen das Herz eines Adlers, die Leber vom Vogel Greif und die Galle von einem Einhorn."

Nun bestrich er die Füße und die Beine des Gehängten mit der Wundersalbe und alsbald fingen dieselben zu zucken an. Erst wenig, aber keine Minute dauerte es, so strampfte der Hängende mit seinen Beinen, wie Kinder, wenn sie lustig oder böse sind. Jetzt wurden Arme und Hände bestrichen, was die nämliche Wirkung hervorbrachte. Dieses Schlenkern mit Armen und Beinen bei dem noch leblosen Obertheile des Körpers bildete einen höchst tragi-komischen Contrast, der Staunen und Erheiterung erregte.

„Jetzt merkt auf! nun kommt der Lebensbalsam," rief aus voller Kehle der Wunderdoctor. „Dieser Balsam ist das Köstlichste, was die Arzneikunst besitzt. Hört und staunt, wie man ihn erhält! Auf dem Berge Ararat in Armenien, da wo die Arche Noe's stehen blieb, wächst ein Baum zu einer unermeßlichen Höhe. Dessen Blätter aber sind so scharf wie Schermesser und spitzig wie Nadeln. Und da der Balsam nur am Gipfel des Riesenbaumes fleußt, so kann sich Jeder denken, mit welch' großer Mühe und Gefahr derselbe zu erhalten ist. Sodann muß der Saft des Wunderbaumes erst mit Goldtinctur vermischt und mit noch anderen kostbaren Dingen, ich nenne nur gestoßene Perlen, untermengt werden."

Nun holte der Arzt eine in Goldpapier gewickelte Flasche, goß etliche Tropfen aus derselben auf einen Schwamm, welchen er an einem Stäbchen befestigte und hielt ihn unter die Nase des Aufgeknüpften. Dieser bewegte sogleich den Kopf, zog die Zunge ein, schaute nach Rechts und Links, kurz er gab alle Lebenszeichen von sich. Unter dem Jubel-

geschrei der Zuschauer löste er die Schleife am Eisengitter und gleitete langsam auf die Bühne herab.

Da stand er nun. Aber er that, als wäre er noch betäubt und rieb sich die Stirne.

„Ah ha!" sagte der Marktschreier, „weiß schon, was noch fehlt. Durch den Andrang des Blutes ist sein Sinnvermögen in Confusion gerathen. Will auch hier mit meiner Kopfsalbe, die jedes Kopfleiden hebt und das Herz stärkt, helfen." Er machte wieder eine ebenso lügenhafte als lächerliche Beschreibung ihrer Bestandtheile, welche wir, um nicht langweilig zu werden, umgehen wollen, und nur noch bemerken, daß, nachdem die Stirne des Schwänkemachers bestrichen war, derselbe sich das Aussehen eines vollkommen gesunden Menschen gab und mit dem Stricke um den Hals zur nicht geringen Belustigung des Volkes allerlei drollige Sprünge und spaßhafte Witze machte.

Nun aber drängte sich Alles herbei und fast mit Ungestüm verlangten die Einen von der Salbe durch Schuh und Strümpfe, Andere von dem Lebensbalsam und wieder Andere von der Salbe, welche die verworrenen Sinne wieder zu Ordnung bringt und das Herz stärkt.

Das Letztere wäre wohl das Nothwendigste im Menschenleben! Ach! wie oft hätte das arme Menschenherz eine Stärkung nöthig — und diese um so mehr, je besser dasselbe ist.

Ja, mein freundlicher Leser! wer Du immer sein magst, hoch oder nieder, reich oder arm, ohne Herzensweh wirst Du gewiß nicht die Reise durch das Erdenleben machen. Auch Du wirst erfahren, wie wehe Undank thut, wie schmerzlich die Untreue, Falschheit, Trug und Hinterlist ist und wie dem von Rechtlichkeitsgefühl Beseelten das Herz brechen möchte, wenn er sieht, wie das wahre Verdienst so oft unbelohnt bleibt, wie dem geraden strengrechtlichen Manne überall der Rücken gekehrt wird, während Heuchelei

und Verstellung Triumphe feiern, und wie nur zu oft die Lüge über die Wahrheit, das Laster über die Tugend den Sieg davon trägt. Mache dich, mein junger Freund! hierauf gefaßt und wappne Dich, damit Du, wenn dergleichen widrige Ereignisse Dir begegnen, als Mann dastehst und Du den Glauben an die Menschheit nicht verlierst. —

Auch kann ich Dir angeben, wo Du Herzstärkung, wenn Du ihrer bedarfst, sicher erhältst. Von Keinem als vom lieben Gott, dem Ewigen, Allmächtigen, unendlich Gütigen und Allwaltenden. Aus seinem Alles umfassenden Vaterherzen, das von nie endender Liebe überquillt, tröpfelt ein Balsam, der jede Herzenswunde zu heilen vermag.

Hier ist und bleibt dein Galaad. —

Doch sehen wir wieder nach unserm Jahrmarkte.

Die Geschäfte des Herrn Fuchs gingen vortrefflich.

Indessen sollte sein kaum aufgegangener Glücksstern bald wieder verschwinden. Der Mann hatte heute einmal kein Glück.

An einem Ende seiner Bühne lehnte in fast flegelhafter Stellung ein Schusterjunge — ob es derselbe war, der ehedem dem Fischermichel die Stiefeln mit Sand gefüllt, davon schweigt unsere Quelle — und versperrte den andringenden Käufern den Platz.

Herrn Fuchsens diensteifriger Famulus bemerkte Dieses, hieß dem Jungen barsch sich zu entfernen, da er sah, daß derselbe doch Nichts kaufe, und schlug ihm dabei, um seiner Aufforderung den gehörigen Nachdruck zu geben, mit seiner Narrenpritsche mächtig auf den Kopf.

Und dieser Schlag, der mehr Scherz als Ernst sein sollte, hätte bald, wie wir gleich hören werden, dem armen Narren das Leben gekostet.

Der Junge, welcher niemals, wo es Etwas zu sehen oder zu hören gab, unter den Letzten war,

stand, als sich der Hannswurst erhängte, ganz nahe dabei, und es war ihm nicht entgangen, daß derselbe einen ledernen Gurt, an dem ein Haken befindlich war, angeschnallt hatte. Diesen Haken klemmte dieser in die am Gitter quer laufende Eisenstange und zwar mit einer Behendigkeit, daß nur das scharfe Auge eines Schusterjungen es erspähen konnte — und hierin bestand auch das Kunststück des Erhängens.

Allein Dies paßte nun in die Begriffe, die der Junge sich von der Taschenspielerei machte, nicht. Nach seiner Ansicht sollte Alles reelle Wahrheit sein, außerdem hielt er es für Betrug.

Daß die ganze Kunst der Gaukler in der Geschwindigkeit, womit sie die Täuschung bewirken, besteht, war dem jungen Manne eine ganz unbekannte Sache.

Er hielt den Marktschreier und seinen Gesellen für ausgemachte Betrüger — was auch in Bezug auf den Wunderdoctor seine volle Richtigkeit hatte, und grollte ihnen daher gar sehr. Es wurmte ihn um so mehr, da er selber erst kürzlich wegen eines Butterweckes mit Zubehör, durch dessen Verspeisung er sich gütlich that, um den er zufällig seinen Meister betrogen hatte, eine empfindliche Bestrafung, die etliche blaue Flecken auf seinen Rücken zeichnete, erhielt. Auch war sein Mund durch mehre Tage bedeutend aufgeschwollen, welche Schwulst auch nicht von selbst entstanden sein dürfte. — Und Fuchs und sein Consorte sollten bei ihren Betrügereien straflos bleiben? Dies wollte dem Jungen nicht in den Kopf und er sann eben nach, wie er es anstellen könne, daß sie irgend eine Strafe — so oder so — bekämen, als die Pritsche mit seinem Kopfe in die unangenehme Berührung kam.

„Das sollst Du mir nicht umsonst gethan haben, verwünschter Schalksnarr, Du Lügner und Betrüger! So lasse ich mich auch hängen wie Du gehangen

bist. Aber warte nur, Du sollst an mich denken," so rief und schmähte der Knabe.

Darauf schlich er hinter die Bühne, stieg an derselben empor, packte, ohne daß der Possenreißer es merkte, das Ende vom Stricke, den derselbe als Zeuge seiner Heldenthat und der Wunderwirkung der Medicamente seines Herrn noch immer am Halse trug, und riß ihn rücklings zu Boden. Dazu zog er aus Leibeskräften an dem Stricke, daß die Zunge des Narren neuerdings zum Vorscheine kam, und zwar war es diesmal nicht Verstellung, sondern die wahreste Wirklichkeit.

Hätte Herr Fuchs, so sehr er auch beschäftigt war, den Scandal nicht noch zeitig wahrgenommen, sein Genosse wäre ganz gewiß erdrosselt worden.

Schnell schnitt er den Strick entzwei und rettete ihn noch, aber aufstehen konnte er nicht sogleich.

Da lärmte der Schusterjunge: „Ihr habt ja Salben genug, die für Alles helfen, bestreicht nun damit Euren Narren, so wird er ja genesen."

„Hätte ich dich, Du gottloser Junge! ich wollte Dir eine Salbe aufschmieren, daß Du dein Lebtag meiner gedenken solltest," keuchte Meister Fuchs.

Der Knabe aber machte gegen ihn eine unanständige Geberde und verlor sich unter das Volk.

Am andern Ende des Marktes entstand in diesem Augenblicke ein ungeheurer Tumult.

Ein Gauner, bekanntlich eine Sorte von Menschen, die bei dergleichen Gelegenheiten niemals fehlt, hatte ein Stück Leinwand gestohlen. Sein Unglück wollte, daß er auf frischer That ertappt und alsbald von zwei Stadtknechten festgenommen wurde.

Nach gethaner Meldung hievon erschien der Bürgermeister mit dem Stadtschreiber an der Stelle, wo der Frevel verübt ward.

Der Proceß war kurz. Das Urtheil, das der Bürgermeister fällte, lautete dahin:

Dieweil pro primo der Beklagte auf handhafter

That erwischt und der That geständig ist, brauche es keiner Probe,

alldieweil pro secundo die Diebheit minder denn fünf Schillinge sei, so gehört sothane zu Haut und Haar, wie der Schwabenspiegel im Capitul 114, §. 1, zu Recht erkennt, worunter der Staupenschlag und das Abschneiden der Haare zu verstehen,

sintemalen aber pro tertio die Frevelthat zur heiligen Festzeit geschehen, so wird als Verschärfung der Strafe andurch judicirt, daß dem Diebe das linke Ohr abgeschnitten und am Schandpfahle angenagelt werde unter der sachdienlichen Androhung, daß die nämliche Operation an dem rechten Ohre gleichfalls stattfinden sollte, sobald der Uebelthäter es wage, nochmals das Weichbild der ehrsamen Stadt zu betreten.

Das Urtheil würde sofort in Vollzug gesetzt worden sein, doch des Festes wegen wurde es bis auf den andern Tag verschoben.

Der Abend kam heran. Das Glockengeläute verkündete den Abendgottesdienst und den Schluß des Marktes. —

Froh und zufrieden wanderten nun Käufer und Verkäufer ihrer Heimath zu. Die Ersteren, weil sie wußten, daß sie den Ihrigen durch das Mitbringen einer Wallfahrtsgabe eine Freude machten und die Letzteren, weil sie einen reichen Absatz fanden. Lange noch erzählten die Wallfahrer sowohl von der Schönheit der kirchlichen Feier, als von den Lustbarkeiten und anderen Vorkommnissen des Jahrmarktes.

Die Form des Lebens und Denkens ist in unsrer Zeit eine andere geworden. Ein anderer Geist durchweht das Volk. Allein das Wesen ist eben in anderer Form doch das nämliche geblieben. — Gar manche Vorurtheile und Gebrechen der alten Zeit sind allerdings verschwunden, indessen andere sind dagegen wieder aufgetaucht, und es ist eine große Frage, welche die schädlichsten sind. —

Eines steht fest, die glücklichsten Menschen werden zu allen Zeiten und unter allen Umständen diejenigen sein, welche, der Tugend ergeben, ein gutes Gewissen sich bewahren und den Glauben an Gott und die Menschheit im Herzen behalten. —

Pilger Günther blieb noch des anderen Tages im Hospize zu Rotenburg, wo er dem vom Kaiser Friedrich gestifteten Trauergottesdienst für dessen Vetter, den Herzog Friedrich von Rotenburg, beiwohnte. Nochmals wanderte er die Stationsbilder auf der Steige entlang hinab, um sich von Unsrer lieben Frau in Kobolzell zu verabschieden. In inniger Andacht lag er an der heiligen Stätte vor dem Bilde der Hochgebenedeiten und wie Sang und Klang rauschte es von seinen Lippen:

Ein Glöcklein tönt wie aus der Luft
Vom Kirchlein in der Felsenwand,
Und klingt von Berg zu Berg, und ruft
Mit holder Stimme in das Land.

Es ruft die Seinen zum Gebet
Früh bei der Sonne erstem Strahl,
Und Abends, wenn sie niedergeht,
Ruft es des Engels Gruß in's Thal.

Der schwebet aus der Felsenwand
Auf gold'nen Wölkchen dann hinaus,
Schwebt segnend über's ganze Land,
Um jede Hütte, jedes Haus.

D'rum ist gesegnet dein Gefild,
So lang das Glöcklein tönet hell,
Ein Himmelsbote ist dein Schild,
Halt' fest am Glauben, Kobolzell!

Und nun machte auch Günther sich auf den Weg. Als er auf den Höhen sich befand, welche die Grenze zwischen Franken und Schwaben bilden, richtete er noch einen wehmuthsvollen Blick nach der Gegend, wo sein Freund und Waffengenosse Ulrich hauste, rief ihm und den Seinigen ein Lebewohl zu und zog dann fort in die weite Ferne.

Drittes Kapitel.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
Uhland.

Auf den beiden Burgen Eschenberg und Seeburg war das alte Leben. Auf der Seeburg ging es freudig und fröhlich, auf Eschenberg still und einsam zu, wie immer. Nur mit Junker Georg war eine Veränderung in seinem bisherigen Benehmen vorgegangen. Sie fiel selbst seinem Vater auf und der freute sich darob. Hätte Herr Ulrich aber eine Ahnung davon gehabt, was eigentlich die Ursache von Georg's Umwandlung war — es würde ihm minderes Vergnügen bereitet haben.

Im grünen Baum zu Immenau saß wie alltäglich der lange Michael.

Mit der Mütze unter dem Arme und in respectvoller Stellung trat der wohlbeleibte Wirth vor denselben, indem er ihm mit den Worten: „Hier, gestrenger Herr Junker! sitzt der Michael," einen Gesellschafter zuführte, von dessen Kommen in den grünen Baum er sich nicht einmal hätte träumen lassen.

Es war der Junker Georg von Eschenberg.

Michael war auf das Freudigste überrascht, seinen jungen Herrn, wie er den Junker immer nannte, hier zu sehen, und als Dieser ohne alle Umstände dem Langen zutraulich die Rechte bot und sich zu ihm setzte, fühlte er sich hochgeehrt. Und Das um so mehr, als bei dem Erscheinen des Junkers die Gäste von ihren Sitzen aufstanden und ihm als dem Herrn oder doch Erben Immenau's ihre Achtung bezeigten.

„Mein lieber Michael! nicht umsonst habe ich Dich hier aufgesucht," nahm der Junker das Wort.

„Ich trage so Manches auf dem Herzen, das ich Dir als meinem einzigen Freunde mittheilen möchte, um Deine Meinung zu vernehmen und Deinen Rath einzuholen."

Der Fischer fand sich durch dieses Zutrauen nicht wenig geschmeichelt und betheuerte dem Junker, daß er ihm von ganzem Herzen mit Rath und That soviel an ihm läge zu Diensten sein wolle und — schloß er — eine wichtige und zutrauliche Miene annehmend, „der Fischermichel vermag schon Etwas." „Doch hier ist nicht der Ort, über wichtige Dinge zu sprechen. Wenn ich Euch bitten dürfte, zu mir in mein Haus zu kommen, so könnten wir uns dort ohne alles Aufsehen besprechen."

„In Dein Haus soll ich kommen?" frug erstaunt Georg. „Ich höre, daß da außer Dir Niemand Zutritt hat."

„Ihr seid allerdings der Erste, der es außer mir betritt. Scheint Dies auch in Bezug auf Eure Person eine Geringfügigkeit zu sein, so wollet doch darin einen Beweis meines Zutrauens und meiner Liebe für Euch ersehen. Ich gestehe, daß ich mich freue, Euch Manches zeigen zu können, was Ihr bei dem armen Fischermichel sicher nicht zu finden hofft."

„Bis wann kann ich zu Dir kommen?"

„Morgen — so früh Ihr wollt."

„Gut, ich komme."

Mittlerweile füllte sich die sehr geräumige Wirthsstube mit Gästen aller Art.

Der Junker machte dem Michael die Bemerkung, daß er nun wohl begreife, warum er gerne im grünen Baume verweile. An gesellschaftlicher Unterhaltung fehle es hier nicht, meinte er, und trank dem Michael freundschaftlich zu.

Dieser bedeutete, daß er selbst wenig Antheil an den Gesprächen der Gäste nehme, aber es belustige ihn, das Treiben derselben zu beobachten: obgleich dasselbe nicht immer angenehm, zuweilen

sehr unordentlich sei und ihn gar oft schon unwirsch gemacht habe. Uebrigens käme Dies selten vor, auch kännten ihn die Meisten, die hier Einkehr nähmen, und hüteten sich wohl, in seiner Gegenwart Unfug zu stiften. Sie wußten wohl warum. Denn wenn sie allzulaut lärmten oder Händel unter sich anfingen, so bedürfte es von seiner Seite nur eines Rufes und der Wirth, der die Stärke eines Bären hatte, brächte mit Beihülfe seiner Knechte die Streitenden sogleich auf die handgreiflichste Weise zur Ruhe oder aus dem Hause.

Da Junker Georg zum ersten Mal in seinem Leben eine solch' gemischte Zusammenkunft von so verschiedenen Leuten sah, war er sehr begierig, zu erfahren, womit sich diese verschiedenen Menschen beschäftigten, und bat daher den Fischer um Auskunft.

Dieser ließ sich also vernehmen.

„Seht Jene, welche dort in der Ecke den großen Tisch besetzt halten, sind Heimathlose. Ich nenne sie nur die deutschen Zigeuner. Ihre Geschäfte sind sehr manchfaltiger Art. Sie flicken Kessel, binden irdene Geschirre, stehlen und handeln mit Hunden, wissen viele Mittel gegen Krankheiten des Viehes, die aber Nichts fruchten, können Allen und für Alles helfen, nur — sich selbst nicht. Seht nur, wie sie ihren Schinken so trefflich sich schmecken lassen. Ich wette, sie haben ihn gestohlen; auf ihrem Felde ist er einmal nicht gewachsen. So ein großes Stück scheint mir keine Bäuerin hinwegzuschenken. Es müßte denn sein, daß ihnen der Schinken statt Arbeitslohn gegeben worden, oder für Siebdrehen und Segensprechen, was die Gauner auch thun. Sonst sind sie harmlose Leute, die Niemanden Etwas zu Leid thun, oder Etwelches mit Gewalt nehmen. Außerdem ist ihnen nicht wohl zu trauen, und wenn sie Gelüsten nach Fischen haben, so sind auch meine Reusen vor ihnen nicht sicher. Viele von den Männern haben nur Ein Ohr, was kein gutes Zeichen ist.

Seht nur hin, wie sorgfältig Einer seine Mütze über das linke Ohr zieht. Ganz sicher ist nur noch die Stelle vorhanden, wo das Ohr ehemals seinen Sitz hatte, den es aber nun mit einem gewissen Pfahle vertauschen mußte.

„Die Drei, welche nebenan sitzen, sind abgedankte Landsknechte. Gebt nur obacht, es wird keine Minute dauern, so verlangen dieselben Würfel. Ohne Würfelspiel kann diese Art Menschenkinder nicht leben. Sie treiben ansonst gerade das Widerspiel von Dem, was ich von den Heimathlosen gesagt habe. Nämlich, sie nehmen Nichts heimlich, Alles öffentlich. Stehlen, sagen sie, sei schimpflich und ein Dieb wird unter ihnen nicht geduldet. Ein Landsknecht fordert, und erhält er das Verlangte nicht gutwillig, so nimmt er es mit Gewalt. Das sei ehrlicher Landsknechte Brauch und Gewohnheit.

„Die jungen Leute, die am äußersten Tische sitzen und ruhig ihren Käse essen und ihren Wein trinken, sind fahrende Schüler, die von der hohen Schule zu Bononien kommen, wohin jetzt die meisten Schüler ziehen, um die Rechtswissenschaft, wie sie's heißen, zu erlernen. So ruhig sie sich zur Zeit verhalten, so laßt sie nur noch einen Becher leeren, dann geht das Streiten und Disputiren unter ihnen an und Das auf eine Weise, daß hier Niemand sein eigen Wort mehr versteht. Dagegen kann man aber Nichts machen und es muß geduldet werden. Denn die Schüler haben gar hohe Privilegia, sind dem Adel gleich gestellt und wird die neue Rechtslehre mit Denen, die sich mit selbiger befassen, von Kaiserlicher Majestät gar höchlich in Schutz genommen. Auch sind die fahrenden Schüler in aller Wehr und Waffe so geübt, daß nicht leicht Einer Herr über sie wird.

„Die übrigen Leute, die so genügsam auf den Bänken, herum hocken, sind Arbeiter und Händler. Sie müssen ihr Brod redlich, aber sauer genug ver-

dienen, weshalb sie auch von den Heimathlosen und Landsknechten für dumme Menschen gehalten und verachtet werden. Ihr könnt daraus schließen, wie schlecht und verdorben jene Landstreicher sind."

Als der gesprächige Michael seine Erklärungen geendigt und durch einen guten Zug aus der Flasche die Sprachorgane wieder gestärkt hatte, trat ein alter Mann in die Stube. Er war blind, hatte eine Harfe auf dem Rücken und führte an einer Leine einen großen Hund, der ihm wahrscheinlich als Wegweiser und Schutzwache diente.

Da unser Michael den Hund sah, ward ihm unheimlich zu Muthe. „Seht nur, Herr Junker!" zürnte er, „wie die abscheuliche Bestie herumschnufert. Welch' ein Unheil könnte der Hund anrichten, wenn er toll würde — verdächtig genug sieht er dazu aus — und sich von der zitternden Hand des alten Mannes losrisse. Kommt, laßt uns gehen! Ich habe heute meine Stiefeln nicht an, dieselben sind zum Ausbessern beim Schuhmacher und Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Euer Vater wird ohnehin mich erwarten."

Beide tranken ihre Becher leer und schickten sich an zum Fortgehen.

Da unterbrach der Michael: „Verweilt nur einen Augenblick, Herr Georg! ich habe noch einige Worte mit dem Wirthe zu sprechen."

Er nahm Diesen bei Seite, sah sich sorgfältig um, ob er nicht behorcht werde, griff in die Tasche und sagte:

„Dies, Meister Kilian! gehört für die Zehrung des blinden Alten. Ich gebe es Euch auf das Gewissen, daß Ihr ihm kein Wasser unter den Wein mischt. Was er mehr verzehrt, zahle ich nachträglich. Bewahret ihn gut. — Für Das, was ich Euch hier gebe, füllt den großen Willkomm für die Arbeiter und Händler. Ich weiß warum. Sollten die Streuner und Landsknechte Händel anfangen, so walkt sie

gehörig mit euren Knechten durch. Ich glaube aber nicht, daß sie Etwas anfangen; denn sie trauen den Schülern nicht. So, haltet reinen Mund und gehabt Euch wohl! Doch noch Eins: Wie gefällt Euch unser junger Herr, he?"

„Herr Michael! ich sage Euch blos, daß es keinen lieberen Herrn geben kann. Der edle Ernst seines Vaters und die freundliche Milde seiner Mutter spricht aus allen seinen Zügen."

Wie nun Junker Georg und Michael im Begriffe waren, die Trinkstube zu verlassen, erhoben sich alle Gäste, um dem jungen Herrn ihre Verehrung zu erweisen und nahmen Mützen und Hüte von den Köpfen, wie sie es bei seinem Eintritte gehalten hatten. Selbst die Schüler, denen man sonst nicht den Vorwurf allzugroßer Höflichkeit machen kann, thaten jetzt dieses und grüßten den Junker sehr freundlich.

Dieser aber trat zu ihnen, reichte jedem zutraulich die Hand und lud sie ein, auf die Burg zu kommen, einen Imbiß einzunehmen und einen Becher Wein zu kosten.

Die Schüler nahmen die Einladung bereitwilligst an und versprachen, am nächsten Morgen sich einzufinden.

Der alte Herr Ulrich war sichtlich erfreut, seinen Gesellschafter mit Georg eintreten zu sehen. Und als ihm sein Sohn bekannte, daß er mit Michael im grünen Baum gewesen sei und die dortige Gesellschaft sehr launenhaft schilderte, zeigte der sonst so ernste alte Herr große Heiterkeit, die er durch lautes Lachen, das bei ihm selten vorkam, äußerte. Auch gab er seinem Sohne zu verstehen, daß er gar Nichts dagegen habe, wenn derselbe sich öfter in den grünen Baum begebe und das Thun und Treiben der Leute beobachte. Nur solle er sein Benehmen dort so einrichten, daß er seinem Stande und seiner Würde Nichts vergebe.

Daß Georg die Schüler auf die Burg eingeladen, war seinem Vater sehr angenehm. Denn wir müssen wissen, daß er selbst ein Stück Gelehrter war.

Herr Ulrich, als der jüngste von dreien Brüdern, war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt. Er wurde deshalb in einem Kloster erzogen und war schon so weit, daß er in Bälde die heiligen Weihen erhalten sollte. Da wurden seine beiden Brüder in eine Fehde verwickelt, welche die Grafen von der Wetterau gegen den Erzbischof von Mainz hatten, in der sie nach der Aufforderung des Kaisers für den Erzbischof kämpften und auf dem Schlachtfelde rühmlich blieben. Dieser Unfall hatte nun zur Folge, daß er, als der Letzte seines Stammes, auf das Verlangen seines Vaters hin seinen jetzigen Stand verließ, aus dem Kloster trat und, um dem Willen seines Vaters zu genügen, sich verehelichte. — Da er nun ehemals selbst Schüler war, so hatte er immer noch eine besondere Zuneigung zu denselben. Auch war ihm erwünscht, zu erfahren, wie es um die Hochschule zu Bononien, — dem heutigen Bologna — die ihm sehr wohl bekannt war, nunmehr stände.

Als sich Michael entfernte, flüsterte er Georg zu: „Also morgen, Junker! Ihr kommt mir nicht zu früh," und ging vergnügt, aber nachdenkend, was der Junker wohl ihm zu vertrauen habe, seiner Wohnung zu.

Eben fing die Sonne an, die Spitzen der Thürme der Eschenburg zu beleuchten, als Junker Georg aus deren Thore schritt und sich dem Hause des Fischers eiligst näherte.

Dieser hatte ihn schon erwartet.

Obgleich das sonderbare Haus nur ein Fenster hatte, so war letzteres doch so angebracht, daß auch der untere Raum wenigstens so erhellt war, daß man die Gegenstände, die sich in demselben befanden, deutlich wahrnehmen konnte. Gegenwärtig waren

dies Wollsäcke, die, auf einander geschichtet, denselben einnahmen. Eine schöne Stiege von Eichenholz führte in den obern Theil. Michael geleitete den Junker in ein geräumiges Zimmer, das zu nicht geringem Erstaunen Georg's mit zum Theile sehr kostbaren Waffengeräthschaften ausgefüllt war. Hier hingen ganze Reihen von Speeren, Lanzen und Spießen, große schöne Schwerter und hellglänzende Schilde, kleinere Stoßdegen von der neuesten Art, auch musterhaft gearbeitete Armbrüste, Streitkolben, Dolche und andere kleine Waffen, kurz, es war eine herrliche Rüstkammer, wie sie nicht in jeder Ritterburg zu finden war.

Als der Junker alles Vorhandene mit neugierigen und prüfenden Blicken gemustert hatte, kam er an einen Gegenstand, der ihm besonders auffiel und der sich nach seiner Meinung in einer Rüstkammer schlechterdings nicht an seinem Platze befand. Es war dies ein hart gedörrter Fisch, der an einer silbernen Kette hing.

Nachdem Georg dem Fischer seine Verwunderung über Alles, was er hier sah, ausgesprochen hatte, frug er ihn, was der Fisch zu bedeuten habe?

„Mein innig geliebter Junker Georg! dieser Fisch hat seine eigene Geschichte, die Euch und mich angeht und die ich Euch später erzählen werde. Nun aber nehmt Platz und sagt mir, was Ihr mir zu vertrauen gedenkt, rechnet dabei auf mich. In allen Fällen stehe ich Euch zu Diensten und der arme Fischermichel kann vielleicht mehr für Euch thun als Ihr glaubt."

„Nach Dem zu urtheilen, was ich hier sehe, finde ich nicht, daß Du arm bist, mein lieber Michael!"

„Ja, Euch und nur Euch sei es gesagt: ich bin nicht arm, wie die Leute dafürhalten, und die Meinung, als kaufte ich Wolle und Pelzwerk von dem Gelde der Juden, ist irrig. Diese Frankfurter

Handelsleute haben Geld von mir, nicht ich von ihnen. Doch nun zur Sache! Was ist denn Euer Begehr?"

Georg begann.

„Als ich die vorige Woche von unsrer Schäferei nach Hause ging, führte mich der Weg, den ich einschlug, an der Seeburg vorüber. Da kam ein Trupp Junker geritten, die jedenfalls zu einem Bankett dortselbst eingeladen waren, und hier machte ich die für mich beschämende Bemerkung, daß die Knappen jener Junker besser gekleidet waren, als ich es bin. Mein schönster Wappenrock und bestes Wamms ist schlechter als das jener Knappen. Ich bin wahrlich nicht eitel, aber ich denke, das sei nicht unrecht, daß ich mich so kleide wie es mein Stand erlaubt oder erfordert. Da ich nun weiß, daß Du mit den Handelsleuten verkehrest, so wollte ich Dich ersuchen, mir einen ordentlichen Anzug zu besorgen. Das Geld hiefür liegt schon bereit, wenn es anders dazu langt." — Dies Letztere sagte er mit einiger Verlegenheit.

„Laßt Das Eure geringste Sorge sein," versetzte Michael, und versicherte dem Junker, daß Alles auf das Beste verschafft werden solle.

„Nun aber habe ich Dir noch Etwas zu eröffnen," nahm Georg wieder das Wort. „Du kennst das Kirchlein, das am Walde unter der Seeburg steht?"

„Allerdings. Wer da vorbei geht, tritt in dasselbe und betet ein Ave. Mein Weg geht oft genug dort vorüber; die St. Anna-Kapelle wird es benamset."

„Nun höre! Wie Du sagst, daß Keiner vorübergeht, ohne seinen Gruß der Himmelskönigin und ihrer gepriesenen heiligen Mutter darzubringen, so thue auch ich. Als ich neulich jedoch aus der Kapelle trat, begegnete ich auf der Treppe einer Dame von solcher Schönheit und so majestätischem Ansehen, daß

ich wirklich erschrack. Es war mir, als wäre es eine überirdische Erscheinung. Ich war ganz verwirrt und verbeugte mich tief vor ihr. Sie aber sah mich so mildiglich an und erwiederte meine stummen Grüße durch ein holdseliges Lächeln.

„Als ich nun nach einigen Tagen, wo ich zur Jagd ging, wieder in der Kapelle mein Ave sprach, hörte ich eine wohlklingende Stimme und die Worte: „Da nimm, gute Gertrud, diese kleine Gabe und bete für mich." Es war dieselbe Dame und so sah ich sie zum zweiten Male. Ihr Bild ist aber so sehr in meiner Seele, daß es mir ist, als stände sie immer vor mir. Nun möchte ich um Alles gerne wissen, wer die Holdselige sei. Wahrscheinlich ist es eine von den Fräuleins, die sich auf der Seeburg jeder Zeit als Gespielinnen des Burgfräuleins aufhalten. Daß sie es selber ist, glaube ich nicht. Wohl habe ich von der Tochter des Herrn Wolfgang gehört, daß sie eine unvergleichliche Jägerin sei und die Armbrust sowie den Wurfspieß handhabe, wie ein geübter Mann; auch daß sie so verwegen reitet, daß ihr männliches Gefolge oft in Verlegenheit geräth, ihr nachzusprengen, wenn sie über Gräben und Stock und Stein setzt. Aber daß sie so fromm sein soll, um die St. Anna-Kapelle heimzusuchen, habe ich noch nicht vernommen."

„Wer Eure Holdselige sei? kann ich leicht erfragen. Die alte Gertrud kenne ich gut, gebe ihr öfter auch ein Almosen, und Die weiß zuversichtlich, wer sie ist."

So sprach Michael zum Junker.

Dieser verabschiedete sich nun, um, wie er sagte, seine Gäste, die Schüler, auf der Burg zu empfangen.

„Da habt Ihr so sehr nicht zu eilen; denn diese Herren studiren und trinken wohl mitunter bis spät in die Nacht, aber die Morgenruhe lieben sie ganz ausnehmend und so werden sie so gar früh nicht

auf das Schloß kommen," lächelte Michael, und es zeigte sich, daß er vollkommen Recht hatte.

„Drei junge muntere Bursche stehen singend und jubelnd am Thore und verlangen ungestüm Einlaß," meldete Herrn Ulrich ein Knecht.

„Laß sogleich die Zugbrücke nieder und öffne das Thor," befahl der Ritter.

Und herein traten drei stattliche Gestalten, fast gleich gekleidet. Sie trugen kurze rothe Mäntel, Pumphosen, gelbe Strümpfe und Schuhe mit großen weißen Maschen. Sorgenfreier Sinn und jugendliche Frische mit ungezwungener Heiterkeit sprach aus ihrem Antlitze. Höflich und freundlich grüßten sie den Ritter und seinen Sohn, und entschuldigten sich auf sehr zierliche Art, von der gütigen Einladung des Junkers Gebrauch gemacht zu haben.

Herr Ulrich und Georg ermangelten nicht, ihre Begrüßung auf das Freundschaftlichste zu erwidern und sie zu ersuchen, an der bereits mit Wein und Speisen wohl versehenen Tafel Platz zu nehmen.

„Ehe wir Eure Gastfreundlichkeit in Anspruch nehmen, werdet Ihr uns erlauben, Euch mit unsern Namen und unserm Stande bekannt zu machen," redete Einer von ihnen, indem er sich anständig verbeugte, den Ritter an, und fuhr fort: „Ich heiße Wilhelm Molitor, mein Vater ist Kanzler in Mainz. „Und ich, gestrenger Herr Ritter! nenne mich Berthold Schwarz; mein Vater steht dem Amte eines Stadtkammerers zu Frankfurt vor." „Mein Name," sprach der Dritte, „ist Hermann Helmsauer; mein Vater ist kurfürstlicher Rath zu Köln."

„Ich bin hocherfreut," entgegnete der Ritter, „solche hoffnungsvolle Jünglinge und Söhne von so ansehnlichen Beamten bewirthen zu können. — Nun nehmt Platz, und thut, als ob Ihr zu Hause wäret."

Sie legten ihre kurzen Stoßdegen und ihre Mäntel ab, und thaten, wie ihnen geheißen; fleißig

sprachen sie dem Becher zu und hieben mächtig in die Rehkeule ein.

Herr Ulrich und Georg thaten ihnen beim Becher wacker Bescheid, und der alte Herr ward so heiter und fröhlich gestimmt, wie seit Langem nicht. Er fühlte sich in der Gesellschaft dieser munteren jungen Leute so ganz wieder in seine frohe Jugendzeit versetzt, wo er noch nicht das Herbe im Leben gekostet hatte, das er nur zu bald bis zur Hefe zu genießen bekommen sollte. Der Tod seiner geliebten Brüder und das frühzeitige Sterben seines Vaters, an dem er mit ganzer Seele hing, waren nur der Anfang seiner nachherigen harten Geschicke. Und diese hatten sein Gemüth so umdüstert, daß er selten seines Lebens froh wurde. Heute aber war er es. — Neugierig hörte er der Schilderung, die sie von der Hochschule machten, zu, wobei sie nicht unterließen, unterhaltende Anekdoten einfließen zu lassen über ihre Lehrer, von denen sie zwar mit großer Achtung sprachen, sich aber doch auf ihre Kosten ein wenig lustig machten, indem sie bald ihren Manieren, bald ihren sonstigen Eigenheiten einen oft mehr als lächerlichen Anstrich zu geben wußten. Sie erzählten von dem großen Reichstage, den der Kaiser Friedrich auf den roncalischen Gefilden bei Piacenza halten ließ und wo die vier berühmten Rechtsgelehrten, Martinus Gosia, Bulgarus, Jakob und Hugo de Porta Ravegnana als unparteiische Richter gegenwärtig waren, deren Urtheil ganz zu Gunsten des Kaisers ausfiel.

„Kennt Ihr diese hochgelehrten Männer von Person?“ frug hier Herr Ulrich.

„Das will ich meinen,“ versetzte Helmsauer. „Wir hörten ihre Vorträge. Ja, hochgelehrt sind sie, das unterliegt keinem Zweifel, aber sonst, Herr Ritter! sind es recht sonderbare Käuze. Denkt Euch einen sechs Schuh hohen ganz hageren Mann, mit pechschwarzen Haaren und Augen, die in tiefen Höhlen liegen, aus denen sie wie ein paar glühende

Kohlen hervor blitzen, und zwischen denen eine Habichtsnase sich zu einem Munde herabzieht, der so schmale Lefzen hat, daß sie kaum die Zähne bedecken. So habt Ihr ein treues Contrefait oder Abbild von dem Magister der freien Künste und Doctor der Rechte Gosia." —

„Der Gosia geht noch an, aber der Bulgarus," warf Schwarz ein, „der ist eine wahre Caricatur von einem Menschen. Der hat unstreitig den größten Kopf, der in des Kaisers deutschen und wälschen Landen zu finden ist, einen Bauch wie ein Frosch, krumme Beine und einen nicht ganz kleinen Höcker. Dabei bringt er den Zeigefinger seiner rechten Hand nicht von der Nase und bewegt in Einem fort, solange er spricht, das rechte Bein. — Die beiden Porta Ravegnana sind aber schöne stattliche Männer."

„Doch getraue ich mir zu behaupten," sagte Molitor, „daß ihnen die beiden Ersten in der Disputirkunst weit überlegen sind. Was übrigens den großen Kopf des Bulgarus betrifft, so scheint er mir ihn sehr nöthig zu haben; denn ich bin der Ueberzeugung, daß er die zu Amalfi aufgefundenen Pandekten sammt und sonders in seinem riesigen Schädel birgt."

„Was Ihr da vom Disputiren gesprochen habt, so glaube ich, daß wohl Scharfsinn und Geistesgewandtheit dazu gehört. Ich möchte einmal einer solchen Disputation beiwohnen," nahm Ritter Ulrich das Wort.

„Wenn Euch Das Vergnügen macht, so können wir ja eine kleine Probe liefern," erwiderte Helmsauer. „Du Molitor wirst den Richter machen. Diese Ehre kommt Dir schon deswegen zu, weil Du eine Corpulenz besitzest, die Dir ein mächtiges Ansehen gibt. Ja das muß wahr sein, unser Freund Molitor ist ein ganzer Bursche. An der Hochschule, gestrenger Herr Ritter! nennen wir ihn Kaiser Karl den Dicken, welche Benennung er in Bezug auf sein

fettes Bäuchlein gewiß beanspruchen kann. Allein so sehr wir ihn mit diesem Prädicate zu ehren gedenken, so scheint ihm dasselbe wahrscheinlich wegen der sonstigen Eigenschaften und Geschicke jenes dicken Herrn nicht angenehm zu sein. Molitor ist nämlich viel zu geschichtsbekannt, daß er nicht wissen sollte, wie man in Tribur seinen Namensvetter abgesetzt hat."

„Höre Du, Herr von Hager," entgegnete Molitor, „es möchte allerdings gut sein, wenn ich Dir Etwas von meiner Corpulenz abtreten könnte. Denn Du repräsentirst so ganz eine von den sieben mageren Kühen, die jener Pharao im Traume sah. Indessen gibt es ein Land, wo man von gewissen gehörnten Thieren sagt, daß sie ihr Fett inwendig haben und obgleich dieselben Dir etwas an Magerkeit gleichen, sollen sie doch ein sehr schmackhaftes Fleisch liefern."

„Ich kenne das Land, von dem Du sprichst, Kaiser Karl, da gibt es auch gewisse Thiere, die anstatt Borsten Wolle haben, welche Deinem Hauptshaare ganz ähnlich sind und an Feiste Dir sehr gleichen."

„Ja wirklich," rief nun Berthold Schwarz, „gibt es in Ungarn Ochsen und Schweine, mit denen ihr Beide sowohl geistig wie körperlich sympathisirt. Auch kann ich Euch bezeugen, daß Ihr im Besitze aller sonstigen Eigenschaften jener gemeinnützigen Vierfüßler seid."

„Ei, ei, höre einmal, Kaiser Karl! wie unser Schwarz Witze reißen kann," neckte Helmsauer.

„Und wie geistreich," setzte Molitor hinzu, und fährt, gegen Herrn Ulrich gewendet, fort: „Gestrenger Herr Ritter! habt die Güte, zu belieben, den jungen Mann recht in's Auge zu fassen. Ihr werdet gewiß finden, daß eine hohe Weisheit aus allen seinen Zügen spricht. An der Hochschule nennt man ihn Gambrinus, weil er so etwas biermäßig Gescheidtes an sich hat. Zudem soll er jenem flandrischen Könige,

von dem die Sage geht, daß er der erste Brauer gewesen, so sehr gleichen, daß man vermuthet, er stamme von jenem königlichen Biersieder in directer Linie ab."

„Nur darin," ergänzte Helmsauer, „sind die Gelehrten nicht einig, ob König Gambrinus auch so eine majestätisch große Nase gehabt, wie unser Schwarz."

„Laß seine Nase in Ruhe!" warnte Molitor, „und sei nicht undankbar. Du weißt, welche gute Dienste uns dieselbe auf der Reise geleistet hat, indem sie die stechenden Sonnenstrahlen von uns abhielt und wir immer im Schatten gehen konnten."

„Herr Ritter! Ihr hattet die Güte, uns zu sagen, wir sollten auf Eurer Burg so thun, als wären wir hier zu Hause. Ihr seht, wir machen von Eurer Erlaubniß nur zu sehr Gebrauch und bitten daher um Entschuldigung."

Nachdem der Ritter versicherte, daß ihm ihre gegenseitigen Scherze viel Vergnügen gemacht haben und sie ermahnte, den Wein nicht zu verschmähen, fingen sie, um seinem Wunsche zu entsprechen, die Gerichtsverhandlung an.

Molitor spielte die Rolle des Richters, Schwarz die des Klägers und Helmsauer machte den Beklagten.

Schwarz hob nun im pathetischen Tone an:

Hoch- und wohlweiser, hochgelehrter, inssonders ehrenfester und sehr berühmter Herr Magister und hochbestallter Richter und Herr!

Ich bitte, eine Klage gegen eine bisher noch nicht erhörte Betrügerei und boshafte Ungerechtigkeit, dergleichen noch nicht in der Welt vorkam, anbringen zu dürfen.

Molitor erhob sich gravitätisch und fragte: Wie ist Euer Name und woher seid Ihr? Auch gebt mir zu vernehmen, ob Ihr ein freier, oder eines Andern Mann seid?

Ich heiße Cyriak Hanfstengel und bin ein freier, mit eigenem Rauche angesessener Mann, unbescholtenen Rufes, bin sonst meines Zeichens ein Leimsieder und wohne dahier in Bockshornhausen.

Wie ist Euer Name, Beklagter, und woher seid Ihr? Auch gebt mir zu vernehmen, ob Ihr ein Freier oder eines Anderen Mann seid.

Ich bin der Magister Cyprian Schnurerus, der freien Künste und der Rechtskunde Baccalaureus, und bin als Vogt oder Anwalt in der rechtlichen Sache des freien und mit eigenem Rauche ansässigen Mannes Namens Zacharias Mausbeißer aufgestellt. Derselbe ist ebenfalls dahier in Bockshornhausen wohnhaft.

Der Kläger bringe seine Klage vor, aber in Wahrheit ohne Lug und Trug.

Hochweiser, wohledler und gestrenger Herr Richter, vernehmt mich mit Gunst!

Der Zacharias Mausbeißer ist mein Nachbar und war, wie das Gerede ging, schon lange gewillt, sein Haus zu verkaufen. Ich ließ mich verlauten, daß ich wohl Lust hätte, dasselbe zu kaufen. Da kam er nun zu mir und sagte: Nachbar Hanfstengel, was gebt Ihr mir, wenn ich Euch mein Haus verkaufe?

Mit Gunst und Verlaub, fiel ihm hier der Magister Schnurer in's Wort — nur eine Frage! Habt Ihr aber auch meinen Clienten recht und gut verstanden? Ich meine, ob Ihr auch die Rede des Mausbeißer recht und deutlich verstanden und gehört habt? Besinnt Euch wohl, es ist zu Euerm Besten!

Was besinnen! ich habe den Mausbeißer recht gut verstanden und gehört. O ich bin nicht taub, Herr Magister!

So — das habe ich nur wissen wollen, fahrt nur fort.

Also fragte mich der Mausbeißer, was ich ihm gebe, wenn er mir sein Haus zu kaufen gebe? Sage ich, sprecht, was Ihr haben wollt. Spricht er, fünf

Mark. Sage ich, das finde ich billig und nannte ihn meinen lieben Nachbar. Aber, spricht er, das Geld möchte er halt sogleich haben. Sage ich, das kann geschehen, und dachte ha, ha! dem brennt's auf den Nagel und bringe das Geld in schöner Silber-Münze. Er streift es ein und ich frage ihn, wann er das Haus räumen würde? — Das Haus, sagte Maulbeißer, werde ich räumen, sobald Ihr es gekauft haben werdet. Jetzt habt Ihr mir fünf Mark gegeben, daß ich es an Euch verkaufe und das will ich auch. Sobald wir des Handels einig werden, so soll es Euch eigen sein.

Zuerst glaubte ich, daß der Mausbeißer Spaß treibe, aber er lachte mir in's Gesicht und verließ meine Wohnung. Ich habe Nichts unversucht gelassen, um ihn in Güte zu bewegen, mir das Geld zurück zu geben. Mausbeißer aber spricht, er habe das Geld mit Recht und gebe mir keinen Deut heraus. So bitte ich Euch also, hochweiser Herr Richter! durch einen Rechtsspruch den Mausbeißer zu vermögen, mir die fünf Mark, um die er mich so schändlich betrügen will, zurück zu erstatten, und ihn wegen unerhörten Betruges strenge zu bestrafen. Kniefällig bitte ich Euch, hochgelahrter, gestrenger Herr Richter, mir zu meinem Gelde zu verhelfen, denn ich wäre ein geschlagener Mann, wenn ich um diese große Summe von fünf Marken käme.

Nach einer kleinen Pause erhob sich Molitor und rief:

Beklagter, sprecht nun auch Ihr, was habt Ihr gegen die Klage vorzubringen?

Helmsauer erhob sich, verbeugte sich tief und ließ sich also vernehmen.

Hoch- und wohlweiser, edler, gestrenger Herr Richter!

Ich brauche Eurer Weisheit wohl nicht den Spruch des über die Maßen gelehrten Gratianus in das Gedächtniß zu rufen, der also lautet: „Höre

den Kläger, den Beklagten aber höre zweimal.“ Doch ich will mich kurz fassen, alldieweilen das Recht so ganz auf Seite meines Mandanten steht, daß es gar keines weiteren Beweises bedarf.

Hanfstengel gesteht zu, ganz gut den Mausbeißer verstanden zu haben, als er ihm sagte: was gebt Ihr mir, wenn ich Euch mein Haus zu kaufen gebe. Wenn also Hanfstengel, wie er geständig, den Mausbeißer richtig verstanden hat, so mußte er ja wissen, daß ihm Mausbeißer nicht sein Haus, sondern nur die Anwartschaft auf selbiges zu verkaufen willens war. Dies liegt doch ganz deutlich wie auf platter Hand.

Und abgesehen — nicht zugegeben — hievon, sagt nicht der große Rechtsgelehrte Irnerius: „wenn ein Laie in der Rechtskunde sich in einem zweifelhaften Fall befindet, so soll er einen Rechtskundigen zu Rathe ziehen; thut er es nicht und kommt zu Schaden, so mag er denselben büßen?“

Allein wir brauchen auch nicht einmal diesen weisen Satz in Anwendung zu bringen, obgleich ich ihn nach den Rechten in Anwendung gebracht haben will.

Es wird Eurer Weisheit, Herr Richter! genügen, um ein richtiges Urtheil zu fällen, daß nämlich Mausbeißer die Anwartschaft auf sein Haus an Hanfstengel verkaufte und Hanfstengel diese kaufte und bezahlte und Alles gestandener und überwiesener Maßen mit gutem Wissen und Gewissen.

Ich stelle daher an Euere Weisheit die Bitte, den Hanfstengel wegen ungeeigneter Klage zu bestrafen und zur Abbitte des Mausbeißers wegen Schmähung gegen ihn als einen rechtlichen und grundehrlichen Mann und zur Zahlung der sämmtlichen Gerichts- und anderer Kosten zu verurtheilen.

Ob Euere Weisheit den Hanfstengel nicht auch deswegen in rechtliche Strafe ziehen will, weil sich derselbe erkühnte, Euch mit einer schändlichen Lüge

zu behelligen, indem er behauptet, daß er arm sei oder werden würde, wenn er die vom Mausbeißer rechtlich erworbenen fünf Marken nicht zurück erstattet erhielte, da doch die ganze Stadt weiß, daß er ein reicher Mann ist. Und wenn dies auch nicht der Fall wäre — es ist aber so — so weiß Euere Weisheit, daß Ihr hier sitzt, um Recht zu sprechen und nicht um Gnaden zu ertheilen — eingedenk des unumstößlichen Satzes: fiat justitia, pereat mundus, d. i. dem Rechte muß Geltung werden und wenn die Welt darüber zu Grunde ginge.

Seiner Rolle gemäß erhob sich Molitor mit Würde und verkündete feierlich seinen Richterspruch.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers! thue ich kund und zu wissen, daß, nachdem ich den Kläger wie den Beklagten deutlich vernommen, auch deren Vorbringen reiflich überlegt, so finde ich nach Gerechtigkeit, Gesetz und Gewohnheit zu Recht:

In Anbetracht, daß Cyriak Hanfstengel den Beklagten Zacharias Mausbeißer, wie Kläger geständig, klar und deutlich verstanden habe, als ihm derselbe die Anwartschaft auf dessen Haus dahier in Bockshornhausen käuflich angetragen und auch die fünf Marken, die Mausbeißer dafür verlangte, wirklich ausbezahlt hat, so erkennen wir den Kauf und Verkauf für richtig und giltig, verurtheilen demnach den Hanfstengel in die Gerichtskosten und ertheilen ihm wegen seines sonstigen unstatthaften Benehmens vor dem hohen Richteramte einen ernsten Verweis und das von Rechtswegen.

„So, nun ist der Witz aus," sprach lachend Molitor, und suchte dem Herrn Ulrich sein Bedauern auszudrücken, wenn sie ihm etwa mit ihrer juristischen Spielerei Langeweile verursacht hätten.

Der Ritter wich höflich aus, daß ihm im Gegentheile ihre Verhandlung recht viele Kurzweil gemacht und dankte dafür. Doch bemerkte er, daß,

falls eine dergleichen Klage vor ihn gebracht werden sollte, er ein anderes Urtheil fällen würde.

Junker Georg, der bisher ganz stillschweigend gesessen, denn seiner Gedanken waren anderwärts, erklärte, wenn auch Einer, der dem Mausbeißer gleich gehandelt, vom Gerichte frei gesprochen werde, er doch ein ausgemachter Spitzbube sei und bleibe. — Die Spitzfindigkeit ihres Magisters Schnurerus lasse ihn nun recht ein Wort des Gottesmannes Bernhard von Clairvaux verstehen, das er vor nicht sehr langer Zeit gesprochen: „Diese sind es, die gelernt haben, künstlich zu lügen, beredt sind gegen die Gerechtigkeit und gelehrt das Falsche zu vertheidigen; sie dienen mehr zur Verdrehung, als zur Erfindung der Wahrheit. Sie sind klug, Böses zu thun und die Wahrheit anzufechten.“ Ist Dieses wohl recht?

Man redete nun noch Vieles über die Rechtskunde und die Schüler hielten fest an ihrer Ansicht, daß dieselbe die größte Wohlthat für das römische Reich deutscher und wälscher Nation werden würde. Die blutigen Fehden würden nun aufhören und alle Streitigkeiten mit der Feder geschlichtet werden.

Der Ritter schüttelte den Kopf und Junker Georg äußerte auch keine sonderliche Gläubigkeit.

Der eben verhandelte Rechtshandel war allerdings nicht geeignet, eine hohe und günstige Meinung für das neue Rechtsverfahren einzuflößen. — Indessen war das Ganze ja hauptsächlich nur auf einen harmlosen Scherz abgesehen, der wohl zu dem Ernste des Gegenstandes wenig paßte; jedoch bei jungen lebensfrohen Leuten wohl zu entschuldigen ist. Auch wurden dergleichen Dispute oder Wortstreite selbst von den Lehrern der Rechtswissenschaft gerne gesehen, weil sie für die Studirenden sehr zur Uebung in der Dialektik, die damals als die erste aller Wissenschaften galt, diente.

Die Unterredung zwischen dem Ritter, seinem

Sohne und den Studenten wurde durch einen Diener unterbrochen, der meldete, daß die Tafel gedeckt und das Essen aufgetragen sei.

Das Mahl war einfach, zureichend und sehr gut zubereitet, was durch den Appetit der Schüler, die einen Hammelsschlegel in einer Rahmbrühe tüchtig bearbeiteten, vollends bestätigt ward.

Nach dem Essen schickten sie sich zur Abreise an.

Herr Ulrich trat dazwischen: es mache ihm großes Vergnügen, wenn sie noch einige Zeit bei ihm auf seiner Burg verweilten.

Allein die Studirenden suchten seinen freundlichen Antrag abzulehnen, vorgebend, daß sie ohnehin schon länger über die Zeit ausgeblieben seien, die sie ihren Aeltern zur Rückkunft brieflich angegeben hätten. Auch wäre bereits ein Wagen bestellt, der sie heute noch nach Mergentheim bringen sollte.

„Zudem dürfen wir es schon unserm Gambrinus, der sich längst nach dem Frankfurter Bier sehnt, nicht zu Leide thun," warf scherzend Molitor ein.

„Was das Bier anbelangt," nahm der Ritter die Rede auf, „so habe ich solches in meinem Keller, welches gewiß nicht zu den schlechten gehört. He, Märten! gehe und bringe Bier," befahl er seinem Knechte.

Ein riesiger dickbäuchiger Krug belastete nun den großen Eichentisch und in gläsernen Pokalen schäumte der braune Gerstensaft.

„Die Götter sind Dir hold, Bruder Schwarz! Du Freund der Tugend und edler Gesinnungen," rief Helmsauer, „nun thue Dir gütlich!"

„O ich weiß, Ihr verschmäht auch den edlen uralt deutschen Trank nicht."

„Nein! gewiß nicht," betheuerte Helmsauer, und Molitor setzte hinzu: „Ja, wir wollen Dir zum Beweise unsrer brüderlichen Freundschaft für Dich und Alles, was Dir lieb und theuer ist, tüchtig Bescheid thun."

„Nun so laßt uns," nahm Schwarz das Wort, „vor Allem unserem edlen, übergütigen Gastfreunde ein Hoch ausbringen. Lange und glücklich lebe Ritter Ulrich auf seiner herrlichen Veste, Er und sein edler Sohn!"

„Möge Er noch Enkel auf seinem Schooße wiegen, ihm gleich an großer, edler Denkweise," fuhr Molitor fort.

„Blühen soll das edle Geschlecht der Eschenberger bis in die spätesten Zeiten!" schloß Helmsauer den Trinkspruch.

„Ich danke Euch!" sagte der Ritter, nicht ohne Rührung.

„Wenn Ihr erlaubt, gestrenger Herr Ritter, so wollen wir nach der Schüler Brauch und Gewohnheit ein Liedlein singen, Euch zu Danke und unserm Schwarz zu Liebe, dessen Leiblied.

„Es wird mir angenehm sein," versetzte der Ritter.

Und die drei jungen Herren begannen mit schallender Stimme aus voller Brust:

Wein — so ist sauer
Den trinke der Bauer.
Bier — so ist bitter:
Das trinke der Ritter.

Wir Musensöhne
Thun uns bene, ja bene,
Bei gutem Bier, reinem Wein
Keine Sorge soll sein.
Fratres bibatis!

Studium plagt uns wenig,
Gambrinus sei König!
Schenket ein — schenkt ein
Frisches Bier, alten Wein.
Laßt uns fröhlich sein!
Fratres bibatis!

Schön tönt der Glocken Schall,
Schöner tönt Wiederhall
Im Klingklang der Gläser. —
Herr Ritter hat Fässer
Voll Wein in dem Keller.
Fratres bibatis!

Es wird immer heller
Im Capitolium,
Wir scheren uns Nichts darum.
Fratres bibatis!

Pokal sei die Sonne,
Leben hat Wonne
Nur im Pokal —
Hoch lebet All'!
Fratres vivatis,
Fratres bibatis!

Und nun geschah das Unerhörte, was noch nie vorkam. Der ernste Herr Ulrich stimmte in das poetische Kunterbunt ein und sang mit. Er war wieder zum Schüler geworden.

Nachdem die schäumenden Becher wiederholt geleert waren, nahmen die Studirenden auf die manierlichste Weise Abschied.

Georg gab ihnen das Geleite bis zum grünen Baume, wo der bestellte Wagen zu ihrer Abfahrt bereit stand.

Lustig sprangen sie, nachdem der Junker von einem Jeden auf das Herzlichste umarmt worden war, auf den Wagen, schwangen die Barette und riefen zum Valet wie aus einer Kehle: „Es lebe das gemüthliche Schwabenland, das Land der Lieder und des Weines, der Gastfreundschaft und der Liebe!"

II.

Freundliche Kinder.

Viertes Kapitel.

Das Weib den Muth des Mannes ehrt,
Das Starke ist des Schönen werth.
Wie Helm und Haupt zusammen passen,
So nie die Zwei einander lassen.

Tegner's Frithjofs Sage.

Der Junker trat in das Gastzimmer, wo ihn Michael längst erwartete.

Die erste Rede Georgs an diesen war natürlich die Frage, ob er die verabredete Kunde über die Fromme von der Anna-Kapelle eingezogen hätte.

„Allerdings," gab der Fischer zur Antwort, „die fromme Maid ist wirklich die Seeburgerin, Herrn Wolfgangs Tochter. — Die alte Gertrud kennt sie genau und kann gar nicht aussagen, wie gut und fromm Fräulein Anna wäre. ‚Sie habe,' sagt sie, ‚im Reiten und Jagen den Muth eines Mannes und sonst alle Tugenden eines gefühlvollen Weibes.' Und was ich noch erwähnen muß, die Seeburgerin hat sich auch nach Euch erkundigt. Sie frug die Gertrud, wer wohl der schmucke Junker sei, den sie schon einigemal in der Kapelle gesehen? Euer aufrichtiges Gesicht, Euer mildes Auge und

Euer züchtigliches Benehmen gefielen ihr gar wohl. Es kämen viele Junker auf ihres Vaters Schloß, aber keiner gleiche Euch.

„Nun," fuhr Michael fort, „darf ich Euch noch sagen, daß die Gertrud zwar arm, aber eine durchaus ehrenwerthe Frau ist, klug und vernünftig und durchaus keine Plaudertasche."

Georg erkundigte sich, wie das Fräulein sich benommen habe, als sie erfahren, wer er wäre.

Sie sei sichtlich erschrocken und ohne Etwas darauf zu erwidern habe sie sich mit den Worten entfernt: „Gertraud, bete für mich!"

So vieles Vergnügen der erste Theil der Botschaft des Michael dem Junker machte, so sehr verdroß ihn das zuletzt Vernommene.

„Sie erschrack, als sie hörte, wer ich sei! Das ist sehr bedenklich," lispelte Georg.

Und mehr, um sich zu zerstreuen und die trüben Gedanken zu verscheuchen, als aus Neugierde erinnerte er seinen Vertrauten an das Versprechen, ihm die Geschichte des getrockneten Fisches erzählen zu wollen.

„Das werde ich recht gerne thun, nur bitte ich, da die Geschichte Euch mehr denn mich angeht, nicht zu glauben, als wenn ich durch Das, was ich dabei leistete, ein Lob mir erwerben will und daß ich recht gut weiß, daß Das, was ich dabei gethan, ein jeder Andere auch gethan haben würde. Ich kann deshalb für mich kein Verdienst beanspruchen."

So redete der Fischer zu Georg und begann nach dieser kleinen Vorrede, wie folgt.

Es mögen wohl bald zwanzig Jahre sein, da kam an einem sonnigen Frühlingstage eine vornehme Frau mit einem lieben Knaben, wie sie wohl öfter zu thun pflegte, an das Ufer der Tauber, setzte sich unter einen schattigen Erlenbaum und während sie in einem Buche las, denn die Dame war gar fromm, spielte das Kind hart an dem Flusse, machte kleine

Gruben in dem Sande und suchte sie mit Wasser zu füllen, welches es mit Muscheln aus dem Flusse schöpfte. Bei seiner Arbeit wunderte sich der Kleine nicht wenig, daß seine Grüblein nicht voll werden wollten.

Ich war mit meinen Reusen beschäftigt in seiner Nähe und ergötzte mich sehr an seinem Eifer und an seiner kindischen Ungeduld.

Der emsige Knabe schüttelte unwillig sein Locken-köpflein und rief mir zu: „O komme doch her lieber Fischer und fülle mir meine Grüblein, ich bringe sie nicht voll."

„Das wird auch mir nicht gelingen holdes Kind! Denn das Wasser versinkt in den Sand" — belehrte ich ihn.

„So es versinkt — aha!"

Im Nu verließ er sein Grüblein und zog seine Strümpfe und Schuhe aus. Ich aber ging wieder an mein Geschäft: als ich durch das Rufen der Frau höchlich erschreckt wurde: „Rettet, rettet mein Kind! Ach, mein liebes Kind muß ertrinken!"

Wirklich war der Knabe bis an den Hals im Wasser und wurde wie ein Kreisel herum gedreht.

Hinwaten und das Kind aus dem Wasser ziehen war das Werk eines Augenblicks. Der Kleine hatte eine große Barbe in seinen Händen, die er fest hielt.

Als ich ihn an das Land brachte, schüttelte er sich und lief als wäre gar Nichts geschehen voll Freude zu seiner Mutter.

„Sieh lieb Mutter! ich habe einen großen Fisch gefangen. Hier hast Du ihn."

Wie ich ihm den Fisch abnehmen wollte, sagte er, „der Fisch gehört mein, nicht Dir, der Mutter gebe ich ihn. Du kannst Dir selbst einen fangen."

Als seine Mutter ihm drohte, „die Fische in diesem Wasser gehören alle diesem Manne, gab er mir sogleich den Fisch mit den Worten: „Da hast Du ihn. Hätte ich Das gewußt, ich hätte ihn nicht

gefangen. Aber, fuhr er, an seine Mutter gewendet fort: was ist Dir denn, lieb Mutter? Du weinst ja. O sei gut, weine nicht! Ich will Dein fromm Büblein sein, will nicht mehr mit dem Kater spielen, nicht mehr dem Trias in die Ohren zwicken, nicht mehr die Tauben mit Steinen werfen."

„Und nicht mehr," sprach die Frau den Kleinen in seinem Sündenbekenntniß unterbrechend, „die Schuhe und Strümpfe ausziehen."

„Nein, gewiß nicht mehr," rief das Kind und eilte hinweg, um seine Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen.

Die Frau, mein lieber Herr Junker! war Eure Mutter, der Knabe Ihr.

Wie sich Eure Mutter mit Euch hinweg begab, sagte sie mir noch die freundlichen Worte! „Ich bin euch zu großem Danke verpflichtet und werde es euch gedenken," und frug mich, wie wohl der Kleine zu dem Fische gekommen sei, der ihm bald das Leben gekostet habe?

Ich gab ihr meine Meinung dahin kund.

„Die Barbe schwimmt gerne nach seichten Stellen, wo sie Nahrung findet. Nun geschieht es oft, daß der Fisch auf den Sand läuft und nicht mehr fort kann. Ich habe selbst schon viele so gefangen. Auf diese Weise mag wohl der Knabe zu dem Fische gekommen sein; er konnte ihn aber nicht bewältigen und ließ ihn auch nicht los. Ich glaube er wäre lieber ertrunken."

„Den Fisch aber nahm ich, trocknete ihn und hing ihn, wie Ihr gesehen, auf. Wenn der Junker erwachsen sein wird, dachte ich, so werde ich ihm den Fisch zeigen und ihm sagen: Seht, das ist die Trophäe Eurer ersten Heldenthat!" —

„Eine schöne Heldenthat," lachte Georg. „Sie gleicht übrigens ganz denen, die ich bis jetzt verrichtete."

„O!" entgegnete Michael, „Ihr seid noch jung

genug, um Thaten zu wirken. Aber auch alt genug, um selbe schon gewirkt zu haben."

„Was aber nicht der Fall ist," erwiderte der Junker.

Beide verließen nun das Wirthsschaftslokal und begaben sich auf das Schloß zum alten Herrn Ulrich.

Sie trafen ihn in sehr unwirscher Stimmung an.

„Hört nur!" redete er die Eingetretenen an, „was mir der Seeburger wieder anzuthun vermeint. Es bleibt gewißlich wahr, daß man einem Menschen nichts Schlimmeres wünschen kann, als einen bösen Nachbar."

So eben war der Schäfer Oswald hier und vermeldete mir, wie des Seeburgers Vogt bei ihm gewesen und ihm gesagt habe, daß sein Herr, der Wolfgang, das Hutrecht der Schafsweide von der alten Eiche bis unten an die Martersäule beim Weiher mir streitig zu machen gedenke, da dieselbe so ganz von seiner Besitzung umgeben sei. Ich solle mich daher gefaßt machen, meine Dokumente und Urkunden vorsuchen und mich so sehr ich könne vorsehen. Er, der Vogt nämlich, sehe das Unrecht, so mir sein Herr anzuthun willens ist, ein und verwarne mich deshalb. Auch habe er seinem Herrn dieserwegen schon die dringendsten Vorstellungen gemacht, aber bei dessen Eigensinn und der böswilligen Gesinnung, die er gegen mich hegt, vermöge er Nichts bei ihm auszurichten."

Ritter Ulrich war so aufgebracht über den Nachbar, daß er seinen Unwillen in den heftigsten Ausdrücken gegen denselben äußerte.

Für Georg aber war dieses Vorkommniß ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Nun war an eine Aussöhnung zwischen seinem Vater und Junker Wolfgang nicht zu denken und somit seine Absicht und Hoffnung auf eine Annäherung an Fräulein Anna zur Unmöglichkeit geworden.

Der neue Waffenrock nebst Zugehör, den der

Michael bereits hatte fertigen lassen und der so kostbar war, daß ein Fürst denselben als Staatskleid hätte tragen können, hing nun im Schranke und blieb unberührt.

Georgs Neigung zu der Seeburgerin würde vielleicht — so groß und innig auch dieselbe gewesen — sich doch verloren haben, wenn dieselbe nicht durch ein ganz besonderes Ereigniß neue Nahrung bekommen hätte.

Es war früh Morgens an einem schönen Herbsttage, daß Georg sich auf die Jagd begab. Die Eicheln waren reif und im Fallen, welches bekanntlich die Zeit ist, wo die Jagd auf Schwarzwild am meisten betrieben wird. Auf eine solche ging nun unser Junker heute aus. Von seinem Freunde Michael hatte er einen schönen Saufpieß, der vom besten Stahl und meisterhaft gearbeitet, stark und fest mit Eisen beschlagen und dabei sehr leicht war, zum Geschenke erhalten. Mit diesem und einem langen Jagdmesser, das die Waidmänner ebenfalls als Waffe gegen Eber gebrauchten, im Gürtel, ging er der Gegend zu, wo die ehemals strittige Trifte lag und wo, wie wir schon gehört haben, nach dem Ausspruche der Schiedsrichter die Seeburger und Eschenberger das Jagdrecht gemeinschaftlich auszuüben hatten. — Hier unter den großen alten Eichbäumen suchten und fanden um diese Zeit die Wildschweine ihren Lieblingsfraß und stellten sich auch häufig dabei ein.

Die Jagd auf Sauen war zur Zeit, wo es noch keine Feuergewehre gab, sehr gefährlich und erforderte Stärke und große Gewandtheit. Es war gewisser Maßen ein gegenseitiges Ringen, wobei nicht selten der kühnste Weidmann unterlag, und wenn nicht getödtet — was aber auch vorkam — doch oft schwer verwundet wurde.

Nicht wenig staunte daher Georg, als er eine Frauensperson, die augenscheinlich auch auf die Wild-

schweinsjagd ausging, angeritten kommen sah. Er hatte seinen Stand hinter einem starken Baume genommen und konnte so die kühne Jägerin unbemerkt beobachten. Dieselbe war mit allen zur Schweinsjagd gehörigen Waffen versehen, was ihre Absicht leicht errathen ließ.

„Sollte es Anna sein?" dachte er. „Gewiß, sie ist es" — sagte er zu sich selbst. „So bewahrheitet sich also die Sage von ihrer Verwegenheit."

Es beschlich ihn ein Gefühl, das nicht zu ihrem Vortheile war.

Der Muth erregt und verdient immer Achtung, aber Tollkühnheit ist in den Augen aller Verständigen Thorheit. Die wahre Tapferkeit besteht darin, daß man eine wahre Gefahr achtet und vor einer falschen nicht zittert.

Behende sprang Anna, denn sie war es wirklich, von ihrem Rosse, band es an und nahm gleichfalls ihren Stand ein und zwar ganz nahe bei dem Baume, hinter den sich Georg gestellt hatte. Ein großer stattlicher Hund legte sich laut knurrend — wahrscheinlich weil er Jemand in der Nähe witterte, auf ihr Geheiß zu ihren Füßen. Seine Herrin gebot ihm Schweigen und das folgsame Thier gehorchte augenblicklich dem Befehle seiner Gebieterin.

Unser Junker hatte nicht lange Zeit, sich an der herrlichen Gestalt der schönen Jägerin zu ergötzen. Denn es kam ein großer Eber, und wie es schien, sich um Nichts kümmernd, fing derselbe sogleich an, Eicheln zu schmausen. Die kühne Jägerin hetzte sogleich ihren Hund gegen den Eber, um ihn, wie die Waidleute sich ausdrücken, zu stellen, und nachdem sie ihr Jagdmesser gelüftet, stellte sie sich in die Lage, das Wild zu empfangen. Der Eber ging auf den Hund los. Dieser zog sich zurück, das Wildschwein ihm nach und kam so in das Bereich des Fräuleins, das nicht säumte, aus dem Ver-

stecke hervor zu springen und ihm den Spieß in den geöffneten Rachen zu stoßen.

Aber ach! Anna fehlt. Fest fährt der Spieß in die Kinnlade des Ebers, gewandt reißt sie denselben zurück, um ihn nochmals mit besserem Glücke zu gebrauchen. Aber das verwundete Thier kommt ihr zuvor und stürzt sich mit grimmiger Wuth auf seine Verfolgerin, reißt mit seinen Hauern ihr Kleid mitten entzwei und würde dieselbe getödtet haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Junker Georg bei der Hand gewesen wäre.

Mit einem Satze sprang er hinzu und rannte mit solcher Gewalt seinen scharfspitzigen Spieß in den Hals des Ebers, daß derselbe zusammenbrach, ohne ein ferneres Lebenszeichen von sich zu geben.

Das Fräulein aber lag ohnmächtig und blutend auf dem Rasen.

Sie war denn doch ein Weib.

Die Wunde jedoch, aus der das Blut floß, kam nicht vom Eber, sondern von ihrem eigenen Jagdmesser. Indem sie nämlich rücklings niedersank, ging dasselbe aus der Scheide, und da sie auf jenes fiel, machte es einen großen Schnitt in ihren Arm.

Das Erste, was Georg that, war, daß er seine Schärpe vom Leibe riß und damit ihre Wunde verband, dann goß er aus seiner Jagdflasche etwas Wein in die flache Hand und bestrich mit diesem, der immer noch bewußtlos Daliegenden die Schläfe. — Als dieselbe aber noch nicht zu sich kam, blies er in das Hifthorn, daß es weithin erschallte und die Triften und Thäler ein vierfaches Echo zurücksandten.

Der mächtige Schall des Horns erweckte die Ohnmächtige, sie schlug die Augen auf.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" sagte sie mit matter Stimme zu dem Junker, der aus diesen Aeußerungen wohl merkte, daß ihre volle Besinnung noch nicht zurückgekehrt sei.

„Beruhigt Euch, mein holdes Fräulein! Ihr seid in guten Händen.“

Ihre Stirne triefte von Schweiß. Sorglich trocknete ihr Georg denselben ab und suchte sie in eine sitzende Lage zu bringen.

Anna kam dadurch zu ihrem vollen Bewußtsein.

„Heilige Anna!“ rief sie, „Ihr seid ja der Junker Georg von Eschenberg. Ach! das ist Gottes Fügung, Herr Junker! Dies war meine letzte Jagd. Ich werde fortan mein Leben nicht mehr so schnöde wagen. Ihr habt es mir mit Gottes Hülfe gerettet und ich werde es fernerhin mehr als das Eigenthum eines Andern, als das meinige betrachten. Ich weiß wohl,“ fuhr sie in einem Tone, der die tiefste Wehmuth verrieth, fort, „daß Ihr uns haßt; aber da ich Euern Edelmuth kenne, so glaube ich, daß Ihr meinen tiefgefühlten Dank nicht verschmähen werdet.“

Sie seufzte und schwieg.

Georg aber sprach: „Ich Euch hassen? O könntet Ihr in meiner Seele lesen, könntet Ihr in mein Herz sehen, Ihr würdet hier was ganz Anderes als Haß entdecken.“

Mittlerweile kamen die Jäger und Knechte, welche Anna zur Jagd bestellt hatte, auf Georg's Hülferuf auf allen Seiten herbei.

Der getödtete Eber und das zerrissene mit Blut befleckte Kleid ihrer Gebieterin ließen leicht erkennen, was vorgefallen. Man hob die Verwundete auf ihr Roß. Sie drückte mit einem Blicke unbeschreiblicher Herzlichkeit dem Junker Georg die Hand zum Abschiede, und ritt mit ihren Leuten der Seeburg zu.

Zwei Bauern trugen den erlegten Eber nach Eschenberg.

Der alte Herr Ulrich war sehr vergnügt, als er das schöne, feiste Wild sah, denn Schwarzwild war seine Lieblingsspeise. — Der Eber wurde sogleich ausgeweidet und der alte Herr lobte seinen Sohn

über die Maßen, daß er so kunstgerecht — was doch gewiß nur Zufall war — gestoßen habe.

„Sieh nur her, Georg!" rühmte er, „Du hast ihm das Herz mitten entzwei gestochen. Ja das muß wahr sein, das war ein Meisterstich."

Als aber Georg seinem Vater das ganze Abenteuer, das er diesen Morgen bestand, umständlich erzählte und wie er schon längst zu thun willens war, ihm seine Herzensneigung zu der Seeburgerin offen gestand, da war des alten Herrn Freude dahin. Sein Gesicht verfinsterte sich und es trat eine lange Pause des Schweigens zwischen Vater und Sohn ein.

Endlich nahm der Vater wieder das Wort.

„Georg, mein Sohn!" fing er an, „es ist das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mich betrübst. Aber auf eine empfindlichere Weise hättest Du es nimmermehr thun können. Was! die Tochter meines Todfeindes könntest Du freien? Solch' ein Herzeleid könntest Du mir anthun? Georg! kein Vater kann seinen Sohn mehr lieben als ich Dich. Du bist mein erster Gedanke, wenn ich erwache, mein letzter, wenn ich mich schlafen lege. Nie ging ich in ein Gefecht, ohne daß ich Dich dem Schutze Gottes empfahl und betete, daß der Herr, falls ich fallen sollte, Dir ein liebender Vater sein möge. Nein, ich kann nicht glauben, daß mein guter Sohn so meine Liebe lohnen wird. — Und zudem glaube ich einmal nicht — auch abgesehen von allem Andern — daß Du mit Wolfgang's Tochter glücklich sein würdest. Denn ein Weib mit ihren Eigenschaften kann wohl in der Welt glänzen, wird aber niemals eine gute, gemüthliche Hausfrau werden. Dem Weibe gehört die Spindel und der Webstuhl — nicht der Wurfspieß und die Armbrust. Diese gehört für die Männer.

Georg bat seinen Vater, sich zu beruhigen und versicherte ihn, daß er gewiß ohne seine ausdrückliche

Bewilligung niemals ein eheliches Gemahl sich nehmen werde.

Vater und Sohn trennten sich — scheinbar zufrieden. Indessen war Herr Ulrich sehr angegriffen und legte sich auf das Ruhebett. Georg ging, um seinen Freund Michael aufzusuchen und setzte denselben von Allem, was sich an diesem Tage mit ihm zugetragen, in Kenntniß.

Michael bemühte sich, den Junker, so gut er konnte, zu trösten und zu besänftigen.

Georg's Verstand war so ziemlich mit den Ansichten seines Vaters einverstanden, um so weniger aber sein Herz. Doch war er fest entschlossen, der Liebe zu seinem Vater seine Neigung zur Anna zum Opfer zu bringen und ihm gehorsam zu sein. Allein auch darauf zu bestehen nahm er sich vor, daß er die nächste Gelegenheit, die sich bieten würde, die Sporen sich zu verdienen, benützen und ausziehen würde.

Eine solche bot sich ihm recht bald, wie wir hören werden, dar.

Indessen war doch die frohe Heiterkeit seines Gemüthes getrübt und der innige Seelenfriede, der ihm bislang innewohnte, sehr gestört. Schwermuth und Unruhe traten an die Stelle des Frohsinns und der schuldlosen jugendlichen Freudigkeit. Die Schönheiten der lieben Gottesnatur, die ihm sonst so vieles Vergnügen gewährten und sein weich fühlendes Herz mit Wonne übergossen — hatten nun keine Reize mehr für ihn. Die Welt war für Georg eine andere geworden.

Georg's erlauchter Verwandter, der Herr Fürst Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst hat dessen Liebesleid im Geiste geschaut, da wo er die Liebesklage desselben jener „Melodie" zu Grunde legt, in der Georg sein Herz zu erleichtern gesucht.

Am Ufer saß der Knabe,
Gebeugt von Liebesweh,
Er sang hinaus die Klage
Wohl über Wald und See:

O wonnevolle Zeit,
Du kehrest nicht zurück;
Ich seh' voll Traurigkeit —
Mit stets erneutem Schmerz
Auf mein verlornes Glück.

O Tage reiner Wonne
Nie kehret ihr zurück;
Mit euch erblich die Sonne,
Erblich mein Lebensglück.

O wonnevolle Zeit,
Du kehrest nicht zurück;
Ich seh' voll Traurigkeit —
Mit stets erneutem Schmerz
Auf mein verlornes Glück.

Mein Lieb', es ist verschwunden;
Umsonst such' ich im Thal,
Wo ich sie einst gefunden
Mein Liebchen überall.

O wonnevolle Zeit,
Du kehrest nicht zurück;
Ich seh' voll Traurigkeit —
Mit stets erneutem Schmerz
Auf mein verlornes Glück.

Man sagt, daß zu den Banden eines innigen freundschaftlichen Verhältnisses vorzüglich das jugendliche Alter sich eigne und besonders die Gleichheit der Jahre erforderlich sei. — Dies mag in der Regel seine richtige Geltung haben, allein gewiß gibt es Ausnahmen. — Die freundschaftliche Zuneigung zwischen Georg und Michael war eine solche.

Der gute Michael bemerkte die Traurigkeit des Junkers recht gut. Sie schmerzte ihn sehr. Er sann auf Mittel, wie sein junger Freund davon befreit werden könne und kam auf folgenden Entschluß.

„Mein lieber Junker!" wandte er sich an Georg, „ich sehe, daß ein stiller Gram an Eurem Herzen

nagt. Und Das thut mir wehe. Ich will Euch sagen, wie Ihr denselben verscheuchen könnt. — Ihr müßt auf eine Zeit lang von hier fort, eine Reise machen, etwa in die schöne Rheingegend nach Mainz, Straßburg, Köln, Trier und anderen Städten. Das wird Euch zerstreuen und Ihr werdet Eures Lebens wieder froh werden. Für die Bedürfnisse der Reise werde ich sorgen. Und ich weiß, daß Ihr mir das Herzeleid nicht anthun werdet, ein Reisegeld von mir zu verschmähen."

Letzteres sagte Michael im Tone der herzlichsten Zutraulichkeit.

„Der Gedanke, eine Wanderschaft vorzunehmen, gefällt mir ausnehmend wohl und ich bin wirklich gewillt, Deinen Rath zu befolgen und überlasse Deiner freundschaftlichen Güte das Uebrige, hoffe aber, daß ich Dein Schuldner nicht für immer bleiben werde" — antwortete nach einigem Nachsinnen Georg.

Michael wurde durch des Junkers Aeußerung in eine freudige Stimmung versetzt. Er verfolgte in froher Gesprächigkeit die Reiseangelegenheit weiter, stellte dem Georg vor, daß er nothwendig, wie es sein Stand erfordere, auch einen Begleiter, einen Knappen haben müsse und schlug hiezu einen jungen Menschen aus Immenau, einen Hufschmied seines Zeichens, Namens Meinhard vor. Dieser Bursche, versicherte er den Junker, sei züchtiglich, gut gesittet, frommen Herzens und dabei immer fröhlich und wohlgemuth.

Während der treue Michael noch redete, trat ein junger Schmied in seinem Arbeitskleide in die Gaststube, zog vor dem Junker seine Mütze ab, grüßte mit gebührlichem Anstande, legte seinen Hammer und seine Zange auf einen entfernten Tisch und setzte sich an demselben nieder.

„Dieser ist's, den ich meine," sagte Michael halblaut zu Georg.

„Er gefällt mir," erwiderte der Junker.

Und Michael redete den Schmied also an: „Was schaffst Du hier, Meinhard?“

„Ich habe an einigen Rossen des Wirthes die Hufe, die lose waren, fest geheftet und dies kleine Geschäft trägt jeder Zeit einen Schoppen Wein, den ich nun zu mir nehmen will.“

Michael ermuntert durch Georg's Rede, daß der Bursche ihm gefalle, wandte sich ohne weitere Anfrage an denselben, indem er ihm bedeutete, daß er etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe und lud ihn ein, an ihren Tisch zu kommen. Ohne alle Umschweife, wie Dies bei dem Biedermanne Gewohnheit und Sitte war, sprach er: „Höre Meinhard! unser Herr Junker hier wird ehestens sich verreisen und hätte wohl Lust, Dich zu seinem Begleiter als Knappe in Dienst zu nehmen, was sagst Du dazu?“

„Erfreulicheres könnte mir wohl nicht begegnen, als daß mich unser lieber Herr Junker in seine Dienste nehmen wollte. Ich würde mir gewiß alle Mühe geben, dessen Zufriedenheit zu erwerben.“

„Du nennst mich,“ nahm jetzt Georg das Wort, „lieber Herr Junker. Ich habe ja weder Dir noch Anderen Etwas zu Liebe gethan.“

„Genug schon habt Ihr gethan und seid Ihr dann nicht der Sohn und Erbe unsers edlen gütigen Ritters? Der von keiner armen Wittwe das Besthaupt nimmt, wozu er doch das volle Recht hätte,*) mit der Gülte Nachsicht hat, mit Saatgetreide aushilft und dem Frohnvogt strengstens verboten hat, keinen Fröhner zu mißhandeln.“

„Es ist mir angenehm, daß die guten Gesinnungen meines Vaters gegen Euch, seine Hörigen, erkannt werden,“ lobte Georg und frug den Mein-

---

*) Besthaupt war die Abgabe, die bei dem Tode eines Familienvaters die Leibeigenen zu entrichten hatten und bestand aus dem Besten der Habe; so in der Stallung aus dem besten Ochsen u. dgl.

hard, ob dessen Vater Nichts dagegen einwenden werde, wenn er in seine Dienste trete.

Wogegen dieser bestätigte, sein Vater werde sich hiedurch nur geehrt fühlen. Auch könne er ihn entrathen, da er noch zwei Brüder habe, die zwar jünger als er, aber schon rüstig genug seien, um der Arbeit vorzustehen.

„Nun Das ist gut. Mein Freund Michael wird also das Weitere mit Dir verhandeln."

Meister Kilian der Wirth näherte sich alsbald, um seine Gäste aufmerksam zu machen, daß der Roßhändler Veit von Oberbach mit einer großen Koppel Pferde angeritten käme und wenn Sie dieselben zu besehen wünschten, möchten Sie sich in den Hof verfügen.

„Ei, da fügt sich ja eins ins andere ganz schön," meinte Michael und sie begaben sich in den Hofraum, wo die Rosse standen, um selbe zu beschauen.

Alle, die hier zugegen waren, konnten sich nicht lobend genug über die Thiere aussprechen. Besonders gefielen zwei braune Wallachen dem Junker, der da äußerte, daß er nicht leicht schönere Rosse noch gesehen hättte.

Michael lächelte. Er hatte nun seinen Plan gefaßt.

Für Georg war es nunmehr Zeit, die Gesellschaft zu verlassen, indem er noch einen Gang in sein Gehege vorhatte, um ein paar Hasen zu erlegen; denn die alte Greta schmollte ihm bereits, weil ihr Vorrath an Wildpret zu Ende war.

„Komm bald nach, mein lieber Michael! Damit der Vater nicht gar zu lange alleine ist."

Der Roßhändler hatte seine Pferde in den Ställen untergebracht und kam mit seinen beiden Knechten in die Gaststube.

Michael ersuchte den Meinhard, noch zu bleiben, bestellte für ihn eine Kanne Wein und begab sich zu

Herrn Veit von Oberbach, wo sich sodann folgendes Zwiegespräch entspann:

Michael. Willkommen, Herr Veit! lange nicht mehr gesehen, wie gehen die Geschäfte?

Veit. Nicht zum besten, ich möchte fast sagen schlecht.

Michael. Ihr habt, wie ich gesehen, recht schönes Vieh. Mein Junker hätte wohl Lust, ein paar Rosse Euch abzukaufen: wenn Ihr anders nicht zu hoch damit hinauswollt und billig abgebt.

Veit. Ich kann Euch schwören, daß Ihr nirgends billiger kaufen könnt, als von mir. Und bessere und schönere Rosse bekommt Ihr gewiß auch nicht.

Hat sich der Herr Junker schon ein Paar ausgesucht, etwa die Rappen, die Apfelschimmel, die herrlichen Füchse oder die wunderschönen Hermeline?

Michael. Von allen diesen keine, sondern die zwei braunen Wallachen wollen ihm gefallen.

Veit. Das thut mir leid. Diese sind schon bestellt. Aber — bestellt ist nicht gekauft und ich gönne sie dem Herrn Junker lieber, als jedem Andern.

Ich sage Euch Herr Michel! daß Euer Junker ein Kenner ist. Bessere, schönere und gesündere Rosse als diese Braunen gibt es in der Welt nicht. Und zugeritten sind dieselben, daß sie jeder Kunstreiter brauchen könnte. Aechte Mecklenburger Rosse voll Feuer und dabei lammfromm; kurz sie haben alle Tugenden und keinen Fehler. Dafür bürge ich.

Michael. Nun machts kurz! Wie hoch haltet Ihr sie im Preise? Sagt das Genaueste; denn ich bin kein Freund vom vielen und langen Handeln und Feilschen.

Veit. Ich auch nicht, mein lieber Herr Michel! Ich kann das lange Hin- und Hergerede schon gar nicht leiden. Es soll auch kein Glück dabei sein, wenn so lange gehandelt wird.

Die Rosse, die gebe ich Euch und das sind die-

selben sicherlich unter Brüdern werth — dieser Ausdruck darf bei keinem Handel fehlen — das Stück um den Spottpreis von zwölf Goldgulden.

Michael. Zwölf Goldgulden — nennt Ihr einen Spottpreis? Hört, Herr Veit! Zwölf Goldgulden ist viel Geld.

Nach noch einigen Hin- und Herreden, wie diese bei dergleichen Käufen gewöhnlich stattfinden, erstand Michael die beiden Pferde um je eilf Goldgulden.

Er bezahlte sofort dieselben und übergab sie dem neuen Knappen Meinhard, den er aber vorher fast feierlich im Namen des Junkers Georg in dessen Dienste aufgenommen hatte.

Seelenvergnügt, daß er so schöne Rosse, die so ganz dem Geschmacke seines geliebten Junkers entsprechen, erworben hatte, machte er sich auf den Weg nach der Eschenburg zu Herrn Ulrich. Noch fragte er zuvor nach seiner Gewohnheit, wie er bei jedem Fremden that, den Roßhändler, ob er nichts Neues wisse und erhielt die Nachricht, daß der Kaiser einen Kreuzzug nach Palästina vornehme. Zu diesem Zwecke zögen schon allenthalben Prediger herum, um Theilnehmer hiefür zu gewinnen.

„Es wundert mich,“ sagte Herr Veit, „daß zu euch hieher noch keine von den Kreuzzug-Predigern gekommen sind, jedenfalls“ setzte er hinzu, „werden dieselben nicht lange ausbleiben.“

Eine wichtigere Nachricht hätte nicht vorkommen können, und unser Michael eilte, so sehr er konnte, das Erfahrene Herrn Ulrich zu hinterbringen.

Dieser aber wollte dem Gehörten keinen Glauben schenken.

Ritter Ulrich wußte nämlich gar wohl, daß Kaiser Friedrich eine besondere Abneigung gegen die Kreuzzüge hatte und Dies kam daher:

Kaiser Friedrich der Rothbart hatte den Kreuzzug, welchen sein Ohm und Vorfahrer Kaiser Konrad 1147 unternahm, mitgemacht. Er lernte dabei so

viel Unerfreuliches kennen, daß es ihm gar nicht zu verargen war, wenn er sich nicht günstig für die Züge nach Palästina gestimmt zeigte. Ein schöneres und zahlreicheres Kriegsheer, wie Kaiser Konrad gesammelt hatte, war kaum vorher in Deutschland vorhanden. Siebenzigtausend Geharnischte, ein nur zu zahlreiches Fußvolk, nebst dem Kerne der Ritterschaft und den edelsten Bischöfen, Fürsten und Grafen des Reiches nahmen Theil an dem Zuge. Auch der König Ludwig, der Siebente von Frankreich, stellte eine große Heeresmasse dazu. Niemand zweifelte an einem glänzenden Erfolge des Unternehmens. Allein man irrte sich. Niemals hat ein Kreuzzug ein schmählicheres Ende genommen als eben dieser.

Die schmachvolle Schlechtigkeit der Griechen, mit denen Kaiser Konrad noch dazu verschwägert war, trug das Meiste zu dem unglücklichen Ausgange des Kreuzzuges bei. Nicht nur, daß die Griechen die versprochenen Lebensmittel nicht lieferten, sondern auch wenn es geschah, sogar sie vergifteten, führten ihre Wegweiser die Deutschen den Türken geradezu in die Hände.

Dies war es aber nicht allein, was den Deutschen Unglück brachte. Bösartige Seuchen und Krankheiten aller Arten stellten sich ein und wütheten verheerend unter ihnen.

Mit dem Reste der Deutschen erfocht zwar Konrad bei Rabna einen glänzenden Sieg. Bei diesem Treffen focht der Kaiser mit fast übermenschlicher Kraft und schlug so kräftig um sich, daß er mit einem Hiebe einem Türken Kopf, Arm und den halben Oberleib weghieb. Neuer Verrath vereitelte abermals die Früchte dieses Sieges. Da zogen Konrad und Ludwig voll Ingrimm ab und eilten in die Heimath. —

So erzählte Ritter Ulrich seinem Sohne und dem Michael, und fügte bei, daß er das Gesagte aus dem Munde Kaiser Friedrichs selbst vernommen

habe. Auch habe er den Kaiser oft sagen hören, daß dessen Vater, der alte Herzog Friedrich von Schwaben, durchaus nicht mit seinem Bruder Konrad, als dieser das Kreuz nahm, einverstanden war, es auch gar nicht haben wollte, daß er mit seinem Ohme nach Palästina zog. — Und ich habe von mehreren Rittern, die in der Umgebung des Herzogs lebten, gehört, daß der alte Herr, der seinen Sohn Friedrich über Alles liebte, sich so härmte, als dieser das Kreuz nahm, daß er aus Gram darüber starb.

Wie es aber kam, daß Gott es zuließ, daß so vieles Unglück den Christen widerfuhr und die Ungläubigen in der Hauptsache doch immer Sieger blieben, hierüber sprach sich der Kaiser folgender Maßen aus:

Die Kreuzfahrer der neueren Zeit waren nicht mehr von dem ächt christlichen Geiste beseelt, wie jene zur Zeit Gottfried's von Bouillon. — Es gab gar viele unreine Elemente in unserem Heere. Es kamen Dinge vor, die unter Christen gar nicht genannt werden sollen, Aergernisse der empörendsten Art, die selbst den Heiden ein Gräuel waren und die bei ihnen einen Abscheu gegen den christlichen Glauben erzeugen mußten. Bei dem Heere der Franzosen befand sich eine unzählige Menge Weibspersonen und auch bei dem unsrigen fehlte es an solchen nicht. Wie es sonst mit dem Glauben der Kreuzfahrer stand, geht daraus hervor, daß eine Menge von den Unseren zu den Türken übertraten, ihren Glauben abschwuren und Muhamedaner wurden. Dreitausend Franzosen thaten Dies auf einmal. Konnten wir da von Gott Segen erwarten, mußte nicht Gottes Fluch uns treffen?

Dies waren des Kaisers selbsteigene Worte.

Indessen hatte sich Ritter Ulrich in seiner Meinung, die er vom Kaiser Friedrich in Bezug auf den Kreuzzug, von dem das Gerücht ging, hegte, doch geirrt.

Schon nach einigen Tagen kamen, wie der Roß-

händler voraus gesagt hatte, Kreuzzug-Prediger in Immenau an. Es waren Dies zwei Mönche von dem neu gestifteten Cisterzienser-Orden des heiligen Bernhard.

Dieselben kamen sogleich nach ihrer Ankunft zu Immenau auf die Eschenburg und zeigten dem Burgherrn ihr Mandat vor, nach welchem sie von Kaiserlicher Majestät zur Ausübung ihres Amtes ermächtigt waren.

Auch gegen die Mönche sprach Ulrich seine Verwunderung über das Beginnen des Kaisers aus.

Die Prediger aber machten ihn mit den Gründen bekannt, die Friedrich bewogen, einen Kreuzzug zu unternehmen und die der Ritter nur billigen konnte.

Sie theilten ihm die traurige Kunde mit, daß der Emporkömmling Saladin bereits die ganze Macht Syriens mit der von Aegypten vereinigt habe und diese jetzt mit zermalmender Gewalt gegen die Christen im Oriente gebrauche. Jerusalem sei von ihm erobert, die Christen seien daraus vertrieben und wenn keine Hülfe käme, so würde das ganze heilige Land eine Beute der Türken unfehlbar werden.

Der alte fromme Kaiser wolle durch diesen Kreuzzug sein thatenreiches Leben mit der schönsten That bekrönen, den augenscheinlichsten Beweis seiner aufrichtigen Versöhnung mit dem Statthalter Christi geben und dadurch auch mit allen Denen sich aussöhnen, die ihm seine Zwistigkeiten mit den Päpsten noch nicht verziehen hätten.

Die allerdings schmerzlichen Erfahrungen, die der Kaiser bei dem Kreuzzuge Konrad's gemacht, würden aber nur dazu dienen, jene unglücklichen Vorkommnisse um so eher beseitigen zu können. Und daß Dieses von des Kaisers bekannter Klugheit gewiß zu erwarten sei, unterliege keinem Zweifel. Schon jetzt habe er, um nutzloses Gesindel von dem Heere

ferne zu halten, die weise Verordnung gemacht, daß jeder, der sich aus dem gemeinen Volke an dem Zuge betheiligen wolle, mindestens drei Marken Silbers im Besitze und ein Handwerk erlernt haben müsse.

Das Vorhaben des Junkers Georg, eine Reise an den Rhein zu machen, war nun aufgegeben. Er erklärte seinem Vater, daß er das Kreuz nehmen werde, was gewiß ihm die schönste Gelegenheit böte, sich die Ritterwürde zu verdienen und zu zeigen, daß er ein Eschenberger sei.

Hiegegen konnte Herr Ulrich Nichts einwenden. Nur das einzige Bedenken äußerte er, ob auch die dazu erforderlichen Geldmittel zu schaffen sein würden.

Wir haben vergessen, unseren Lesern zu berichten, daß der Ritter Ulrich schon vor einigen Jahren seinem Sohne die Führung seines ganzen Haushaltes übergeben hatte, weshalb er ihn öfters scherzhaft seinen Vogt nannte. — Was er auch jetzt that, indem er sagte: „Doch Das mußt Du, Herr Vogt! ja am besten wissen."

Georg gab seinem Vater die Zusicherung, daß er deswegen außer Sorgen sein möge, indem bereits schon Alles in Ordnung sei, daß der Michael ihm zwei sehr schöne Rosse gekauft und auch einen Knappen bestellt habe. — Davon aber, daß Michael die Pferde von seinem Gelde bezahlt hatte, sagte Georg Nichts, weil er befürchtete, daß der alte Herr Dieses nicht zugeben würde.

„Höre, mein Sohn!" sagte im freundlichen Tone Ulrich, „ich sehe, Du und der Michael, Ihr spielt gegen mich ein wenig unter dem Hütlein."

Und damit war die Sache abgemacht.

Georg nahm das Kreuz — und mit ihm nahmen dasselbe Meinhard und noch neun rüstige Jünglinge von Immenau, lauter geübte Handwerker, als Zimmerleute, Schmiede, Tischler, Schlosser und Schuhmacher.

Daß sie Dieses waren, entsprach einestheils

der kaiserlichen Vorschrift und kam anderntheils ihrem Führer, sowie ihnen selbst bei den Abenteuern, die sie in der Folge zu bestehen hatten, sehr gut zu statten, wie wir seiner Zeit hören werden.

Fünftes Kapitel.

Bei Gefährten
Die miteinander leben und verkehren,
Und deren Seelen einer Liebe Joch
Ertragen, da muß Gleichheit sein
An Geist und Herz, an Körperform und Sitten.
Shakspeare.

Auf Eschenberg wurde es in Folge der neuen Ereignisse täglich lebhafter. Nicht so auf der Seeburg. Seit dem Vorfalle auf der Jagd mit dem Eber hatte sich Fräulein Anna ganz umgeändert. Ein Spazierritt, den sie machte, war das einzige Vergnügen, das sie sich gönnte. An Einladungen zu Banketten, die sonst so häufig vorkamen, war nicht mehr zu denken. — Desto häufiger besuchte sie aber die St. Anna-Kapelle im Thale. Sie ließ sich auch ihre Harfe dahin bringen und begleitete ihr Spiel mit dem Gesange, der ihr so recht aus dem bedrängten Innern quoll.

St. Anna.

Sankt Anna, die Mutter so lieblich zu schau'n:
Wie farbige Blümlein auf grünenden Au'n —
Maria, dein Töchterlein hold und so mild,
Wie schön und holdselig dein irdisches Bild!

Mein Garten ist prächtig mit Blumen geschmückt,
Auch bin ich mit zeitlichem Gute beglückt,
Doch Alles ist mir nur vergänglicher Tand
Seitdem ich, lieb' Mutter! mit dir bin bekannt.

Das Tummeln der Rosse, die Jagd liebt' ich sehr:
Nun mag' ich die Rosse, das Jagen nicht mehr.
Mein Sinn ist nach Höherm, zur Mutter gericht'
Und nimmer an innerem Trost mir gebricht.

Ich bitt' dich, zart' Mutter! erhalt' mich stets rein
Und laß' dein treu' Mägdlein für immer mich sein.
Sankt Anna-Maria! ach bleibet mir hold:
Ihr seid meine Schätze, Geschmeid und mein Gold.

War Anna längere Zeit nicht mehr in ihr liebes Kirchlein gekommen, so gab das ehedem so lebensfrohe, immer muntere Mädchen einem Ernste sich hin, der wohl Schwermuth genannt werden durfte.

Ihr Vater, dessen Alles sie auf Erden war, bemerkte Dies mit Schmerz. Und als er eines Tages in ihr Gemach kam und sie weinen sah, da konnte der gute Mann nicht mehr an sich halten. Er beschwor seine Tochter, ihr Anliegen ihm mitzutheilen und that Dies in Worten und Ausdrücken, die nur einem liebenden Vaterherzen entsteigen können.

Anna fiel ihrem Vater um den Hals. Nachdem sie ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft gemacht hatte, sagte sie: „Leicht wäre mir zu helfen, mein Herzensvater! Versöhnt Euch mit dem Ritter Ulrich — Dieses ist das Einzige, was ich wünsche."

„Ich verstehe Dich, mein Kind! Es soll geschehen, ja zur Stunde soll es geschehen. Ich lasse mich hinüber bringen nach Eschenberg und biete ihm die Hand, obgleich ich der Beleidigte bin. Und stößt Ulrich dieselbe zurück, so falle ich ihm zu Füßen und stehe nicht auf, bis er mir Versöhnung zugesagt. Gehab Dich wohl, mein liebes Kind! Heute noch wird Dein Wunsch erfüllt."

Ohne eine Antwort von Anna abzuwarten, humpelte er, so schnell er konnte, aus dem Zimmer.

Auf der Eschenburg saßen im vertraulichen Gespräche begriffen, Ulrich, sein Sohn und Michael. Da meldete ein Knecht, „der Junker Wolfgang von der Seeburg sei vor dem Thore und bitte um Einlaß. Er bitte, soll ich Euch, Herr Ritter! sagen, befahl mir der Junker!"

Ulrichs Brauen zogen sich zusammen. Sein Aussehen war grimmig. Fürchterlich rollten seine Augen. So sah Georg seinen Vater noch nie. Er erschrack, ebenso Michael. Doch baten ihn Beide, er möge Wolfgangs Bitte gewähren.

Ulrich schwieg.

Dies nahm Georg als stillschweigende Bewilligung und ging selbst hin und führte Junker Wolfgang herbei.

In der linken Hand hielt er eine Krücke, in der rechten einen starken Knotenstock. So trat er vor Ulrich, nahm den Stock unter den linken Arm und reichte, während er Ulrich mit so einem wehmüthigen, innig herzlichen Blicke ansah, die Rechte, so daß der erzürnte Ritter wirklich gerührt wurde und ihm auch seine Hand darbot.

„Gott grüße Dich, Bruder Ulrich! Ich bin gekommen, Dich zu bitten, daß Du mir sagest, warum Du mir so schrecklich unhold bist, mir, der ich Dich doch niemals in meinem Leben beleidigt habe."

„Du, mich nicht beleidigt? Du! Viel Böses hast Du über mich gesprochen und solches mir angethan. Daß Du aber Dich also verstellen kannst und lügst, Das hätte ich nicht von Dir erwartet." —

„Gebt mir einen Stuhl, ich sinke sonst um!"

Krampfhaft ergriff Wolfgang seinen Stock. Doch ließ er seine Hand wieder sinken. Er dachte an seine Tochter.

„Ich lügen, ich mich verstellen! In meinem ganzen Leben habe ich keine Unwahrheit gesagt und zur Verstellung hatte ich noch keine Ursache — und habe sie auch jetzt nicht. Ulrich! ich verzeihe Dir

diese schreckliche Beschuldigung. Aber ich fordere Dich auf, mir Rede zu stehen, was ich Böses über Dich gesagt und was ich Böses Dir gethan?" —

„Hast Du mich nicht einen armseligen Bettelritter, einen erbärmlichen Krautjunker, einen eingebildeten Thoren gescholten? Hast Du nicht wegen der Jagdweite Streithändel mit mir angefangen, mir meinen Hund erschießen lassen und willst Du nicht neuerdings mir mein Hutrecht am Weiher streitig machen?"

„Ulrich!" schrie wie außer sich, Junker Wolfgang, „sage mir, wer war der Schurke, der Dir diese Lügen hinterbrachte? Nie, nie ist ein solches Wort über meine Lippen gekommen. Dein Hund — das ist wahr — wurde von einem meiner Jäger erschossen. Aber ich jagte ihn auf der Stelle davon und bedeutete den anderen, daß, wenn dergleichen wieder vorkäme, es mit dem Fortjagen allein nicht ausgemacht sein würde. Ich schickte Dir aber noch selbigen Tag meinen besten Jagdhund zur Entschädigung, den Du aber zu meinem großen Herzenleid nicht annahmst und mir sagen ließest, ‚Du brauchst von dem Seeburger Krüppel kein Almosen.' Aber nun sag' an, wer war es doch, der mich also verleumdete?"

„Dein Vogt", lautete die Antwort.

„Was, mein Vogt, mein Vogt?" schrie noch stärker der erstaunte Wolfgang.

Nach einer Weile beiderseitigen Schweigens stand der Seeburger auf, reichte dem Ritter Ulrich seine Hand und sagte: „Morgen besuchst Du mich auf meinem Schlosse, Du und Dein edler Sohn, nimm auch den Langen dort mit, wir sind alte Bekannte! Heute noch wirst Du meine Antwort auf Alles hören. Und diese wird und muß Dich bestimmen, zu mir, dem so himmelschreiendes Unrecht geschehen ist, zu kommen."

Sprach's und setzte Krücke und Stock, so schnell er konnte in Bewegung und eilte fort.

„Knechte!“ rief er außerhalb der Burg, „eilt, eilt, daß wir fortkommen. Ich werde euch, so wir bald nach Hause gelangen, so viel Wein geben lassen, als ihr trinken könnt und morgen sollt ihr einen Rasttag haben, aber eilt, eilt!“

Als er in der Sänfte saß, sprach er in seiner Aufregung mit sich selbst, daß man es weithin hören konnte. „Warte Halunke! Du sollst mich kennen lernen. — In's Burgverließ — verhungern lassen. — Warte, warte!“ —

Die Knechte, welche keine Ahnung von Dem hatten, was sich zwischen Ritter Ulrich und ihrem Herrn zugetragen, erschracken nicht wenig, als sie das Wort Burgverließ hörten. Sie kannten dies unerfreuliche Gemach und glaubten nicht anders, als daß der Eschenberger ihren Herrn und sie mit in sein Burggefängniß wollte werfen lassen. Ihre Beine hoben sich vor Schrecken wie von selbst, und bald kamen sie bleich und vom Schweiße triefend auf der Seeburg an.

Herrn Wolfgangs erstes Wort war, daß er den Thorhüter frug, ob der Vogt in der Burg sei? Als Dies bejaht wurde, ließ er das Thor schließen und befahl, daß sich so schnell als möglich alle Dienstleute, Jäger, Knechte, Troßbuben mit Peitschen, Stöcken und Gerten versehen, im Schloßhofe versammeln sollten, für ihn aber ein Stuhl dahin gebracht werde.

Christian, Wolfgangs alter Diener, als er diese Anordnungen seines Herrn hörte, konnte nicht begreifen, was sie zu bedeuten hätten. Er ging deshalb in die Pfortenstube zu den Sänftenträgern, um sich bei ihnen zu erkundigen, was dies Alles auf sich haben möge.

Von diesen erfuhr er nun, daß der Eschenberger

ihren Herrn und sie habe in das Burgverließ werfen wollen.

Man denke sich den Schrecken des alten, treuen Dieners, der die innigste Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Herrn hatte. Er zitterte am ganzen Leibe, denn er bildete sich nichts Geringeres ein, als daß sein guter Herr vor Schrecken wahnsinnig geworden sei.

Junker Wolfgang saß in seinem Stuhle und um ihn seine ganze Dienerschaft — bewaffnet, wie befohlen worden.

Auch diese schüttelten die Köpfe, Einer sah den Andern an, voll Spannung, was nun wohl geschehen würde.

Christian trat mit allen Zeichen der größten Bekümmerniß zu seinem geliebten Herrn. Dessen grimmiges Aussehen, das er nicht von selbem zu sehen gewohnt war, bestätigte ihn noch mehr in seiner Vermuthung.

„Mein guter, mein herzliebster Herr!“ redete Christian den Junker an, „wie ich vermerke, seid Ihr sehr krank. Ich bitte Euch, kommt und legt Euch zu Bette.“

Wolfgang sah ihn mit großen Augen an.

„Was bildest Du Dir ein? Ich krank sein, ich glaube Du bist verrückt.“ —

„Ich nicht, mein lieber Herr! aber —“

„Aber ich! meinst Du? Nun ich begreife, was Dich zu dieser Vermuthung bringt. Doch gedulde Dich, Du wirst sogleich Aufklärung erhalten.“ —

Der Vogt erschien und ging festen Schrittes auf den Junker zu:

„Tritt mir nicht zu nahe, Du heilloser Schelm, Du Auswurf der Menschheit! Dein Hauch verpestet, Dein Odem ist Schlangengift. Ich sollte Dich hängen lassen. Doch Deine Strafe sei, daß Du Deine Schande und Schmach mit Dir herumträgst, bis Einer kommt, der das Rächeramt an Dir ausübt.“

— Wem diese Aufgabe noch zufiel, dürfte der geneigte Leser hier schwerlich errathen. —

Der Vogt stand da, wie vom Donner gerührt. Seine Zunge war gelähmt. Kein Wort konnte er sprechen.

Wolfgang aber wandte sich an seine Dienstleute, mit der Aufforderung, den Vogt aus der Burg zu peitschen, — was sich diese, da ihn ohnehin keiner leiden konnte, nicht zweimal sagen ließen. Unter Hohn, Spott und Hieben ohne Zahl, jagten sie den Bösewicht aus dem Schloße.

Indessen kamen noch späterhin Dinge von ihm zu Tage, die viel ärger waren als die Hetzereien zwischen Ritter Ulrich und Junker Wolfgang.

Dieser aber rief, nachdem die Austreibung zu Ende war, einen seiner Knappen und redete also zu demselben:

„Höre Luz! ich weiß, daß Du ein verständiger Mensch bist, guten Gedächtnisses und wohlredenhaft. Reite allsogleich hinüber nach der Eschenburg, und vermelde dem Ritter Ulrich meinen Gruß und sage ihm Alles, was mit dem Erzschelme von einem Vogt geschehen ist, und was ich gesprochen und gethan habe. Und ich lasse ihn bitten, doch ja morgen herüber auf die Seeburg zu kommen, und seinen Sohn und auch den Schildknappen, den Langenmichel mitzubringen. So Luz, merke Alles gut und jetzt eile Dich!"

Wir wollen nicht behaupten, daß wir auf eine besondere Gutmüthigkeit Anspruch machen können. Doch Das dürfen wir versichern, daß wir auch nicht zu den Hartherzigen gehören, die dem verirrten Bruder nicht verzeihen können, noch zu jenen „Heiligen, jenen Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen." — Aber Das gestehen wir offen und frei, daß wir allen Schurken von Haus aus, und allen Hetzern und Verleumdern das Loos des verjagten Vogtes von ganzem Herzen wünschen.

Der Knappe Luz wurde auf der Eschenburg freundlich empfangen und bewirthet.

Am andern Tage credenzte Fräulein Anna den Wein dem Ritter Ulrich und seinem Sohne Georg auf der Seeburg. —

Michael aber, so sehr er über die Versöhnung der beiden Nachbarn erfreut war, ging nicht mit dahin. Als Grund seiner Ablehnung, gab er die vielen Hunde auf der Seeburg an. Auch weil er voraussehe, daß die Dienstleute, wenn er mit seinen Stiefeln, die ihm allerdings eine Schutzwehr seien, dorthin käme, ihn verlachen würden, — ein Umstand, den er nicht gut vertragen könne.

Der liebe Mann lieferte hier neuerdings den Beweis, daß es Leute gibt, die neben Eigenheiten, die so ganz in's Reich der Lächerlichkeiten gehören, auch Eigenschaften besitzen, welche den größten Scharfsinn und Edelmuth bekunden. — Er machte sich anheischig, die zehn jungen Leute, die zu Immenau das Kreuz genommen hatten, mit Roß und Rüstung zu versehen, und wußte die Sache so einzurichten, daß es schien, als ob Alles von dem Junker käme und er bloß in dessen Auftrage handle.

Herr Ulrich vermochte nicht zu begreifen, wie sein ehemaliger Schildknappe zu so vielem Gelde gekommen sein sollte, um so bedeutende Kosten zu bestreiten und machte hieraus gegen Michael keinen Hehl.

Der aber berichtete seinem Herrn also:

Ihr wißt, wie glorreich der Feldzug in Italien, im Jahre nach unseres Herrn Geburt 1156 für uns endete, und welchen Ruhm und wie große Ehre unser allergnädigster Kaiser sich da erwarb. So tapfer sich auch Mailand, das schon an seinen Bürgern eine Armee hatte, vertheidigte, so mußte es sich doch endlich ergeben. Es war ein froher und doch auch trauriger Anblick, wie die Consuln der Stadt, der Adel und die Freien barfuß und mit Schwertern auf dem Rücken,

die Uebrigen mit Stricken um den Hals vor dem Kaiser erschienen, und um Gnade bitten mußten.

Ihr, mein Herr! lagt damals wieder in Folge einer lebensgefährlichen Wunde, krank darnieder.

Ich muß Euch schon gestehen, wie es mir sonderbar vorkommt, daß Ihr niemals, ohne verwundet zu sein, aus einem Treffen gekommen seid.

„Halt Michael!“ ergriff hier Herr Ulrich das Wort, „ich wäre aus keinem Treffen ohne Wunde gekommen, sagst Du? Dem ist nicht also. Ich habe in vierzig Treffen gefochten, die kleinen Sträuße gar nicht mitgezählt und habe doch nur achtzehn Wunden erhalten. Aber hörst Du! keine einzige im Rücken.“ —

„Mit Gunst, Herr Ritter! Ihr rechnet die kleinen Sträuße, wie Ihr zu sagen beliebt, nicht mit. Und ich denke, eben so rechnet Ihr auch die kleinen Narben nicht, die sie Euch zurückeließen. So lange ich Euer Schildknappe bin, kamt Ihr niemals ohne zu bluten aus dem Gefechte. Als Euch die zwei Finger der rechten Hand, eben bei der Bestürmung Mailands abgehauen wurden und Ihr das Schwert in die Linke nahmt, da zählt Ihr wohl auch den Verlust Eurer Finger nicht zu den erhaltenen Wunden?“ —

„Nein! zu den Wunden nicht — aber zu meinem größten Unglücke, weil ich dadurch kampfunfähig geworden bin.

„Doch komme zu Dem, was Du mir eigentlich sagen wolltest, zurück! Ich bin wirklich sehr neugierig zu erfahren, wie es kam, daß Du ein so reicher Mann geworden bist.“ —

„Nun, wo bin ich denn geblieben? Ja, so. Als die vornehmsten Mailänder in tiefster Erniedrigung vor der kaiserlichen Majestät knieten, war auch ein Greis unter denselben. Dessen Haupt- und Barthaare waren gebleicht. Gebeugt von Alter, vielleicht noch mehr von Kummer und Schmerz, ließ er sich keuchend auf einen Stein nieder, um auszu-

ruhen. Mattigkeit und körperliche Schwäche sprach aus seiner ganzen Haltung.

Einige von unseren Troßbuben, als sie sahen, daß der Alte sich auf einen Stein niedersetzte, sprangen hinzu, rissen ihn auf und riefen, indem sie ihn mit Fäusten stießen: „Auf die Knie, du welscher Hund!“ dabei warfen sie den alten kranken Mann zu Boden.

Diese abscheuliche Mißhandlung eines wehrlosen Greises empörte mich. Ich nahm mich seiner an, schalt die Troßbuben, wie sie verdienten.

Macht, daß Ihr fortkommt! rief ich ihnen zu. Sähe oder erführe des Kaisers Majestät, was Ihr gethan, ich möchte sodann nicht an Eurer Stelle sein. Wir sind nicht in dieses Land gekommen, um wehrlose Greise zu mißhandeln.

Den Alten hob ich auf und schleppte ihn halb ohnmächtig in mein Gezelt und pflegte seiner.

Als er sich in etwas erholt hatte, ergriff er meine Hand und sagte in gutem Deutsch: „Habe Dank, Du edler, christlicher Mann, für die Liebe, die Du mir bewiesen. Möchtest Du mir aber noch einen Liebesdienst erzeigen, so wollte ich Dich dafür königlich belohnen. Ich fühle, daß ich bald sterben werde und möchte nicht gerne nach Mailand zurücke. Meine Mutter war eine geborne Deutsche von vornehmer Abkunft; daher sehen mich meine Mitbürger mit Mißtrauen an, während mich die Deutschen als einen Welschen hassen. — Einige Stunden von hier hinter dem Olivenwalde steht ein Karthäuser-Kloster, dessen Prior mein Jugendfreund ist. Dorthin wünschte ich gebracht zu werden, um ruhig sterben zu können und ein christliches Begräbniß zu erhalten. Willst Du mich wohl dahin bringen?“

So redete der Greis zu mir und sah mich dabei so wehmüthig und zutraulich an, daß mir vor Mitleid das Herz überging. Es war mir, als sähe ich meinen guten längst verstorbenen Vater vor mir,

mit welchem er wirklich einige Aehnlichkeit hatte. — Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen und nachdem er sich mit einem Trunke Wein gelabt, machten wir uns auf den Weg.

Er hing sich an meinen Arm. Allein nicht lange war er zu gehen im Stande. Zusammen sinkend seufzte er: Laß mich hier sterben, — ich kann nicht mehr fort.

Da nahm ich ihn auf den Rücken. Schwer war der Mann eben nicht und lief so schleunig als ich nur immer konnte dem Kloster, dessen Thürme ich aus der Ferne sah, zu. Als wir dasselbe erreicht hatten, verzog selbst der ernste Karthäuser Mönch, der die Pforte öffnete, über mich und meine Last den Mund zum Lächeln.

Die Bitte, den Prior sprechen zu dürfen, wurde sogleich erfüllt.

Eine lange, hagere Gestalt erschien, deren Aeußeres schon Ehrfurcht einflößte. Mit kurzen aber recht herzlichen Worten bewillkommte der Karthäuser seinen alten Freund. Mich ersuchte er, denselben in eine Zelle zu bringen, wohin er uns führen würde. Als wir durch die dunklen Hallen schritten, begegneten uns einige Mönche, die mit dumpfer Stimme den Prior mit ihrem melancholischen Gruße memento mori — Gedenke des Todes — grüßten und ohne uns zu beachten schweigend weiter schlichen.

Als wir die Zelle erreicht hatten, entfernte sich der ehrwürdige Mann, um wie er sagte, den Bruder herbei zu holen.

Ich zog meinem Alten das Oberkleid und die Schuhe aus und legte ihn sanft auf das in der Zelle stehende Bett. Er aber griff in seinen Busen, zog eine Kapsel hervor und gab sie mir mit den Worten: „Diese Kapsel enthält ein sehr werthvolles Kleinod, nimm es für den Liebesdienst, den Du mir erwiesen hast. Es ist das Einzige, was ich von meinem ganzen Reichthume gerettet. Ach! ich habe

Alles, Weib, Kinder und meine ganze Habe verloren und ohne Dich hätte ich wie ein armes Thier umkommen müssen. Verschleudere das Kleinod, so ich Dir gebe, nicht. Es ist ein gülden Herz, mit guten Steinen besetzt und unter diesem ein großer Diamant. Ich sage Dir Dieses deshalb, um Dir den Werth desselben recht begreiflich zu machen, damit Du dich nicht darum betrügen lassest."

Der Prior mit dem Arzte kam und ich entfernte mich.

Wie wir bald darauf heimzuziehen Anstalt machten, wollte ich meinen alten Kranken vor unserem Abmarsche noch einmal besuchen und ritt zum Kloster. Man zeigte mir sein Grab.

Nun wißt Ihr, wie ich zu einem Dinge von großem Werthe gekommen bin. Jetzt will ich Euch aber ferner erzählen, wie ich dasselbe verkaufte und vieles Geld dafür einlösete.

Da Ihr, mein Herr Ritter! als wir in der Heimath ankamen, meiner Dienste nicht mehr bedurftet, so trieb ich wie Euch bekannt ist, mein altes Handwerk, die Fischerei nämlich, wieder. Daß ich von meinem Vater Nichts als meine freie Geburt und ein altes Haus erbte — wißt Ihr gleichfalls. Dieses Haus aber war so baufällig geworden, daß es dem Einsturze nahe war. Ich wußte nun nicht, wo ich die Mittel hernehmen sollte, um dasselbe wenigstens in einen Stand zu bringen, damit ich ohne Gefahr es bewohnen konnte. Da fiel mir mein Kleinod ein und seht, es fügte sich recht eigenthümlich, daß ich dasselbe bald an den Mann brachte.

Als ich nämlich eines Tages Fische in das Gasthaus trug, sagte mir der Wirth, daß er von einem vornehmen Kunden, der öfter bei ihm einspreche, den Auftrag erhalten hätte, nach Heilbronn einen Brief zu schicken, an dessen Beförderung ihm gar viel gelegen sei. Der Botenlohn dürfte kosten, was er wolle, wenn nur das Schreiben durch

einen sichern Mann überbracht würde. Der Brief war an einen reichen Kaufherrn in Heilbronn gerichtet. Den Antrag, den Brief zu besorgen, nahm ich gerne an und zwar um so lieber, weil mir der Wirth seinen Schimmel zur Reise versprach. Mein Hauptgedanke dabei aber war, daß ich bei dieser Gelegenheit mein gülden Herz in Heilbronn verwerthen könnte.

Wie ich in Heilbronn meinen Brief überliefert hatte, ritt ich in eine Herberge ein und meine erste Frage an den Wirth war, ob er mir nicht einen tüchtigen Goldschmied bezeichnen könne, der sich auf Juwelen gut verstände.

„Da könnt Ihr keinen bessern finden als meinen Nachbar. Der ist weit berühmt und alle Fürsten und Grafen nah nnd fern lassen ihre Geschmeide bei ihm verfertigen. Dabei ist er ein frommer Christ und ein Ehrenmann.

Ich säumte nicht mich zu dem Goldschmiede zu begeben.

Derselbe war ein sehr freundlicher Mann, zu welchem ich alsbald Zutrauen faßte. Doch sagte ich ihm nicht sogleich, daß das Juwel mein eigen sei, sondern ein Herr lasse ihn bitten, den sothanen Werth zu bestimmen, da er gewillt sei, es zu kaufen und der Verkäufer sehr viel dafür verlange.

Der Goldschmied sah mein Kleinod lange und wohlbedächtig und wie ich vermerkte mit großem Wohlgefallen an. Dann sagte er mir, wenn der Herr, von dem Ihr sagt, daß er dies Geschmeide zu kaufen gedenkt, es um dreihundert Goldgulden bekommt, so ist es nicht zu theuer. Das Gold ist rein, die Arbeit schön und die Steine sind ächt und gut."

Mir hüpfte das Herz vor Freude als ich Dies hörte. Aber ich war in Verlegenheit, wie ich es nun anbringen sollte, daß es mir selbst angehöre. Doch faßte ich mir ein Herz und gestand dem Gold-

schmiede, daß das Juwel mein eigen sei. Ich erzählte ihm ehrlich, wie ich dazu gekommen bin und warum ich es verkaufen wollte. Ich bat ihn auch, mir zu verzeihen, daß ich die Ausrede gebraucht und ihm nicht anfangs die Wahrheit gesagt habe — was mich wirklich reute.

Der Mann sah mich lange forschend an, als ob er in meinem Gesichte lesen wollte, ob ich ihm jetzt die Wahrheit berichtet hätte. Dann sagte er zu mir: „Ihr seid, wie ich sah, bei meinem Nachbarn im Gasthofe zu den drei Schwertern eingeritten. Gehet dahin und kommt in einer Stunde wieder! Wir werden des Handels einig werden."

Diese Stunde wurde mir lang.

Wie ich nun wieder zu dem Juwelier kam, frug er mich sofort, ob ich gesonnen sei, ihm das gülden Herz für dreihundert Goldgulden zu überlassen? Was ich auch sogleich bejahte.

„Es ist mehr werth" bedeutete mir der redliche Mann „und wenn ich es gut anbringe, so kann ich schon was Bedeutendes dabei verdienen. Kommt Ihr dann wieder hieher, so sprecht bei mir zu und Ihr sollt finden, daß ich kein Filz bin."

Hierauf erhielt ich mein Geld in lauter schönen neuen Goldstücken. Der gute Mann packte es mir selbst sorgfältig in einen ledernen Sack, den er mir schenkte.

Unter verschiedenen schönen Geschmeiden, die in seinem Laden hingen, war eine silberne Kette, an der eine große Klippe befestigt war. Die gefiel mir gar wohl und ich fragte, ob er mir dieselbe nicht zu kaufen geben wollte. Ich möchte sie dem Bilde Unserer lieben Frau, das in der Kirche zu Immenau steht, opfern.

„Ihr scheint mir ein frommer Mann zu sein und Dies freut mich sehr. Ihr sollt die Kette haben und zwar umsonst als ein Daraufgeld" sagte der brave Goldschmied.

Wer war nun glücklicher als ich? Mein altes Haus ließ ich von Grund aus wegreißen und zu dem Aufbau meines neuen brauchte ich kaum den vierten Theil meines Geldes. Uebrigens lebte ich wie vordem ganz nach meiner einfachen gewohnten Lebensweise. Und was ich sonst für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde machte, weiß nur ich und noch Einer — und sonst braucht's auch Niemand zu wissen."

Michaels Erzählung machte den günstigsten Eindruck auf Herrn Ulrich und blieb nicht ohne Einwirkung auf seinen Charakter. Der stolze Edelmann, den sonst die herrlichsten Eigenschaften zierten, konnte sich bisher nicht von dem Vorurtheile trennen, daß edle Gesinnungen und großherzige Handlungen nur dem Adel und den höheren Ständen eigen seien. Er sah nun ein, daß auch unter einem groben Wollkittel ein großes Herz schlagen könne und daß ein Mann gemeinen Standes auch der edelsten Thaten fähig ist. Seine Achtung gegen den Fischermichel war von jetzt an eine unbegrenzte und er beanstandete es nun nicht mehr, mit diesem an einem und demselben Tische zu speisen.

Das durch den unseligen Zwiespalt der beiden Edelleute Ulrich und Wolfgang bisher gestörte freundnachbarliche Verhältniß schienen nun Beide nachholen zu wollen. Dieselben kamen tagtäglich zu einander. Ulrich in Begleitung seines Sohnes nach der Seeburg, wo dem alten Herrn der Rheinwein, ächter Rüdesheimer, sehr behagte — und Wolfgang mit seiner Tochter nach Eschenberg.

Wir haben weder die Gabe noch die Neigung ein Liebesgemälde zu entwerfen und erwähnen nur, daß Georg und Anna einander herzlich gut waren. Sie durften sich nur sehen und ihre Herzen fühlten in reiner keuscher Lust selige Wonne.

Ueberhaupt war im Mittelalter und ganz besonders unter der Regierung der Kaiser aus dem erlauchten Hause der Hohenstaufen, die ja alle der

zarten Minne als Sänger ihre Huldigung weihten, die Achtung des Frauengeschlechtes so hoch, daß dieselbe fast einen religiösen Anstrich hatte, der sich eher der Verehrung, wie man sie Heiligen erweist, als einer sinnlichen Neigung näherte.

Scheint diese Idee an Ueberspanntheit zu leiden, so läßt sich denn doch nicht verkennen, daß sie auf die Sitten einen höchst günstigen Eindruck übte. — Die rauhen Ecken im Wesen des unbeugsamen Edelmannes wurden dadurch abgeschliffen und geglättet. Sein Benehmen wurde durch Anstand gehoben, er ward höflicher und geselliger nicht nur gegen seines Gleichen, sondern auch gegen Niedere. Ausschweifungen galten für eine große Schande. Es läßt keinen Zweifel zu, daß das Beispiel sowohl im Guten wie im Bösen, welches von den höheren Ständen gegeben wird, außerordentlich auf alle Schichten der Bevölkerung einwirkt. So geschah es auch hier. Die Sittlichkeit gewann ungemein und Vergehen gegen die Ehrbarkeit kamen äußerst selten vor. Und wenn dergleichen doch unterliefen, so mußte die sittliche Störung mit den strengsten Kirchenstrafen gesühnt werden. Es kann nicht geläugnet werden, daß Zucht und Sitte im verschrienen Mittelalter blühend und im hohen Grade musterhaft war.

Mittlerweile durchzogen kaiserliche Herolde alle Gauen des weiten Reiches und verkündeten, daß Alle, welche das Kreuz genommen, bis zum nächsten Frühjahre auf dem Sammelplatze zu Regensburg sich einzufinden hätten, von wo aus der Zug nach Palästina vor sich gehen sollte.

Die Bäume hatten sich bereits entblättert und die Natur war im Begriffe, ihr Winterkleid anzulegen. Die Zugvögel, der gastliche Storch, die trauliche Schwalbe, der muntere Staar und die ganze Schaar der lieblichen Singvögel hatten sich entfernt und nur der heimische Finke, die emsige Meise und der gefräßige Sperling blieben im Lande. Im Forste

hauste nur noch der einsame Specht und der schön gefiederte Nußhäher mit der friedlichen Amsel und dem gelbköpfigen Goldhähnchen. Die melancholische Krähe und die diebische Elster näherten sich nur vom Hunger getrieben den menschlichen Wohnungen. Tiefer Schnee, den Samen des Feldes beschützend, bedeckte die Flur. Die Schneebahn war für Niemand willkommener als für Herrn Wolfgang; was sich bei seinem mißlichen körperlichen Uebel leicht erklären läßt. Ein Bergrücken verband die beiden Festen Seeburg und Eschenberg und indem derselbe eine lange Ebene bildete eignete er sich ganz vorzüglich zur Schlittenfahrt, welche nun von dem Seeburger Edelmann eifrigst benützt wurde, seinen Nachbarn zu besuchen. Fast täglich kündete das helle Geklingel der Rollen, mit denen die Schlittenpferde behangen waren, die Ankunft Wolfgangs den Bewohnern der Eschenburg an. Die beiden Burgherren vertrieben die Zeit beim knisternden Kaminfeuer mit Schachspielen, worin beide Meister waren und ließen sich einen Becher guten Weines und einen mürben Rehziemer trefflich dazu zur Abwechslung munden. Obgleich viel Schnee lag, war die Witterung sehr gelinde, was dem Junker Georg und seinem Freunde Michael in der Art sehr zu statten kam, daß sie mit den angehenden Immenauer Kreuzfahrern beständig Waffenübungen vornehmen konnten. Sie verfehlten nicht, in denselben tüchtige Fortschritte zu machen.

So verging der Winter und es zeigten sich bereits die Boten des nahenden Frühlings. Die lieblichen Schneeglöcklein, die Primeln, das wohlriechende bescheidene Veilchen und andere Frühblumen kamen zum Vorscheine. Die befiederten Bewohner der Luft stellten sich auch ein und begrüßten mit ihrem Jubelgesange die kommende Wonnezeit.

O freue dich Seele, der Winter entfloh;
In's Land zieht der Frühling so lieblich und froh,
Der Morgenwind säuselt den Nachtthau vom Laube,
Im Waldesgrün girret die Stimme der Taube.

Fräulein Anna, deren feinfühlendes Herz bei dem Auferstehungsfeste der Natur wie bei der heiligen Osterfeier vor freudiger Lust überquoll, konnte sich das erstemal in ihrem Leben über die lieblichen Erscheinungen der aus dem Winterschlafe wiedererwachten Natur nicht freuen. Allzu wehmüthige Gefühle beschlichen ihr Gemüth. Denn der fröhliche Lenz brachte ja auch die traurige Trennung von ihrem Geliebten und — es war nur zu wahrscheinlich, daß sie ihn am Scheidetage zum letzten Male sehen werde.

Eine geraume Zeit war verfloßen, seitdem der Burgherr auf der Seeburg gegen seine sonstige Gewohnheit eine Einladung an seine Freunde und Nachbarn hatte ergehen lassen. Nun aber war es wieder geschehen. Er that ihnen kund, daß ein wichtiges Familienfest bei ihm gefeiert werde und demselben beizuwohnen ließe er seine Freunde bitten.

Die Bediensteten auf der Seeburg waren in die emsigste Thätigkeit versetzt. Der große Prunksaal auf dem Schlosse wurde auf das Kostbarste hergerichtet. Mit Blumen-Guirlanden war die große Tafel umhangen, auf der schweres Speisegeräthe von Silber in Menge prangte. Große auf's Zierlichste gearbeitete Armleuchter von gleichem Metalle mit Wachskerzen standen auf einem Nebentische in Bereitschaft, ebenso reich vergoldete Vasen mit wohlriechenden Blumen. Mehr noch als diese durchdufteten Wohlgerüche aus der Küche das Schloß. Sänger und Musiker waren zeitig erschienen und einstweilen damit beschäftigt, durch einen kräftigen Morgenimbiß sich zu ihrem Amte zu stärken. Nicht minder bald trafen die Gäste ein, ebenso Ritter Ulrich mit seinem Sohne.

Als das Zeichen zur Tafel mit Trompeten und Pauken gegeben war, trat das Burgfräulein unter Begleitung ihrer Gespielinnen in den Saal. Dasselbe war geschmackvoll, jedoch einfach ohne allen Prunk und Putz gekleidet und nahm bei der Tafel an der Seite des Herrn von Eschenberg und neben ihrem Vater, dem zur Rechten Georg saß, Platz. Auch die jungen Kreuzfahrer von Immenau waren zu Gast geladen. Für dieselben war ein besonderer Tisch gedeckt, an dem der Fischer Michael den Vorsitz führte.

Nach dem ersten Essen, — das zweite nannten sie, wo allerlei Backwerk mit Milch und süßem Weine aufgetragen wurde, standen Ulrich, Wolfgang Anna und Georg auf.

Anna's Vater wandte sich zu seinen Gästen:

„Meine lieben Freunde und Nachbarn! Da wir, weil Junker Georg das Kreuz genommen, eine Hochzeit jetzt nicht feiern können, was gegen sein Gelübde wäre, so wollen wir eine Verlobung halten. „Deß' sollt Ihr Zeuge sein."

So redete Herr Wolfgang zu seinen Gästen.

Dann sprach er zu Georg:

„Junker Georg von Eschenberg! wollt Ihr meine Tochter Anna von Seeburg, so Ihr zurückekehrt aus dem heiligen Kampfe mit den Ungläubigen als Euere eheliche Hausfrau annehmen und Euch christlich mit ihr trauen lassen?"

„Ja! Das will ich so wahr mir Gott helfe und seine lieben Heiligen" antwortete der Junker.

Dessen Vater aber redete das Burgfräulein also an:

„Fräulein Anna von Seeburg! wollt Ihr meinen Sohn Georg von Eschenberg, so derselbe von dem Kreuzzuge zurückekommt als Eueren Eheherrn und Gemahl annehmen und Euch christlich mit ihm trauen lassen?"

Mit lauter und vernehmlicher Stimme sagte sie:

„Ja! Das will ich. Deß' sei Gott und die heilige Jungfrau Zeuge." Und fuhr sie mit wehmüthiger Stimme fort: „Sollte der Junker im herrlichen Kriege fallen, so soll meine Treue zu ihm nicht aufhören und kein anderer Mann soll mich je berühren, auch Das gelobe ich."

Sie trat dann zu ihrem Verlobten, berührte mit ihren Fingerspitzen seine Hand und sagte kaum vernehmlich: „Lebe wohl!" Und nachdem sie sich gegen ihn und die Gäste verbeugt hatte, begab sie sich hinweg und verfügte sich an den Tisch, wo Michael mit den jugendlichen Kreuzfahrern saß, drückte ihm und diesem die Hand. Reden konnte sie nicht. Sie sah sehr bleich aus und man sah es ihr wohl an, daß einen tiefen Schmerz sie niederkämpfe. Gefolgt von ihren Gespielinnen verließ sie den Saal und zog sich in ihr Gemach zurück.

Gegen den Abend nahmen auch Ritter Ulrich, sein Sohn und Michael mit den Immenauern Abschied.

Am Burgthor fiel der weichherzige Burgherr seinem künftigen Schwiegersohne unter Schluchzen um den Hals und küßte und drückte ihn herzlich.

„Lebe wohl, Gott erhalte, Gott schütze Dich!" war das Einzige, was er zu sagen vermochte.

In den Saal zurückgekehrt, entschuldigte er sich bei seinen Gästen, daß er nicht länger in ihrer Gesellschaft bleiben könne, weil er sehr angegriffen sei und der Ruhe bedürfe. Er bat sie, seinen Köchen das Leid nicht anzuthun, ihr Backwerk zu verschmähen und munterte sie auf, ja den Wein nicht zu schonen, sagte gute Nacht und ging — nicht in sein Gemach, sondern zu seiner Tochter.

Wir haben es uns, wie schon der Titel unserer Erzählung verkündet, zur Aufgabe gemacht, nicht nur Georgs von Eschenberg Leben zu beschreiben, sondern auch seine Zeit mit ihren Sitten wenn auch nur im schwachen Umrissen zu schildern. Wir glau-

den hiebei unsern geneigten Lesern Dieses nicht anschaulicher machen zu können, als wenn wir die Personen selbst handelnd auf die Bühne treten lassen.

Die Lustigmacher oder wie man dieselben sonst nannte, Schalksnarren spielten im Mittelalter — besonders damals — eine sehr bedeutende Rolle. Sie bildeten eine Art Zunft und durften an keinem — sowohl weltlichen als geistlichen — Hofe fehlen. Aber nicht nur Fürsten und Grafen, sondern jeder bemittelte Edelmann, wollte er anders der Sitte seiner Zeit Rechnung tragen, hatte einen Schalksnarren. Der Herr von Seeburg, der zu den reichsten Edelleuten seines Gaues zählte, konnte natürlich nicht umhin, wenn er nicht gegen Brauch und Gewohnheit verstoßen wollte, einen solchen zu halten.

Schon vor mehreren Jahren kam ein reisender Gaukler auf die Seeburg, um daselbst seine Künste zu zeigen. Da er dem Burgherrn gefiel, nahm ihn letzterer in seinen Dienst und zwar als Schalksnarren, in welche Stelle der Gaukler nur mit Freuden eintrat. Er nannte sich Kurt Hobelspan. Da er in seinem eigentlichen Amte bei dem Seeburger Edelmanne wenig zu thun hatte, so benützte er seine freien Stunden zum Abrichten der Hunde — eine Beschäftigung, die er meisterhaft übte. Außerdem kannte er eine Menge Anekdoten, lustige Geschichten, Schnurren und Schwänke, mit denen er oft den Herrn Wolfgang unterhielt. Sein Amtskleid, das in einer enganliegenden bunten Jacke, ditto Beinkleider, einem großen weißen Kragen und einer Schellenkappe bestand, hatte er nur bei festlichen Gelagen, wie es heute der Fall war, anzulegen. Indessen wurde Hobelspan von seinem Herrn beauftragt, sich heute solange Ritter Ulrich gegenwärtig sei von der Tafel fernzuhalten: erstens weil der Junker wohl wußte, daß der ernste Ritter keinen Geschmack an Possenreißern hatte und dann, weil er

glaubte, daß die Anwesenheit eines Schalksnarren bei dem Akte einer Verlobung unter so ernstlichen Verhältnissen unpassend sei. — Hobelspan kam seinem erhaltenen Befehle treulich nach, unterhielt sich mit den Spielleuten und Sängern und zechte mit den Immenauern, deren Zeit er mit seinen lustigen Schwänken auf das Heiterste verkürzte.

Sowie aber Ritter Ulrich mit seinem Sohne und dessen Begleitern, sowie sein Herr selbst den Saal verlassen hatten, näherte er sich der Tafel. Doch redete er kein Wort, sondern ging seiner Rolle gemäß gravitätisch im Saale auf und ab, sehnlichst eine Gelegenheit erwartend, um einen seinem Amte entsprechenden Dienst den vornehmen Gästen leisten zu können.

Diese bot sich ihm in Bälde dar.

„Der Narr scheint auch umsonst von seinem Herrn gefüttert zu werden. Da hat mein Vater einen anderen Burschen. Der dumme Kerl scheint taub und stumm zu sein."

Kaum hatte Kurt einen jungen Edelmann Dieses sprechen hören als er zu singen begann:

Bin weder taub, bin weder stumm
Ein Narr nennt den andern dumm: dum, dum, dumm, dumm!"
Es lebe das edle Junkerthum: dumm, dumm, dum, dum!

„Höre Narr! grob kannst du sein, rief die nämliche Stimme; aber dazu gehört wenig. Gib einmal, wenn dein Eselsgehirn es vermag, Etwas zum Besten — so eine Dummheit, die was zu lachen gibt."

Ohne sich zu besinnen trat Hobelspan zu dem Sessel des Sprechers, faßte mit voller Kraft dessen Lehne, zog dieselbe zurück auf den Boden, daß der darauf sitzende Junker rücklings herabrutschte, auf dem Kopfe zu stehen kam und mit seinen langen Beinen zappelte, worauf ein unbändiges Gelächter

erscholl. Doch war der lustige Rath so artig und hob den Sessel wieder auf, brachte denselben in seine vorige Stellung und der zungenfertige Edelmann, saß auch wieder fest auf seinem Stuhle.

Höchst aufgebracht, daß ihn der Schalk zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, kreischte er, „freecher Bursche! Hätte ich meine Peitsche zur Hand, so solltest Du wohl fühlen, was so ein unverschämter Mensch wie Du, verdient."

Hobelspan nahm eine komisch gravitätische Stellung an, schüttelte seine Schellenkappe, zog sein hölzernes Schwert und sprach oder schrie vielmehr:

Gevatter Junker bei meinem Schwerte!
Böslich und ungerecht ist deine Beschwerde.
Hab nur, was Du befohlen gethan.
Sag an, was willst Du dagegen jetzt han?
Hab eine Dummheit gemacht und Lacherei —
Milch ist besser als Wasser zum Brei.
Ei, ei, alles ist nur Narretei. Ei, ei!

Diese aus dem Stegreife hergesagten Knittelverse und vielleicht noch mehr die spöttische Miene des Narren und das Gelächter der Tischgenossen erzürnten den gereizten jungen Herrn so sehr, daß er von seinem Sitze aufsprang und Kurt Hobelspan zu packen suchte.

Da aber der Junker des Guten im Weine schon etwas zu viel gethan hatte und ein wenig taumelte, Hobelspan noch Vieles von seiner Gauklerkunst inne hatte, so gelang es ihm nicht denselben zu fassen und wurde auf die drolligste Weise von dem Narren geneckt. Letzterer näherte sich oft unter eben nicht anständigen Geberden seinem Verfolger und sowie dieser ihn ergreifen wollte, entwischte er wieder wie ein glatter Fisch.

Der junge Herr war des ihm so ungünstigen Spieles endlich müde und kehrte zähneknirschend, weil unverrichteter Sache zu seinem Sitze zurück.

„Verwünschter Gauch und Schelm von einem Narren!“ rief er wuthentbrannt aus, „komme mir nicht zu nahe, sonst werfe ich Dir den Becher an Deinen Teufelsschädel.“

Hobelspan, der glauben mochte, daß der Edelmann Wort halten könnte, hielt sich vorsichtig aus seinem Bereiche. Doch sagte er: „Gevatter Junker! wenn Ihr mir Das thun würdet, so wollte ich Euch bei Eurers Vaters Narren verklagen.“

Der Junker gab ihm keine Antwort.

Allein ein Anderer von der Tischgesellschaft frug ihn, warum er den Junker bei seinem Narren verklagen würde?

„Warum? Das will ich euch sogleich sagen, weil im Schwabenspiegel zu lesen: „Ein Jeder soll von Seinesgleichen gerichtet werden“ — erwiederte Kurt Hobelspan.

Sprach's, nahm behende seine Schellenkappe ab und trieb sie, einem neben ihm stehenden Aufwärter in den Kopf, daß dessen ganzes Gesicht darin vergraben war. Als dieser mit vieler Mühe derselben sich entledigt hatte, fiel aus ihr ein zusammengelegtes Papier.

Hobelspan aber war verschwunden.

Der Aufwärter warf die Schellenkappe in eine Ecke, sah aber in das aus derselben gefallene Papier, legte es jedoch sofort wieder zusammen.

Einer der Edelleute, der Dies bemerkte, forderte es zur Ansicht.

„Von einem Narren kömmt nichts Gescheidtes, Herr Ritter! ich rathe Euch, es nicht zu beschauen,“ warnte der Aufwärter!

Als aber der Herr darauf bestand, reichte er es ihm hin und lachte in die Faust. Auch der Edelmann lachte, nachdem er es besehen. Er legte es wieder zusammen und sagte zu seinem Nachbarn: „Seht es gleichfalls an, es ist ein schönes Bild. Faltet es aber wieder zusammen und gebt es weiter.“

Dieser that wie ihm geheißen, und so machte das Papier, von Gast zu Gast, die Runde durch die ganze Tafel. Unter lautem Lachen gestanden sie, daß der Herr von Seeburg einen vortrefflichen Narren an seinem Hofe habe, der die Kunst verstünde, Alle zu foppen.

Das fragliche Papier enthielt ein Bild, das zwei lachend grinsende Narren unter einem Hute vorstellte, mit der Unterschrift:

Zwei Narren unter einem Hut,
Der Dritte uns anschauen thut. —

Der Witz war damals neu, jetzt ist derselbe allbekannt.

Dergleichen Leute sind nun außer Mode gekommen. Indessen werden dieselben von unsern Witzblättern reichlich ersetzen und so kann sich jeder einen Narren um wenige Kosten halten.

Herrn Wolfgangs Gäste kamen seinem Wunsche weidlich nach. Sie hieben in das Backwerk mächtig ein und zechten bis tief in die Nacht. Des andern Morgens nahmen die Geladenen noch einen tüchtigen Imbiß, dankten ihrem freigebigen Gastfreunde, empfahlen sich unter Gruß und Glückwunsch der jungfräulichen Braut und ritten vergnügt nach Hause.

III.

Der Kreuzzug.

Sechstes Kapitel.

Sohn, da hast du meinen Speer
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm dies Schwert und dies Geschoß!
Tummle du hinfort mein Roß!

Leopold von Stolberg.

An einem schönen Frühlingsmorgen, als eben die Strahlen der aufgehenden Sonne die Thürme der Feste Eschenberg wie im Golde glänzen ließen, wo im Feld und Wald Millionen Geschöpfe Gottes Liebe und Allmacht verkünden, und die Waldvögelein mit ihrem holdlieblichen Gesange des Menschen Herz erfreuen, war es, daß der Knappe Meinhard mit zwei gesattelten Pferden am Thore der Eschenburg stand.

Der Burgherr trat mit seinem Sohne, Hand in Hand aus derselben.

Georg flog noch einmal in die Arme seines Vaters, der ihn an das hoch klopfende, ihn unendlich liebende Vaterherz drückte.

Beide sagten sich noch ein letztes Lebewohl.

Georg schwang sich auf's Roß, und Junker und Knappe ritten den Berg hinab.

Trennung erzeugt immer, selbst in den stärksten Gemüthern wehmüthige Empfindungen.

Auch Ritter Ulrich blieb nicht hievon frei. Doch wurden sie bald durch Gefühle verdrängt, die ein Gemisch von edlem Stolze und frohen kühnen Hoffnungen waren und lösten sich zuletzt in einem frommen Gebete, worin er den Himmel um Schutz und Segen für seinen Sohn anflehte, auf. Obgleich der Ritter wußte, daß sein Georg, der sein einziges Kind und der Letzte seines Stammes war, in einen Kampf zog, in welchem schon so viele Tausende umkamen, so beruhigte ihn doch sein vertrauungsvolles Gebet so sehr, daß er ohne jegliche Schwermuth in die Burg seiner Väter zurücke kehrte.

Als der Junker mit seinem Knappen in Immenau ankam, wurde er von seinen Gefährten, die alle schon vollständig gewappnet seiner harrten, mit Jubel empfangen. Er ging nun an der Seite seines Freundes Michael mit den jungen Kreuzfahrern in die Kirche, in der sie sich dem Schutze des allmächtigen Gottes, auf ihrem Zuge in brünstiger Andacht empfahlen. Sowie Georg mit seiner muthigen Schaar das heimische Gotteshaus verlassen hatte, umarmte er nochmals seinen Freund und es ist schwer zu entscheiden, ob der Abschied von Michael, oder von seinem Vater zärtlicher und inniger gewesen. Mit der Behendigkeit geübter Reiter schwangen sich die jungen Leute auf ihre Rosse, und unter tausend Segenswünschen der Bewohner Immenau's ritten sie, nicht ohne Stolz fröhlichen Sinnes, aus dem Orte ihrer Geburt.

Die kleine Reiterschaar war stattlich anzuschauen. Nicht nur, daß dieselbe die schönsten Pferde hatte, so war auch ihre Rüstung von der Art, daß kein Ritter Ursache gehabt hätte, sich ihrer zu schämen. Die des Junkers Georg durfte unbedenklich jeder Fürst anlegen. Ihre Schuppenpanzer waren schön gearbeitet und silberblank, die Fähnlein an ihren

Lanzen von weißem Seidenstoffe mit goldenen Fransen, ihre langen weißen Mäntel mit dem rothen Kreuze von feinem Tuche, und auf ihren Helmen wehte eine schöne weiße Reiher-Feder. Den ihres Führers aber schmückten drei Federn, zwei weiße und eine rothe. In den Städten, durch welche sie reisten, wurden sie fast feierlich empfangen und genossen überall freien Unterhalt. So kamen sie froh und vergnügt am St. Jörgenstage in Regensburg, dem Sammelplatze der Kreuzfahrer an.

Junker Georg war Einer der Ersten, der mit seinem Fähnlein in Regensburg einzog. Dies hatte für ihn den Vortheil, daß er in der Stadt bleiben konnte, in welcher er sich im Gasthofe zu den drei Helmen mit seinen Leuten einquartierte. Gleich am andern Morgen nach seiner Ankunft begab er sich an das kaiserliche Hoflager, übergab dem Pfalzgrafen einen Brief, den ihm sein Vater an denselben mitgegeben hatte, und meldete dienstlich seine Ankunft und die Anzahl seiner Gefährten.

Der Pfalzgraf empfing Georg sehr freundlich, las das Schreiben, zeichnete sein Logement auf und entließ ihn unter der Versicherung, daß er den Kaiser, so bald als thunlich von seinem Hiersein in Kenntniß setzen werde.

Noch am Abende desselben Tages fand sich ein kaiserlicher Bote in den drei Helmen ein, mit dem Auftrage, der Herr von Eschenberg wolle sich am nächsten Morgen um zehn Uhr Seiner Majestät vorstellen.

So angenehm unserm Junker und seinen Gefährten diese Botschaft klang, so überraschte sie doch den jungen Mann und brachte ihn in einige Verlegenheit, indem er sich noch nicht genug vorbereitet glaubte, vor dem großen Kaiser zu erscheinen. Indessen fand er sich zur bestimmten Stunde vor dem kaiserlichen Gemache ein.

Kaiser Friedrich war mittlerer Größe und

wohlgebaut, sein Haar blond, bereits in's Graue spielend, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirne gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa — den Rothbart nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht, noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, Keinem an Heiterkeit bei den Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalentes sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude, noch im Schmerze, jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche als Verkünder des göttlichen Wortes möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans.

Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur Das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein

Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesonders hatte er Karl den Großen sich zum Muster genommen und erklärte: Ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtschreiber Otto, Bischof von Freisingen (Otton. Fris. vita) Nachrichten über seine, wahrlich nicht unbedeutenden Thaten mittheilte, fügte er, von eiteler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt, und fast wehmüthig, hinzu: „im Vergleich mit Dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind Dies vielmehr Schatten, als Thaten.“ —

„Seid Ihr der Ritter Georg von Eschenberg?“ frug ein Kämmerer, der vor den kaiserlichen Gemächern die Ehrenwache zu halten schien.

„So heiße ich wohl, aber Ritter bin ich noch nicht,“ antwortete bescheiden Georg.

„Nun kommt nur, Seine Majestät erwartet Euch.“

In einem geräumigen Saale unter einem Thronhimmel saß der Kaiser, in Nichts von seiner Umgebung unterschieden, als durch einen goldenen Reif um seine Stirn. Seinen linken Arm hatte er in den weißen Mantel, den er gleich den andern Kreuzfahrern trug, geschlungen, so daß das rothe Kreuz sichtbar war. Um ihn herum standen die mächtigen Herzoge, Philipp von Flandern, Hermann von Baden, Berthold von Meran, Florens von Holland, Engelbert von Berg und Rupert von Nassau. Dann die damals schon angesehenen Grafen von Saarbrück, Salm, Wied, Bentheim, Diez. Alle aber überragte der heldenmüthige Graf Adalbert von Hohenlohe, der dem Kaiser am nächsten stand.

Es waren übrigens Alle wahre Heldengestalten, die sich schon durch Muth und Tapferkeit so ausgezeichnet hatten, daß Jeder wohl an König Arthurs

runder Tafel einen Platz einzunehmen wäre würdig gewesen.

Georg nahm ehrerbietig den Helm ab und ließ sich vor dem Kaiser auf ein Knie nieder. Es war ihm fast bei dem Anblicke so vieler hohen Gestalten aller Muth entfallen.

Als ihm aber der große Friedrich mildfreundlich die Hand reichte und aufzustehen befahl, sich auf das Angelegentlichste nach dem Befinden seines Vaters erkundigte, ihn seinen lieben Vetter nannte, da ermannte er sich und gab dem Kaiser auf alle Fragen in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken bestimmte Antwort. Seine Majestät endete die Unterredung mit folgenden huldvollen Worten: „Dein Vater war mir ein kluger Rathgeber und ein tapferer Kampfgenosse. Wären Alle mir so treu und anhänglich geblieben, es würde gar Manches anders gekommen sein. Trete Du nun in seine Fußstapfen und Dein Kaiser wird es Dir gedenken!"

Friedrich umfaßte alle seine Deutschen mit Liebe, allein am nächsten lagen ihm doch seine Schwaben, deren Feldhauptmann jetzt der edle Graf von Hohenlohe war. Diesem theilte der Kaiser den Georg mit seinen Reisigen zu.

Schon das Aeußere des Grafen Adalbert verrieth den vollkommenen Ritter. Seine hohe Stirne, die buschigen Augenbrauen, das Aufleuchten seines großen blauen Auges, sowie der strenge Ernst, der in seinen Zügen lag, gaben ihm ein würdevolles Ansehen und zeugten von Entschlossenheit und Unternehmungskraft. Indessen war er sehr gutmüthig und seine Untergebenen liebten ihn wie einen Vater, und zollten ihm allgemeine Achtung.

Kaiser Friedrich hatte die Großen seines Reiches zu dem Zwecke um sich versammelt, um sich mit ihnen zu berathen, wie und wann der Abmarsch stattfinden sollte. Da aber der Erzherzog Leopold von Oesterreich noch fehlte, so gruppirten sich die hohen

Herren, theils um ihren obersten Feldherrn, theils unter sich und unterhielten sich mit vertraulichen Gesprächen. Unser Junker Georg aber begab sich zu seinem nunmehrigen Befehlshaber, dem Grafen von Hohenlohe und sagte ihm in sehr höflichen Redensarten, daß er als ein großes Glück es betrachte und sich es zur hohen Ehre anrechne, unter dem Befehle eines eben so tapferen als einsichtsvollen Feldobristen zu dienen.

Der edle Graf hingegen sicherte dem jungen Krieger seine Gunst und volle Ergebenheit zu, und da das Haus Hohenlohe mit dem Hause Hohenstaufen, wie Die von Eschenberg befreundet, der Graf selbst aber mit dem Kaiser verschwägert war, so nannte er Georg auch seinen Vetter.

Die Flügelthüren des Saales gingen auf, und der Erzherzog, begleitet von dem Herzoge Friedrich von Schwaben, dem Sohne des Kaisers, trat ein. Der junge Eschenberg entfernte sich.

Der Geheimschreiber des Kaisers las einen Fehdebrief, den Friedrich an Saladin, den König von Syrien und Aegypten zu schicken willens war, der hohen Versammlung vor. Er ward allgemein gebilligt und wurde sofort abgeschickt.

Wir theilen diesen Fehdebrief hier unsern Lesern mit. Dieselben können daraus ersehen, was die deutschen Volksstämme damals waren und werden die Macht der Deutschen in der Zeit ihrer Eintracht bewundern.

„Es mögen die Könige wissen und Du wirst es durch die That erfahren, was unsere siegreichen Adler, was die Kriegsschaaren der verschiedenen Völkerstämme, was das Ungestüm der Deutschen, die auch im Frieden die Waffen tragen, was das unbezwingbare Haupt des Reiches, was unsere Jugend, die von keiner Flucht weiß, was der hochgewachsene Bayer, was der schlaue Schwabe, was die umsichtigen Franken, was Albanien und Cimbrien,

was das im Waffenspiel geübte Sachsen, was Thüringen, was Westphalen, was das hurtige Brabant, was Lothringen, das den Frieden nicht kennt, was das ruhelose Burgund, was die Friesen, die in der Schlacht an der Spitze stehen, was Böhmen, wilder als seine wilden Thiere, was Oesterreich, was die illyrischen Länder, was die Lombardei, endlich was unsere Hand auszurichten vermag."

Weiters wurde beschlossen, daß der Abzug des Heeres zu Anfang des Monats Mai im Jahre des Heiles 1189 vor sich gehen sollte; was auch alsbald geschah. Die Stärke des Kriegsheeres aber belief sich auf 100,000 Streiter. Der fromme Herzog Friedrich von Schwaben befehligte die Vorhut, deren äußerste Spitze der tapfere Graf von Hohenlohe führte, bei dem der junge Herr von Eschenberg, um nach unserer Sprachweise zu reden, Adjutanten-Dienste versah.

Wir haben noch Einiges nachzuholen, was in dieses Kapitel gehören dürfte. Wohl würden wir der Erzählung keinen Eintrag thun, wenn wir es hinwegließen; allein da es den edelmüthigen Michael betrifft, so halten wir uns zur Mittheilung verpflichtet.

Wir haben schon erwähnt, daß die Kirche zu Immenau auf einer Anhöhe steht, von der aus man weithin die Gegend überschauen kann.

Auf dieser Anhöhe nun standen viele von den Bewohnern Immenau's und sahen in wehmüthiger Stimmung den abreisenden Kreuzfahrern nach. So wie diese aber endlich ihren Augen entschwanden, entstand ein lautes Jammern und Klagen unter den Müttern, Vätern, Geschwistern und sonstigen Freunden der jugendlichen Schaar. Schluchzen und Weinen bezeugten ihren Schmerz und ihr großes Herzeleid. Auch ist wohl anzunehmen, daß Junker Georg nicht der Einzige war, der eine trauernde Braut zurückeließ.

Unsern Michael aber, dem nur frohe Gefühle die männliche Brust erfüllten, verdrossen diese Aeußer-

ungen der Trauer, da nach seiner Meinung nur Ursache zur Freude über den Muth und die Frömmigkeit der edlen Jünglinge vorhanden sei.

„Was jammert Ihr, warum klagt Ihr?“ rief er aus. „Unsere Freunde werden mit Ruhm und Ehre bedeckt, wohlbehalten wiederkehren. Deß' bin ich gewiß. Ich habe sie als ehemaliger Schildknappe in der Führung aller Waffen, des Schwertes, der Lanze, des Streitkolbens und des Dolches auf das Beste unterrichtet. O ich sehe schon im Geiste, wie die rüstigen, in den Waffen so gut geübten Bursche die ungläubigen Hunde bearbeiten werden. Da werden die Türkenschädel hinwegfliegen, als wären sie nie auf dem Rumpfe gesessen, dort werden sie die Arme vom Leibe hauen und gar manchen Sarazenen inmitten von einander spalten, wie weiland Kaiser Konrad gethan. Ach, könnte ich doch auch dabei sein! Ich wollte schon noch zu Gottes und meines heiligen Namenspatrones Ehren mehr, als einem Ungläubigen den Garaus machen.“

In seinem Eifer machte Michael mit seinen langen Armen alle Bewegungen, wie Einer, der haut und sticht und stampfte dabei, soweit es seine bekannte schwere Fußbekleidung zuließ, wacker mit den Füßen.

Eine Stimme neben ihm aber ließ sich in lachendem Tone also vernehmen: „Wenn aber die Türken Hunde mit zum Gefechte brächten, was würdet Ihr dann thun, Meister Michael?

„Höre, Herr Kurt Hobelspan! ich verstehe Deinen Witz auf meine Hundsscheue recht gut, rathe Dir jedoch Deine Narreneinfälle aufzusparen, bis Dein Herr wieder einmal den Junkern ein Gelag gibt. Bei dem letzten warst Du, wie ich gar wohl vermerkt habe, sehr kleinlaut gegen die Herren.“

„Alles wißt Ihr denn doch nicht, Herr Michael! Wärt Ihr nur länger auf der Seeburg geblieben, so hättet Ihr schon erfahren können, daß der Hobelspan seine Narrenkünste noch nicht verlernt hat.“

„Aber laßt Euch sagen, warum ich eigentlich hier bei Euch bin. Die Junker werden auf unsrer Burg noch ein Frühstück verzehren, das bis Mittag andauern möchte. Nun fehlt es nicht an Fleisch und Geflügel, wohl aber an Fischen und da schickt mich der Koch, Euch zu ersuchen, ihm solche zu schicken. Denn Ihr könnt gar nicht glauben, was diese Leute Alles verschlingen. Ich denke, sie haben deswegen so gerne Wölfe und Hunde als Sinnbilder der Gefräßigkeit in ihren Wappenschildern."

„Fische," erwiderte Michael, „kann ich Dir keine geben. Ich habe meine Fischerei schon an die sechs Monate mitsammt dem Fischereigeräthe meinem Nachbarn, dem Hildebrand gegeben. Zu diesem gehe und da wirst Du bekommen, was Du wünschest. Ich hatte die Zeit über so Vieles mit der Waffenübung der Kreuzfahrer zu thun, daß ich an das Fischen gar nicht mehr denken konnte."

„So — der Hildebrand, euer Nachbar ist nun Herr aller Reusen geworden. Ich kenne ihn. Wenn sein Fischfang so gesegnet wird, als er reich an Kindersegen ist, dann kann er's zu Etwas bringen."

„Nun ebendeshalb hab' ich ihn zu meinem Nachfolger bestellt."

„Gott lohn's Euch!"

Beide schieden als gute Freunde.

Der Eine ging zum nunmehrigen Fischer Hildebrand, der Andere auf die Eschenburg.

Hier ließ sich der Ritter Ulrich gegen Michael also vernehmen:

„Da ich jetzt vereinsamt und so ganz allein stehe, so wünschte ich sehr, daß Du, mein treuer Michael! zu mir auf die Burg zögest."

Und als Dieser den Antrag bereitwillig annahm, machte ihm Ulrich noch einen weiteren Vorschlag.

„Du weißt," sagte er, „daß mein Sohn schon seit mehreren Jahren meinen Haushalt besorgte. Es wäre mir daher sehr lieb, wenn Du an seiner Stelle

nun dieses Geschäft übernehmen würdest; denn ich kann und mag mich einmal mit dergleichen Angelegenheiten nicht mehr befassen."

Auch hierin willfahrte Michael dem Ritter.

Es zeigte sich bald, daß der neue Verwalter seinem Amte gewachsen war.

Da Georg es mit den Pflichten seines Verwalteramtes nicht sehr genau genommen hatte, so war gar Manches in der Oekonomie vernachläßigt, die Felder und Weingärten wurden nicht gehörig bearbeitet, der Viehstand war nicht, wie er sein sollte, bestellt, die Ackergeräthschaften ermangelten der Brauchbarkeit, nur die Wildbahn ließ Nichts zu wünschen übrig. Sonst aber fehlte es so ziemlich an Allem.

Durch Michaels Thätigkeit und Klugheit ward Alles in Ordnung gebracht. Er vermehrte die Arbeitskräfte, indem er mehrere Knechte anstellte und den Viehstand in ein richtiges Verhältniß zur Oekonomie brachte. Auch die alte Greta erhielt, was ihr sehr noth that, eine Gehülfin. Da der Himmel ein überaus fruchtbares Jahr verlieh und der Segen der Aernte des Getreides, des Weinstockes und der Fruchtbäume in den Gauen Schwabens sehr groß war, so wurde es auch den sonst nicht reichen Bewohnern Immenau's möglich, die Abgaben an ihren Lehensherrn zu entrichten. Somit war es für den neuen Verwalter nicht schwer, die Speicher, den Keller und die Casse seines Herrn in ganz guten Zustand zu versetzen. Der gefällige Herr von Seeburg hatte einen seiner besten Jäger unaufgefordert seinem nun lieben Freund und Nachbarn zur Versehung seiner Jagd zur Verfügung gestellt. Der Diensteifer dieses Weidmannes lieferte so viel Wildpret in Ulrich's Küche, daß es diesem bedenklich schien und er seinen Verwalter warnte, indem er sagte: „Ich fürchte, unser Jäger erlegt so viel Wild, daß er meines Georg's Wildbahn, die er so sorgfältig

pflegte und die vielleicht das einzige Vergnügen war, so mein guter Sohn hier auf dieser einsamen Burg hatte, zu Grunde richtet."

„Fürchtet Dieses nicht, mein edler Herr!" entgegnete Michael. „Eure Wildbahn war nie in einem besseren Zustande und Junker Georg, wenn er wiederkehrt, wird sich dessen gewißlich ergötzen. Wo aber der Jäger Steffen das viele Wild, das er zu uns bringt, herbekommt, kann ich Euch wohl sagen. Der Junker Wolfgang hat dem Steffen befohlen, Euer Revier soviel als möglich zu schonen und dafür in dem seinigen zu jagen, das groß und wildreich genug ist, um mehr als eine Küche zu versorgen."

„Guter, edler Wolfgang! wie unrecht habe ich Dir gethan," sprach Herr Ulrich zu sich selbst.

Man hätte glauben sollen, der nunmehrige häusliche Wohlstand, in welchem sich Ulrichs Haushalt jetzt befand, würde auf ihn erfreulich eingewirkt haben. Allein davon war an ihm Nichts zu bemerken und wenn nicht mit Widerwillen, so doch mit stumpfer Gleichgiltigkeit hörte er die Mittheilung seines Verwalters hierüber an. Michael besaß hohes Ehrgefühl und war bei all' seinem Edelmuth doch nicht ohne allen Ehrgeiz. Es schmerzte ihn daher, daß seine Leistungen bei seinem Herrn, wie es schien, gar keine Anerkennung fanden und für Alles, was er that, nicht ein belobendes Wort erhielt.

Allein der gute Mann irrte sich.

Die Gleichgültigkeit mit der sein Herr Alles um sich her betrachtete, ja so völlig unbeachtet ließ, hatte seinen Grund ganz wo anders. Es war die Sehnsucht nach seinem Sohne. — Eine Art Heimwehe nach ihm hatte ihn ergriffen. Er wollte Dies aber sich selber nicht gestehen und kämpfte demnach in seinem Innern gegen Gefühle die er für weibisch hielt und die er doch nicht verscheuchen konnte.

Was ist nun aber eine größere Schwachheit?

Die reinen, heiligen Gefühle der Kindesliebe aus falschem Stolze zu unterdrücken oder dieselben, wie es Natur und Menschlichkeit fordern, frei und offen kund zu geben?

In diese Rubrik gehört auch Etwas, das in unserer Zeit leider nur zu oft vorkommt.

Es ereignet sich nämlich vielmals, daß Leute, denen die Religion noch heilig ist und die von ihren Wahrheiten überzeugt sind, nicht selten, wenn sie in Gesellschaft von sogenannten Aufgeklärten sich befinden, in der die Religion die Zielscheibe des gemeinsten Witzes sein muß und die heiligsten Gebräuche in den Koth gezogen werden, sich nicht getrauen, ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sprechen, als Furcht, für Ultramontane gehalten zu werden. — Dies ist nun mehr als Schwachheit. Dies ist feige Engherzigkeit, erbärmliche Menschenfurcht. Möchten unsere jungen Leser zu keiner Zeit ihres Lebens zu diesen Muthlosen gehören! Selbst ist der Mann! Nur keine Feigheit! Als einst der große Alexander, König von Macedonien, erfuhr, daß einer von seinen Soldaten mit ihm gleichen Namen führe, aber in seinem Betragen ganz und gar kein Alexander sei, sprach er ernsten Tones zu diesem feigen Krieger: Lege entweder Deinen Namen ab, oder handle eines Alexander würdig!

Eben diese Forderung stelle ich auch an Dich! Entweder lege Deinen christlichen Namen ab, oder handle und beweise Dich als Christ! —

„Wer mich vor den Menschen bekennt, den will ich auch vor meinen Vater im Himmel bekennen,“ spricht die ewige Wahrheit.

Obgleich unser hochherziger Michael ein freigeborener und, wie wir wissen, sehr bemittelter Mann war, der sich blos aus Anhänglichkeit und in uneigennütziger Liebe dem Dienste Ulrichs widmete, wiewohl er sich keiner Anerkennung von Seite seines Herrn zu erfreuen hatte, so hinderte ihn Dies doch

nicht in seinem Eifer bei seiner Verwaltung in der bewährten Weise fortzufahren, ja er suchte denselben wo möglich noch zu verdoppeln. Der Hauptbeweggrund hiezu lag aber darin, daß seinem geliebten Junker Georg, an dessen Zurückkunft er nicht im mindesten zweifelte, damit eine Freude zu machen hoffte, wenn derselbe Alles im Schlosse, Wald und Feld wohl bestellt wiederfinden würde.

Der Herr von Seeburg war schon geraume Zeit unwohl, konnte daher seinen Nachbarn nicht besuchen und letzterer befand sich in einer Gemüthsstimmung, die fast dem Befinden des Seeburgers gleichkam. So schien das nachbarliche Verhältniß zwischen Beiden trotz der Verlobung ihrer Kinder und die damit verbundene Freundschaft wieder zu erkalten.

Junker Wolfgang Dies befürchtend ließ daher den Ritter Ulrich dringend bitten, auf einige Zeit zu ihm auf sein Schloß zu kommen. Ulrich kam der Einladung seines Nachbarn nach und ritt zu ihm hinüber. Seine künftige Schwiegertochter bot Alles auf, um dem alten Herrn den Aufenthalt bei ihr so angenehm als möglich zu machen. Fräulein Anna hatte eine sehr sorgsame Erziehung genossen, konnte lesen und schreiben wie ein Mönch, wie man damals sich auszudrücken pflegte, war auch im Besitze mehrerer Bücher. Bücher waren zu jener Zeit eine große Seltenheit, und nur auf wenigen Burgen zu finden. Herr Ulrich war, wie wir schon gehört haben, nicht ohne Gelehrsamkeit und da er keine Gelegenheit hatte, sich mit Jemanden hierüber zu unterhalten, so war es ihm sehr willkommen, sich seiner Schwiegertochter mittheilen zu können und von ihr verstanden zu werden. Ihre scharfsinnigen Bemerkungen machten ihn staunen und erwarben ihr seine Achtung in einem hohen Grade. Das kluge Fräulein merkte bald, welche Speisen am meisten nach dem Geschmacke ihres Gastes waren und strengte

daher ihre ganze Kochkunst an, ihm seine Leibgerichte so würzhaft als möglich herzurichten. Auch ihr Backwerk zu dem vortrefflichen Niersteiner mundete Herrn Ulrich ausnehmend wohl. Dies und noch mehr das Schachspiel, das er leidenschaftlich liebte, dem Junker Wolfgang gleichfalls sehr zugethan war, fesselten ihn so sehr an die Seeburg, daß er auf seine Eschenburg ganz zu vergessen schien. Ein tieferer Grund hiezu mochte freilich sein, daß ihn dort Alles an seinen Sohn erinnerte; was er aber in seiner Selbsttäuschung sich und noch weniger Andern gestehen wollte.

Unterdessen war die Stelle eines Burgherrn auf Ulrichs Schloß durch Michael gut vertreten. Wenn er, was er mitunter that, sich in den Grünenbaum verfügte, so übergab er dem Jäger Steffen in feierlicher Weise die Obhut über die Feste. Es war sehr gut, daß eine friedliche Nachbarschaft den ganzen Gau bewahrte und ein Ueberfall nicht zu befürchten stand. Kaiser Friedrich und schon dessen Vorfahrer hatten den Schnapphähnen, wie die Raubritter genannt wurden, das Handwerk so ziemlich gelegt, was ihnen in Schwaben übrigens mehr als anderwärts gelang. Besonders hausten sie noch in Sachsen und Franken, wozu denselben ihre fast uneinnehmbaren Burgen, anzusehen wie Felsennester in denen Adler horsten, großen Vorschub leisteten. Indessen war die Feste Eschenberg nicht ohne Vertheidigungsmaterial. Bei den Schießscharten lagen steinerne Kugeln mit langen Ketten zusammen geschmiedet, dazu bestimmt, auf die Stürmenden herabgerollt zu werden, dann eine Menge Steinschleudern und ganze Haufen kurzer Wurfspieße mit Widerhacken, eine sehr gefährliche Waffe, die aber in ihrem jetzigen Zustande viel von ihrer Wirkung verloren haben würde, indem die Spieße großentheils verrostet waren. Neben diesen Mordinstrumenten waren eiserne Kessel eingemauert und dabei lagen Harz

und Pech, dazu bestimmt, um darin siedend gemacht und auf die Köpfe der Umringenden gegossen zu werden. Aber auch den Kesseln sah man es an, daß dieselben lange, vielleicht nie gebraucht wurden. Sie waren ganz bemoost und mit Gras überwachsen.

Siebentes Kapitel.

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Das Reich zu seh'n, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Göthe in Tasso.

Von dem Kreuzzuge lief die Nachricht ein, daß derselbe glücklich durch Ungarn gekommen und nun seinen Marsch nach Constantinopel fortsetze.

In Belgrad ließ Kaiser Friedrich ein großes Turnier halten, das an Glanz und Pracht Alles übertraf, was man bisher bei dergleichen Gelegenheiten zu sehen bekam. Friedrich hatte seine besonderen Ursachen, dieses Turnier so herrlich als möglich zu machen. Es waren nämlich bereits Gesandte des griechischen Kaisers angekommen, die mit ihrem zahlreichen Gefolge einen großen Pomp zeigten, sowie denn die Griechen überhaupt immer in ihrem Stolze und in ihrer Einbildung sich höher als alle christlichen Nationen stellten und sich dem gemäß auch äußerlich durch Entwickelung großen Prunkes auszuzeichnen suchten. So wollte Friedrich als deutscher Kaiser den Griechen begreiflich machen, was seine Deutschen, die von

den Griechen noch immer als arme Barbaren betrachtet wurden, auch in Beziehung auf Geschmack und Reichthum zu leisten vermögen.

Auf einem Throne von rothem Sammt saß der Kaiser. Zur Rechten neben ihm dessen Sohn der Herzog Friedrich, zur Linken der Erzherzog Leopold von Oesterreich. Diesem zunächst die sämmtlichen Bischöfe, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Die Heerführer waren bei dem hohen Turniere beschäftigt theils als Marschälle, theils als Kämpfer. Zu den Füßen des Monarchen lag der Hofnarr desselben, wie es die Sitte mit sich brachte. Auf den Stufen des Thrones zu beiden Seiten saßen die kaiserlichen Sänger. Sie trugen schwarze Talare, um den Hals goldene Ketten und hatten Barette von gleichfalls schwarzer Farbe mit einer weißen Feder auf. Es gehörte zu ihren Vorrechten, bei feierlichen Gelegenheiten mit bedecktem Haupte in Gegenwart des Kaisers verweilen zu dürfen.*)

Der Kaiser selbst war ganz geharnischt. Sein glänzender Küraß sowie die Beinschienen waren mit Spangen von gediegenem Golde beschlagen. Statt des Ornates trug er den weißen Mantel der Kreuzfahrer mit dem rothen Kreuze. Sein Helm von einer goldenen Krone umgeben stand auf einem blauen Sammtkissen zwischen dem Scepter und dem Reichsapfel. Der Herzog Friedrich und Leopold von Oesterreich waren ebenfalls in voller Rüstung und der Letztere war fast noch prächtiger anzusehen als selbst das Reichsoberhaupt. Dessen zahlreiches Gefolge aber überbot Alles an Pracht und Kostbarkeit. Neben dem Throne des Kaisers war ein zweiter aufge-

*) Man muß sich nicht Sänger nach heutiger Art vorstellen. Jene waren auch Dichter und nahmen unter den Gelehrten den ersten Rang ein.

Anmerkung des Erzählers.

richtet für die Königin der Liebe und Schönheit. So wurde nämlich die Dame genannt, die erkoren war, die Preise an die Sieger bei dem Turniere auszutheilen. Zu dieser war die Tochter des Erzherzogs, welche ihren Vater bis Belgrad begleitete, vom Kaiser selbst ernannt. Da sie die höchste im Range war und auch was Schönheit und Liebenswürdigkeit betraf, nicht leicht von einer Anderen erreicht, viel weniger übertroffen wurde, so konnte der kluge Friedrich wohl keine bessere Wahl treffen, zumal das Reichsoberhaupt alle Ursache hatte, sich dem mächtigen Erzherzoge verbindlich zu machen. Wer die Pracht, die Schönheit und Anmuth der jungen sechzehn Jahre zählenden Erzherzogin, sowie den Staat ihrer Umgebung sah, mußte sich in den Olymp, wie er in der Götterlehre geschildert wird, versetzt glauben. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir die Prachtgewänder, die kostbaren Geschmeide und all' die Herrlichkeiten, mit denen die zahlreichen Damen sich geschmückt, im Einzelnen beschreiben wollten und sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß Glänzenderes und Schöneres niemals zu schauen war. Die Griechen sahen und staunten.

O es war eine große, erhebende und ehrenreiche Zeit für Deutschland, wo ein Kaiser Friedrich Rothbart die Größe und Herrlichkeit des deutschen Reiches in seiner kaiserlichen Majestät repräsentirte — vor den Tausenden von Menschen, vor den Gesandtschaften aus Griechenland und Asien im fernen Ungarlande.

Damals war der Name Deutscher der gefeiertste und gefürchtetste auf Erden, der deutsche Kaiser galt als Oberherr der Völkerschaften von Europa.

Wie ist es doch anders geworden seit dieser Zeit?

Zu Frankfurt am Main hatte man im Jahre 1848 mit goldenen Buchstaben über dem Stuhle des Präsidenten geschrieben:

„Deutschlands Größe,
Deutschlands Glück,
O schafft sie —
O gebt sie
Dem Volke zurück!“

Doch die da tagten, brachten es nicht zu Wege das große nationale Werk. Sie wähnten Gott nicht dabei vonnöthen zu haben und fingen an ohne Gott, ohne Gebet. Und das Ende hievon war eine neue Auflage vom Thurmbau zu Babel. Hier gingen sie unverrichteter Sache aus einander mit verwirrter Zunge, dort mit verwirrtem Kopfe.

Wir wollen daraus lernen, demüthiger zu sein, das Gottesvertrauen nicht hintanzusetzen und um so fester die Hoffnung auf eine bleibende Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes zu hoffen. Wir wollen noch immer nicht verzagen. Die Idee der Zusammengehörigkeit der deutschen Volksstämme wurzelt noch tief und fest im deutschen Volke. Die Hoffnung auf ein geeinigtes, freies, mächtiges, allen seinen Stämmen und deren Eigenarten gerechtes Deutschland treibt noch immer ihre grünen, unverwelklichen Zweige am Lebensbaume unseres großen, heißgeliebten Heimathlandes.

Wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf.

Unser großer Kaiser Friedrich schläft ja nur in dem Untersberge bei Salzburg, wie die deutsche Volkssage vermeldet, es ist nicht der Todesschlaf. Er wird wieder erwachen und sich zu neuem Leben erheben und mit ihm wird das alte, große, deutsche Reich in verjüngter Kraft und Herrlichkeit erstehen.

D'rum seid getrost und blickt auf mich!
Ich weiß, es kommt der große Tag,
Wo von dem Vaterlande wich
Die schwere, ungesühnte Schmach.
Wo wieder wahr wird 's alte Wort
Und dauert ew'ge Zeiten fort:

Das ganze Deutschland soll es sein,
Das große Deutschland muß es sein.
Es wird der Schmach ein Rächer sein. —

(Aus Dr. Eugen Schneider, Bürgermeisters der Stadt Bamberg, „des Königs Geburtstag.")

Doch wollen wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Da die Anzahl der Kämpfer, die sich zum Turnier gemeldet hatten, bei sechzig betrug, so wurde beschlossen, daß das Waffenspiel drei Tage dauern sollte. Dabei wurde festgesetzt, daß jeder Ritter nur einmal in die Schranken kommen dürfe. Die sich später Anmeldenden wurden auf den letzten Tag verwiesen. Die Ritterbürtigen wurden durch einen Wappenkönig zuvor geprüft, ehe sie zum Turniere zugelassen wurden. Neben der Ritterbürtigkeit war diese Zulassung auch noch durch die Beobachtung gewisser Turniergesetze bestimmt.

Im Turniergesetze des Königs Heinrich des Finklers, der das Turnier aufgebracht hat, heißt es, daß Keiner Ritter sein solle, der wider die heilige Religion rede oder handle.

Pfalzgraf Konrad fügte hinzu: Keiner, der wider das deutsche Reich rede oder handle;

Hermann von Schwaben: Keiner, der eine Frau oder Jungfrau beleidige;

Berthold von Bayern: Keiner, der je Treu und Glauben gebrochen oder betrogen habe;

Konrad von Franken: Keiner, der je aus der Schlacht geflohen.

Die Marschälle und Herolde harrten nun auf des Kaisers Befehl zur Eröffnung des Turniers. Auf einen Wink von der Majestät erschallten Trompeten und Pauken zum Zeichen, daß der Kampf nunmehr seinen Anfang zu nehmen habe, was auch die Herolde laut verkündeten. Die Marschälle aber führten die Kämpfer nach dem getroffenen Loose zu den Schranken.

Die Ritter zeigten eine Kraft und eine Stärke, die der der größten Helden des Alterthums nicht nur gleichkam, sondern vielleicht sie noch übertraf.

Junker Georg, der als Befehlsvollbringer — wir wissen das Wort Adjutant nicht anders zu übersetzen — des Grafen Adalbert von Hohenlohe sich immer an dessen Seite befand, war, so sehr ihm das Waffenspiel auch gefiel, trübsinnig, und tiefe Seufzer entstiegen seiner gepreßten Brust.

Der edle Graf bemerkte Dies und fragte mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit um die Ursache seiner Trauer.

„Erlauchter Graf!" antwortete auf die freundliche Frage seines edlen Gönners Georg, „ich wollte mein ganzes Erbe sogleich darum geben, wenn ich turnierfähig wäre und mit in die Schranken dürfte."

Diese muthige Aeußerung gefiel dem Grafen dermaßen, daß er den Junker tröstete: „Höre, lieber Vetter! da kann Rath geschafft werden."

Und noch am nämlichen Tage fand Graf Adalbert Gelegenheit, mit dem Monarchen über die Angelegenheit des jungen Eschenberg zu sprechen und erhielt auf seine Bitte von dem gütigen Friedrich die Erlaubniß, dem Junker Georg in seinem, d. i. des Kaisers Namen den Ritterschlag zu ertheilen.

Des andern Morgens in aller Frühe befanden sich in einer Kapelle eine Anzahl schwäbischer Ritter, die Immenauer Kreuzfahrer, Graf Adalbert von Hohenlohe und unser Junker.

Nach einer feierlichen Messe nahm der Graf den Junker bei der Hand und führte ihn zu den Stufen des Altars.

Nachdem die Waffen des Georg vom Altare genommen waren und der Legat des Papstes sie gesegnet hatte, mußte er als angehender Ritter sein Versprechen thun, daß er für den heiligen Glauben

sein Leben einsetzen, die Kirche und ihre Diener beschützen, den Wittwen und Waisen in ihren Nöthen beistehen, alle ungerechten Kriege vermeiden, zur Befreiung eines Unschuldigen in den Kampf sich einlassen und das Turnier um der Kriegsübung willen besuchen wolle.

Als Georg das Gelöbniß gemacht hatte, befahl ihm der Graf, daß er niederkniee und gab ihm sodann mit dem Schwerte einen starken Schlag auf seinen Nacken, indem er sprach: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes bestimme ich Dich zu seinem Streiter, ich wünsche Dir Glück zur Aufnahme in unsere Genossenschaft. Gedenke aber, daß der Welterlöser vor dem Hohenpriester Annas um Deinetwegen den Backenstreich erhielt und verhöhnt ward, daß er für Dich von dem König Herodes in's Spottgewand gekleidet und vor Aller Augen, seiner Kleider beraubt, voll von Wunden am Kreuze ist aufgerichtet worden,

Dessen Schmach zu gedenken — erinnere ich Dich, dessen Kreuz zu empfahen — mahne ich Dich, dessen Tod zu rächen — heiße ich Dich."

Die große und wichtige Handlung war vollbracht und Georg von Eschenberg hatte nach damaligen Begriffen die höchste Würde, die zu allen, auch zu den größten Ehrenämtern befähigte, erlangt. Sein sehnlichster, lange genährter Wunsch war nun erfüllt.

Der zweite Tag des Turnieres ging wie der erste glücklich vorüber.

Graf Adalbert hatte nicht ermangelt, den jungen Ritter, der, wie wir wiederholt gehört haben, immer an seiner Seite war, auf alle Vortheile und Blößen der kämpfenden Ritter aufmerksam zu machen, und ihn zu belehren, wie die ersteren anzuwenden und die letzteren zu vermeiden seien. Auch lieh er ihm sein eigenes Streitroß, von dem er sagte, daß selbst der Riese Goliath dasselbe nicht zum Sturze bringen würde.

Bei dem Beginne des Turniers am dritten Tage erschien ein neuer Ritter, der sich zum Kampfe anmeldete. Sein Schild zeigte ein Kind, das mit beiden Händen einen Fisch hielt, den die Phantasie des Künstlers aber so gemalt hatte, daß man denselben leicht für ein Krokodil halten konnte. Mit goldenen Buchstaben war auf dem Schilde die Devise oder Aufschrift zu lesen: „Gott gibt die Kraft!"

Diese eben so fromme als bescheidene Devise nahm Alle für den neuen Kämpfer ein. Sein Geschick wollte, daß ihn das Loos traf, der Letzte unter den Kampfgenossen zu sein, wo er es mit zwei Gegnern aufzunehmen hatte. Der Eine war ein Sachse, Harald von Stettenbach, und der Andere ein Franke, Eberhard von Redwitz. Beide waren keine Neulinge mehr in der Turnierkunst, und hatten sich bereits einen rühmlichen Ruf wegen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit erworben. Der edle Graf Adalbert bangte schon um seinen Günstling — und gewiß nicht ohne Grund.

Unser Junker, nunmehriger Ritter Georg, konnte kaum die Zeit, um in die Schranken zu gelangen, erwarten. Noch ungeduldiger als er selbst, war das Pferd, das er ritt. Es stampfte den Boden, die Nüstern schwollen ihm, es wieherte und wollte sich nicht mehr halten lassen. Endlich erschien die verhängnißvolle Stunde. Trompetenschall rief die letzten Kämpfer in die Schranken. Der Sachse war der Erste, an dem Eschenberg seine Lanze versuchen sollte.

Man sollte glauben, daß die Neugierde der Zuschauer übersättigt sei. Allein Dem war nicht so. Durch Georg's Erscheinung erhielt dieselbe neue Nahrung. Die Spannung war groß bei Allen, am größten aber gewiß bei Seiner Majestät und dem Grafen von Hohenlohe.

Wie das Rauschen eines gewaltigen Sturmwindes stießen Georg und Harald auf einander.

Des starken Sachsen Stoß war so heftig, daß sein Speer bis an das Heft an Georg's Brust zersplitterte. Aber er blieb fest im Sattel wie eine Mauer. Georg's Stoß war nicht minder kräftig und traf seinen Gegner gerade auf das Herz. Das Blut drang ihm aus dem Munde. Es befiel ihn ein Unwohlsein und er sank langsam vom Pferde.

Aus hundert Kehlen ertönte der Ruf: „Gott gibt dir Kraft. Heil dem frommen Ritter!"

Die Ursache dieses Ausrufes mag wohl die gewesen sein, weil die Devise des Sachsen, der in seinem Schilde einen Bären mit offenem Rachen führte, lautete: „Nimm dich vor dem Bären in Acht, der Keinen schont."

Nun kam die Reihe an Eberhard von Redwitz.

Georg schickte sich sogleich an, den Kampf mit ihm zu beginnen. Der Franke war freundlich genug, ihm zuzurufen: „Gemach, Herr Ritter vom Fische! erholt Euch erst in Etwas. Wir treffen noch zeitlich genug zusammen."

„Ich danke Euch für Eure Güte, Herr Ritter! doch so es Euch gefällt, so laßt uns unsere Lanzen versuchen," entgegnete unser Held.

Das Schmettern der Trompeten verkündete den neuen Kampf. Das tiefe Schweigen der zahllosen Zuschauer bezeugte die Theilnahme, welche sie an dem Ausgange des Kampfes nahmen.

Die beiden Ritter stürzten mit verhängten Zügeln auf einander los.

Der Stoß des Franken war so stark, daß der junge Ritter zurückfuhr und wankte, aber dabei fest im Sattel blieb. Seine Lanze war in der Mitte zerbrochen. Fest saß auch sein Gegner.

Ritter Eberhard war ein Mann von vielem Humor. „Gut gemacht, junger Herr!" rief er, „recht gut! Aber Ihr waret im Nachtheil. Euer Speer muß schadhaft gewesen sein. Darum laßt uns noch einen

Ritt thun. Wir Franken wollen nicht, was wir nicht mit vollem Rechte beanspruchen können."

„Wie Ihr wünscht, mein edler Ritter aus dem biedern Frankenlande!" erwiderte Georg, ließ sich einen neuen Speer geben und sprengte zum zweiten Male gegen den höflichen Herausforderer in die Schranken.

Furchtbar prallten sie gegen einander an.

Eschenberg's starkes Roß wich drei Schritte zurück. Er selbst war aus dem Sattel gehoben, doch blieb er bügelfest und zu Rosse, sein Kampfgenosse aber lag in dem Sande. Georg war Sieger.

Laut jubelten die Zuschauer dem jungen Ritter zu, und wieder ließ sich der Ruf hören: „Gott gibt die Kraft!"

Der hochherzige Franke aber trat zu Georg, reichte ihm die Hand und sagte mit herzlichem Wohlwollen: „Ihr dürft Euch Glück wünschen, junger Herr! Wißt, ich habe schon so Manchen aus dem Sattel gehoben. Ihr aber seid der Erste, der es mir gethan. Und seid versichert, daß ich Euch den Sieg von Herzen gönne. Ich kann mir Eure Freude denken und fühle dieselbe mit. Ich war auch jung und weiß, wie es Einem um's Herz ist."

Der glückliche Sieger dankte dem edelmüthigen Ritter auf das Verbindlichste und versicherte ihn seiner unbegrenzten Hochachtung.

Es gab Leute unter den Rittern und unter dem Volke, welche der Meinung waren, Eberhard von Redwitz habe geflissentlich dem jungen Ritter das Feld überlassen. Dazu gehört nun freilich ein etwas starker Glaube. Indessen — es war ein Redwitz! — und somit die Möglichkeit einer solchen Hochherzigkeit allerdings vorhanden.

Nicht so großmüthig wie der fränkische Ritter, war der Sachse.

Es ist bekannt, daß der deutsche Volksstamm der Sachsen von jeher hochfahrenden Geistes war,

und mit Verachtung auf die anderen deutschen Stämme herabsah.

Dies war nun auch bei dem Ritter Harald von Stettenbach der Fall. Er konnte es nicht verwinden, von einem Schwaben besiegt worden zu sein und noch dazu von einem so jungen Ritter. Er erschien also nochmals vor den Schranken in voller Rüstung und forderte seinen Besieger nochmals auf, eine Lanze mit ihm zu brechen.

„Herr Ritter vom Fische, oder wenn Ihr lieber wollt, vom Krokodil! nicht durch Euren Arm wurde ich zum Sinken gebracht, sondern durch ein Unwohlwerden, ein Uebel, das mich zuweilen plötzlich befällt. Nun ist dies vorüber und ich werde, wenn Ihr in den Schranken erscheinen wollt, zeigen, daß ich ein Sachse bin und meiner Devise zu entsprechen wissen werde."

So redete Harald zu Georg.

„Ich nehme Eure Herausforderung mit Vergnügen an," gab Dieser zur Antwort, und ritt von Neuem in die Schranken.

Bisher war es die Ehre, die den Muth des jungen Ritters erhöhte, nun gesellte sich, veranlaßt durch die hochtrabende Rede seines Gegners, ein edler Zorn dazu. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, spornte sein Roß und flog mit der Schnelligkeit der Windsbraut auf den Gegner zu. Dieser that Dasselbe, verfehlte aber die Brust des Eschenberg und streifte blos die linke Seite desselben und so empfand der Sachse die Wucht von Georg's Stoß, den Dieser mit übermenschlicher Kraft führte, doppelt. Sein Pferd sank auf die Hinterbeine und er fiel mit solcher Gewalt zu Boden, daß er fast besinnungslos vom Platze getragen werden mußte.

Das Freudengeschrei aller Anwesenden artete fast in Ungestüm aus. Der Kaiser erhob sich und auf dessen Wink legte sich augenblicklich der Tumult, und ein Herold verkündete im Namen des Kaisers,

daß das Turnier zu Ende sei. Die Kampfrichter verfügten sich zum Throne Seiner Majestät und erkannten einstimmig dem Ritter Georg von Eschenberg den Dank zu, was sogleich unter rauschenden Fanfaren durch die Herolde bekannt gemacht wurde.

Dem zu Folge begaben sich sofort die Turniermarschälle zu dem von seinem so unvermutheten Glücke fast bestürzten jungen Ritter und führten ihn zu dem Throne der erwählten Königin der Liebe und Schönheit, um aus ihren Händen den Preis zu empfangen.

Mit vieler Anmuth stieg der Ueberglückliche die Stufen hinan.

Mit nicht so vielem Anstand, aber gewiß mit nicht minderem Stolze schritt der Schildknappe Meinhard hinter seinem Herrn daher und löste ihm den Helm ab; denn nur mit bloßem Haupte konnte der Preis empfangen werden.

Der Sitte gemäß kniete der Preisempfänger vor der Prinzessin nieder.

Und Diese redete ihn folgendermaßen an:

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Ritter! zu dem Dank, den Ihr Euch durch Eure Tapferkeit erworben habt und den ich Euch im Auftrage Seiner kaiserlichen Majestät hiemit im Namen Eurer Dame überreiche."

Mit großer Zierlichkeit legte die Fürstin eine schwere goldene Kette mit dem Brustbilde des Kaisers um seinen Hals.

Unser Ritter aber beantwortete die Anrede der Prinzessin so:

„Hohe Fürstin! nehmt gnädig den Dank eines armen Ritters für Euren huldvollen Glückwunsch an, und seid versichert, daß meine Hochachtung und Verehrung für Eure durchlauchtige Person Eurer Schönheit gleichkommt, mithin nicht übertroffen werden kann."

Außer der goldenen Kette bestand der Turnierpreis auch noch in einem Paare goldener Sporen.

Mit Hülfe seines Schildknappen wurden ihm die seinigen von den beiden vornehmsten Damen aus der Umgebung der Erzherzogin abgeschnallt und die zum Preise bestimmten angelegt.

Ritter Georg küßte hierauf den Saum des Kleides der Prinzessin — so forderte es die Sitte —, verbeugte sich tief und stieg unter fortwährender Jubelmusik die Stufen hinab, sich dem Throne Seiner Majestät nähernd.

Hier ließ er sich auf ein Knie nieder und gab durch eine tiefe Verbeugung stillschweigend seinen ehrfurchtsvollen Dank zu erkennen.

Der Kaiser aber sprach die huldreichen Worte:

„Mein lieber Vetter! ich hoffe, daß der Glaube, den Eure Devise ausspricht, Euch immer beseelen wird; dann werden Eure Thaten jeder Zeit die eines Eschenberg's würdigen sein."

So endete das Turnier zu Belgrad, welches, wenn es auch nicht zu den größten zählt, doch gewiß zu den glänzendsten gehört, die jemals gehalten wurden.

Der ruhmgekrönte Ritter begab sich nun mit seinen Immenauer Gefährten, die ihm als sein Gefolge immer zur Seite waren, nach seinem Zelte.

Sein erstes Wort, als er in das Zelt getreten war, lautete: „Ach, wenn die Ereignisse des heutigen Tages mein guter Michael wüßte!" und nach einer Pause setzte er hinzu, „und mein Vater, sowie Fräulein Anna."

„Den Junker Wolfgang nicht zu vergessen," fiel Meinhard in die Rede.

„Du hast recht, ja Du hast recht. Mein künftiger Schwiegervater liebt mich, wie wenn ich sein eigener Sohn wäre; deß' bin ich gewiß," ergänzte Georg. „Aber," fuhr er fort, „helft mir von der Rüstung. Mir thut die Brust etwas wehe und meine

Glieder sind wie zerschlagen. Ich werde dem Bankette nicht beiwohnen. Mir gefällt es überhaupt in Eurer Gesellschaft besser als irgend wo."

Dann frug er seine treuen Gefährten, ob sie auch mit Speisen und Wein versehen wären.

„Mit Speisen wohl hinreichend," erhielt er zur Antwort, „aber nicht sonderlich mit Wein."

Als der Ritter Dies vernahm, rief er: „Wer hat das Mundschenkenamt?

„Utto!" hieß es.

„Nun, mein lieber Utto! hier hast Du einen Goldgulden. Gehe und schaffe Wein! Wir wollen ja heute den Rittertrunk halten!"

Utto ging und kam bald wieder mit zwei Troßbuben, die ein ansehnliches Fäßlein Wein trugen.

„Mein Herr Ritter!" berichtete Utto, „Ihr habt vorhin den Wunsch geäußert, daß es Euch angenehm wäre, wenn Eure Angehörigen in Erfahrung brächten, was Euch Glückliches und Fröhliches widerfuhr. Da habe ich nun bei dem Weinwirth einen Pilgrim getroffen, der auf der Heimreise begriffen ist, und der Euch einen Brief an Euren Vater wohl bestellen könnte."

„Das wäre mir sehr erwünscht. Hättest Du den Pilgrim doch hieher bestellt!"

„Ich habe ihn gleich selbst mitgebracht. Er steht außen am Zelte."

„Laß ihn gleich hereinkommen!"

Der Pilger trat ein. Er war zwar schon bejahrt, allein noch sehr rüstig, und unser Ritter, nachdem er ihn niedersitzen geheißen und ihm Wein und Brod vorsetzen ließ, redete in nachstehender Weise zu ihm:

„Sage an, frommer Pilger! aus welchem Lande bist Du und wie nennst Du Dich?

„Ich bin aus dem Frankenland und heiße Hugo Trimberg."

„Willst Du mir einen Brief in meine Heimath bestellen?“

„Das will ich mit Freuden thun.“

„Bist Du im Lande Schwaben bekannt?“

„Nein — bekannt bin ich in jenem Lande nicht, aber ich muß eine große Strecke durch dasselbe reisen, um in meine Heimath zu kommen.“

„Meines Vaters Burg, wohin Du meinen Brief bringen sollst, heißt Eschenberg und liegt zwischen Rotenburg und Heilbronn.“

„Rotenburg und Heilbronn weiß ich gar gut und Eures Vaters Burg werde ich wohl erfragen.“

„Wenn Du die Briefe richtig überbringen wirst, so kannst Du eines großen Lohnes gewiß sein.“

„Seid dieserhalb ohne Sorge, Herr Ritter! wenn mir Gott das Leben läßt, so werden Eure Briefe sicher zu Eures Vaters Händen gelangen.“

Unser Ritter schrieb nun zwei Briefe, einen an seinen Vater und einen an seine Verlobte, wickelte dieselben in ein seidenes Tüchlein, umwand dieses mit einem goldenen Faden und gab dasselbe dem Pilgrim, reichte ihm auch einen bedeutenden Zehrpfennig und vertraute dem Wallfahrer noch Manches, was er seinem Vater mündlich berichten sollte. Auch von den Immenauern gab Jeder ohne Ausnahme dem Pilger ein Geschenk und mancherlei Auftrag mit auf den Weg. Und er schied unter großem Danke von ihnen, begleitet von ihren Segenswünschen, und wanderte getrost der geliebten Heimath zu.

Obgleich Pilger Hugo seine Reise so sehr, als es ihm nur immer möglich war, beschleunigte, so kam er doch erst nach geraumer Zeit mit seinen Briefen auf der Eschenburg an.

Groß wie die Freude der Schifffahrer, die, vom Sturm verschlagen, nach langer Zeit gastliches Land erblicken, war die des Herrn Ulrich und des eben gegenwärtigen Michael, als sie die Briefe Georg's zu Gesicht bekamen. Und erst als sie des Briefes

Inhalt ersahen, steigerte sich die Freude zum Jubel. Der aber lautete so:

„Gottes Gruß zuvor! Mein Liebden Herr Vater! Hoffend, daß Euch mein Schreiben bei guter Gesundheit antreffen wird, schreibe ich diese Zeilen. Was mich betrifft, so bin ich gesund und erfreue mich fortwährend der Gunst meines edlen Führers, des erlauchten Grafen Adalbert von Hohenlohe und auch der gnädigen Gesinnung Seiner kaiserlichen Majestät. Durch die hohe Gunst des edelmüthigen Grafen Adalbert erhielt ich im Namen des Kaisers den Ritterschlag und wurde zum Turnier zugelassen, wo mehr als die Hälfte von den Rittern, die mitreiten wollten, durch das Loos abgewiesen wurde, weil das Turnier ansonst zu lange gedauert hätte und Seine Majestät gar sehr mit dem Heere zur Eile drängt. Ich bin viermal geritten und habe meine Gegner, einen sehr edlen Franken, mit Namen Eberhard von Redwitz, und einen Sachsen, Namens Harald von Stettenbach, aus dem Sattel gehoben und in den Sand gelegt. Ich habe auch den Dank erhalten, bestehend in einer schweren Kette von feinem Gold und einem Paare güldener Sporen. Der Pilgrim wird Euch ein Mehres von dem Turnier erzählen. Gehabt Euch wohl, ich befehle Euch in Gottes und seiner lieben Heiligen Schutz und bin mit schuldiger Liebe Euer gehorsamer Sohn

Ritter Georg von Eschenberg.

... Nachschrift. Meinen lieben Freund Michael lasse ich tausendmal grüßen. Auch meine getreuen Immenauer lassen ihn als ihren Waffenmeister gar schön und herzlich grüßen und er solle ihren Verwandten und Freunden sagen, daß sie froh und ungebeugten Muthes seien. Lebt wohl!"

Als der gute Michael den Inhalt des Schreibens, welches ihm Herr Ulrich vorlas, und besonders die Nachschrift vernahm, hielt er beide Hände vor das Gesicht und schluchzte laut. Auch dem Ritter

traten die Thränen in die Augen, was er sich aber nicht vermerken lassen wollte; doch, sagte er, „ich danke Dir, Du lieber Gott! daß Du mich noch solche Freude hast erleben lassen. Nun kann ich ruhig sterben.“

Was in dem Briefe an Fräulein Anna stand, wissen wir nicht, doch Das wissen wir, daß sie ihn hundertmal küßte und an das Herz drückte und ihr Vater einen Strom von Freudenthränen vergoß. —

Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß der Ueberbringer der Briefe auf das Beste bewirthet und reichlich belohnt entlassen wurde.

Von dieser Zeit an kam auf Lange in den beiden Burgen Nichts vor, das des Aufzeichnens werth wäre. Die alten Herren spielten ihr Schach, Michael ging mit gewohnter Dienstbeflissenheit seinem Verwalteramte nach, Jäger Steffen brachte reichliche Jagdbeute und Fräulein Anna besuchte eifrig die St. Anna-Kapelle. Daheim zog sie sich am liebsten in einen abgelegenen Erker der Ritterburg zurück, von wo die Aussicht auf die Heerstraße ging, welche die Kreuzfahrer davon geführt hatte. Da träumt sie vor sich hin, sie sinnt und spinnt, sie spinnt und singt.

Der edle Clemens von **Brentano** mag ihr ihr Lied hier abgelauscht haben.

Es ist:

Der Spinnerin Lied.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang' der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.

Fast ein volles Jahr war verflossen, ohne daß nach Immenau eine bestimmte Nachricht über das Kreuzheer kam. Zwar verbreiteten sich Gerüchte, daß die Kreuzfahrer glücklich in Constantinopel angekommen wären und dieselben siegreich gegen die Ungläubigen gefochten, Städte erobert und reiche Beute gemacht hätten. Allein es waren eben Gerüchte, schwankend und unbestimmt.

Da erschien mit Einem Male auf der Eschenburg ein zuverlässiger Bote und dies war kein Anderer, als der Ritter Günther.

So groß aber die Freude der Bewohner auf der Eschenburg über dessen Ankunft war, so traurig waren die Nachrichten, die er überbrachte.

Lassen wir ihn dieselben selbst erzählen.

„Als ich, von Jerusalem zurückgekehrt, in Joppe mich einschiffte, traf ich mehrere Kreuzfahrer daselbst, die gleich mir in die Heimath zurückzufahren gedachten und von dem großen Unglücke erzählten, welches das Kreuzheer erlitten habe. Als Kaiser Friedrich den bundbrüchigen Sultan von Ikonium gezüchtigt hatte — wir werden hierauf zurückkommen — wollte er seinen Zug nach Armenien nehmen und war bereits bis Cilicien vorgedrungen. Alle Feinde waren bezwungen, der Weg frei und offen, nahe das ersehnte Ziel und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte auf's Höflichste anbot: der Kaiser und die

Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße. Von Tag zu Tag wuchs Friedrich's Ruhm und alle seine früheren Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt.

Am 10. Juni (1190) brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Fluß Saleph, von den Griechen Kalykadmus geheißen, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich bei dem Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug nur langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein, indem Lastthiere den Weg versperrten. Der Kaiser, ungeduldig, wollte nicht warten, zumal ihm daran lag, schnell zu seinem Sohne vorzukommen, und beschloß, die Fluth zu durchschwimmen. Zwar warnten ihn Viele der Seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort. Er ward verschlungen vom Strom. Man fand ihn wieder, aber er war — todt.

Die Bestürzung, der Jammer im Heere war herzzerreißend, überstieg jedes Maß. Als der entseelte Körper ausgestreckt, kalt und starr auf dem Rasen lag, stürzten Hunderte zu ihm hin, küßten ihm Hände und Gesicht. Die Bischöfe lagen auf ihren Knien und beteten unter Vergießung häufiger Thränen mit ausgespannten Armen. Einige von den Kriegern rannten wie wahnsinnig hin und her, rissen sich wie in Verzweiflung die Haare aus, andere standen todtenbleich, auf ihre Speere gestützt, und waren vor Herzeleid stumm und glichen Marmorsäulen. Des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich, lag ohnmächtig in den Armen des Grafen von Hohenlohe. Der Herzog von Meran half ihn in sein Zelt tragen, und nur mit Mühe gelang es beiden

Herren, ihn in's Leben zurückzurufen. Das Ganze bot den kläglichsten, traurigsten Anblick dar. Nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne, so klagten Alle, ihnen kein Glück mehr erblühen!"

Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Aug' das Schrecklichwahre sieht,
Dann steht der Geist auf eine Weile still:
Wir haben Nichts — mit dem wir Das vergleichen.

(Göthe.)

Bei der Erzählung dieser unglücklichen Ereignisse saß Michael wie erstarrt, das Blut drängte sich zu seinem Herzen, er war blaß wie der Tod. Endlich, als er der Sprache wieder mächtig geworden, rief er und rang dabei die Hände, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen: „Ach, mein Kaiser, mein gnädiger Kaiser!"

Der Herr Ulrich sagte mit sehr bewegter Stimme: „Das Schmerzlichste hiebei ist nur Dieses, daß der Kaiser eines so erbärmlichen Todes verblich und nicht mit dem Schwert in der Hand kämpfend den Tod der Helden starb; eine Ehre —, die er doch so sehr verdiente."

Uebrigens beschränkte sich der Schmerz und die Trauer um den Kaiser nicht nur auf Einige seiner Getreuen. Ganz Deutschland war ein Trauerhaus. Der Schmerzensruf über sein Hinscheiden ließ sich durch alle Gauen hören und die Klagetöne wiederhallten in Palästen wie in Hütten. Schwerlich wurde jemals der Tod eines Monarchen so allgemein, so aufrichtig und so tief bedauert und betrauert, wie der des Kaisers Friedrich Rothbart.

Ja, ganz Europa, mit einziger Ausnahme des allzeit treulosen und verrätherischen Griechenlands, empfand das größte Leidwesen über den unersetzlichen Verlust.

So läßt sich selbst ein Fremder, Peter von Blois, ein früherer Gegner des Kaisers, vernehmen: Ein fürchterlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf habe ihn so tödtlich verwundet, daß kein Gegenmittel zu finden und ihm zum Leben alle Lust und Hoffnung vergangen sei. Denn er habe gehört und blos durch das Hörensagen sei er fast gestorben, daß jene unbewegliche Säule der Christenheit, Deutschlands Grundfeste, jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertreffe, Friedrich nämlich, im Orient das Leben geendigt. Nun sei jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Friedensstörer zur Ruhe gebracht, die Aufrührer niedergehalten habe.

Eine solche Sprache führte ein Franzose von Friedrich nach seinem Tode.

Das deutsche Volk konnte schlechterdings den Gedanken nicht ertragen, daß es seinen Heldenkaiser für immer verloren haben sollte, es konnte nicht fassen, daß sein großer Kaiser in die Heimath nimmermehr wiederkehren sollte.

Es harrt seiner bis auf den heutigen Tag.

Friedrich Rückert gibt diesem Volksgefühle Ausdruck in dem Gedichte:

Barbarossa.

Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht vom Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht;

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'.

Die weiteren Nachrichten, welche Günther von dem Kreuzzugsheere brachte, waren nicht minder trauriger Natur.

Herzog Friedrich hatte zwar den Oberbefehl über das Heer übernommen; allein mit dem Geiste, der aus Kaiser Friedrich's Hülle entschwand, war auch die Seele, die bisher noch das Heer belebte, entschwunden. Der Herzog führte dasselbe nach Antiochien, wohin er auch den Leichnam seines Vaters bringen ließ und wo derselbe in St. Peter's Dome beerdigt ward. Unter den Fürsten, welche mit zur Eroberung des heiligen Landes nach Syrien zogen, herrschte Zwietracht und gegenseitige Abneigung. Der König von England, Richard Löwenherz, ein Mann von riesiger Körperkraft, voll Muth und Tapferkeit und ritterlichen Sinnes, der keine Furcht kannte, dabei aber auch hochfahrenden Geistes, stolz und übermüthig war, konnte und wollte keinem der Fürsten ein gleiches Recht mit ihm zugestehen.

Willenlos sollten sie sich seinen Befehlen fügen. Die es nicht thun wollten, beleidigte er auf die schnödeste Weise. So riß er das Panier des Erzherzogs Leopold herab und trat dasselbe mit Füßen. Selbst dem Könige von Frankreich begegnete er ganz geringschätzig, so daß Philipp August II. sich von dem Zuge lossagte und Friede mit dem Sultan schloß. Dem zufolge behielt Letzterer die heilige Stadt für sich, doch wurde den Christen gestattet, unbehelligt die heiligen Orte zu besuchen, jedoch — unbewaffnet.

„Und so glaube ich," endigte Günther seinen Bericht, „daß sich Herzog Friedrich, da er nun ganz allein steht, nicht wird halten, vielweniger Etwas gegen den mächtigen Saladin wird unternehmen können. Es steht daher zu erwarten, daß auch er mit seinen Schaaren bald in die Heimath zurückkehren wird."

Wohl ging Günther's Vermuthung, daß die Kreuzfahrer heimkehren würden, in Erfüllung. Aber der tugendhafte, fromme Herzog Friedrich sollte die deutsche Erde nicht mehr betreten. Eine verheerende Seuche brachte ihm den Tod und er wurde zu Tyrus begraben. Am 20. Januar 1191 hat er das Zeitliche gesegnet, nachdem er im Herbste zuvor noch den Orden der deutschen Ritter gestiftet hatte.

Michael hatte die sichere Kunde erhalten, daß bereits mehrere schwäbische Ritter aus Syrien zurückgekommen seien, und Günther erbot sich, dieselben aufzusuchen, um Erkundigung über Georg und seine Gefährten einzuziehen. Er machte sich sofort auf den Weg.

Es gelang ihm bald, den Einen und den Anderen von den heimgekehrten Kreuzfahrern zu treffen und zu sprechen. Alle waren voll des Lobes über Ritter Georg und seines Fähnleins Muth und Tapferkeit. Von ihm selbst jedoch und seinen Knappen wußten sie seit Langem Nichts mehr, eben so wenig waren

sie im Stande, anzugeben, wo derselbe hingekommen sei. So vergingen mehre Monate. Aber von Georg und seinen Gefährten sah und hörte man nichts.

Junker Wolfgang beweinte ihn als einen Todten, nur Ritter Ulrich tröstete sich damit, daß sein alter Stamm doch auf eine ehrenvolle Weise erlösche.

„Denn," betheuerte er, „ich bin überzeugt, daß mein Sohn, mit dem Schwerte in der Hand, fiel. Zum Gefangenen oder Sklaven ließ sich derselbe einmal nicht machen, deß' bin ich gewiß."

Fräulein Anna und Michael aber zweifelten noch immer nicht an seiner Wiederkehr.

„Meine werthen Herren," sagte Fräulein Anna eines Tages, „ich will Euch nun auch zu wissen thun, worauf mein Glaube an die Wiederkunft meines Verlobten beruht.

Vor einiger Zeit, als mein Gemüth mit einer so großen Schwermuth und einer nicht zu beschreibenden Trauer erfüllt war, so daß ich sterben zu müssen vermeinte, begab ich mich, um Hülfe in meiner schrecklichen Beängstigung zu erhalten, nach der St. Anna-Kapelle.

Hier betete ich inbrünstig zu Gott, und rief so recht aus dem Grunde meines leidenden Herzens zur heiligen Mutter, sie wolle für mich bitten, daß das große Herzeleid von mir genommen werden möge. Ich bin, flehte ich, ja nur ein schwaches Weib, ich kann es nicht mehr ertragen und will mich bei Allem in den Willen Gottes fügen.

Seht! da schien es mit Einemmale, als belebe sich das Bild der Hochgelobten. Es war von einem unaussprechlichen Glanze umstrahlt und ich hörte die Worte: Sei getrost! Dein Verlobter wird wiederkehren, er und all' seine Gefährten, gesund und froh.

Diese Worte waren in so lieblichen Tönen gesprochen und drangen so wonniglich in meine Seele, daß ich eine bisher mir unbekannte Freudigkeit em-

pfand und vor lauter himmlischer Lust alles irdische Bewußtsein verlor. Als ich wieder zu Sinnen kam, war meine Trauer von mir gewichen und ich war wieder so fröhlich wie immer und blieb es auch und bin es noch."

Des Fräuleins Erzählung machte auf Alle einen tiefen Eindruck.

Herrn Ulrich's liebendes Vaterherz ward von Neuem mit der Hoffnung, seinen Sohn wieder zu sehen, erfüllt. Junker Wolfgang wischte sich die Augen, Günther bekreuzte sich und Michael faltete die Hände.

Günther aber nahm das Wort und sagte: Wie mir der alte christliche Waffenschmied, bei dem ich zu Jerusalem wohnte, vertraulich mittheilte, soll es in Syrien noch viele Orte geben, wohin die Türken noch nie gekommen seien, Wohnplätze sollen sich finden, die überhaupt noch fast ganz unbekannt sind. Umgeben von unübersteiglichen Felsgebirgen, eingeschlossen von der Wüste, von Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern lebten die Bewohner solcher Orte, von der übrigen Welt ganz abgeschieden. Nur wenigen Abenteurern sei es gelungen, dahin zu gelangen. Wäre Dies nicht geschehen, so wüßte Niemand, daß sie nur vorhanden wären. Und so, meinte Günther, sei es ja leicht möglich, daß Ritter Georg mit den Seinigen — Gott weiß auf welche Weise — in eine solche Gegend gekommen sein könnte und daß auf diese Art ihre Heimreise sich verzögere.

„Mein gastfreundlicher Waffenschmied in Jerusalem" fuhr Günther weiter fort, „hat mir gar manche an das Wunderbare grenzende Geschichten erzählt, weshalb man nicht ohne Grund Syrien und zumal Armenien das Land der Wunder nennt. Eine Geschichte erzählte er mir aus der Zeit des ersten Kreuzzuges von der Zauberin Armida, die mich besonders ansprach und die ich auch Euch,

wenn Ihr sie anders anhören wollt, vorzutragen gedenke."

Die ganze Gesellschaft bat den ritterlichen Pilger, ihr das Merkwürdige nicht zu verschweigen, und er schickte sich sogleich an, ihrem Wunsche zu entsprechen.

Achtes Kapitel.

„Von Frauen, Rittern, Zaub'rern hör ich singen,
Bis in den Orkus steigt das Lied hinab,
Um triumphirend aus der Hölle Gründen
Zu Himmelshöh'n sich stolz empor zu winden."

Torquato Tasso's befreites Jerusalem.

Ihr wißt, meine Freunde! begann Pilger Günther seine Erzählung, daß die fromme Kaiserin Helena, Kaiser Constantin's Mutter, im Jahre des Heiles 326 das Kreuz unseres Herrn in Jerusalem aufgefunden und über des Heilandes Grab einen prächtigen Tempel erbauen ließ, und seit jener Zeit war es fromme Sitte, nach den heiligen Orten zu wallfahren. Nirgends war die Andacht der Christen heißer und inniger, als an der Stätte, wo der Herr einst im Fleische gewandelt, wo er so unendlich viele Wohlthaten den Menschen erwiesen, so große, seine göttliche Sendung bekundende Wunder gewirkt, wo er gelitten und drei Tage im Schooße des Grabes gelegen. Hier fand der Pilger Trost und Linderung in den manchfaltigen Mühen des Lebens. Hier glaubte er Gott und seinen Heiligen näher zu sein.

Groß und allgemein war daher der Schrecken und die Traurigkeit in der ganzen Christenheit, als

das heilige Land im Jahre 637 den Arabern in die Hände fiel.

Doch störten die Araber die Pilgerfahrten nicht. Auch muß man gestehen, daß dieselben in Künsten und Wissenschaften alle anderen damals lebenden Völkerschaften übertrafen, weshalb auch ihre Sitten einen Anstrich von Milde hatten, gemäß deren sie Das, was Anderen ehrwürdig war, auch achteten.

Als aber die Türken, ein rohes, wildes und unwissendes Volk, im Jahre 1072 Palästina eroberten, sahen sich die Christen Verfolgungen und Beleidigungen aller Art ausgesetzt. Laute Klagen drangen in das Abendland und wirklich herzzerreißend waren die Berichte, die vom gelobten Lande kamen.

Nach diesen wurde nicht allein der Gottesdienst auf die gröblichste Weise gestört, nicht nur die Priester wurden vom Altare gerissen, mit Füßen getreten, die heiligen Gefäße geraubt und die hochheiligen Orte auf das Abscheulichste besudelt, sondern auch die Pilger auf das Schrecklichste mißhandelt, verstümmelt oder zu Sklaven gemacht und nicht selten auf die grausamste Weise getödtet.

Immer dringender wurde der Hülferuf, der an die abendländischen Christen und besonders an den allgemeinen Vater der Christenheit, den damaligen Papst Urban II., erging, immer flehendlicher ward das Ersuchen, sich seiner auf das Unerhörteste verfolgten Kinder im Oriente zu erbarmen.

Das Herz des heiligen Vaters wollte brechen bei dem endlosen Jammer seiner bedrängten Kinder und er berief im Jahre 1095 eine große Versammlung nach Clermont in Frankreich, schilderte dort mit glühenden Worten, die aus dem liebenden Herzen eines schmerzerfüllten Vaters kamen, die Leiden der christlichen Brüder im Morgenlande und die Frevel, womit die Ungläubigen die heiligen Orte

entweihten und rief die ganze Christenheit zur Wiedereroberung des heiligen Landes auf.

Die ganze Versammlung war von heiligem Eifer so durchdrungen, daß es aus aller Munde ertönte: „Es ist Gottes Wille! es ist Gottes Wille!" und Hohe und Niedere knieten nieder, um den Segen des Papstes zu dem heiligen Zwecke zu empfangen.

Schon im nächsten Jahre 1096 fand der erste Kreuzzug unter Anführung des edlen, großherzigen und frommen Herzogs von Lothringen, Gottfried von Bouillon, statt.

Nach unsäglichen Beschwerden und Gefahren aller Art erreichten endlich die Kreuzfahrer im Jahre des Herrn 1099 Jerusalem. Aber nicht allein von den Feinden Christi, den Türken, hatte Gottfried und seine Schaar unendlich viel zu leiden. Die ganze Hölle war gegen die Kämpfer des Kreuzes auf und bediente sich aller ihr zu Gebote stehenden Mittel, um denselben zu schaden. Besonders wählte sich hiezu der Satan seine Diener im Fleische, die Zauberer.

Ein alter Christ, seines Gewerbes ein Waffenschmied, wie schon erwähnt, fuhr Günther in seiner Erzählung weiter fort, bei dem ich in Jerusalem eine sehr gastliche Aufnahme fand und bei welchem ich auch während meines Aufenthaltes in der heiligen Stadt blieb, erzählte mir folgende Sage.

Die größte, damals lebende Zauberin war die Armida, eine Tochter des Königs von Damaskus. Diese kam nun mit einem ansehnlichen Gefolge in das Lager der Christen zu dem Herzoge Gottfried. Sie war das schönste Weib, das die Erde trug. Ob ihre Schönheit Zauberei oder Natur oder Beides zugleich war, ist nicht bekannt, aber Das ist gewiß, daß sie ihresgleichen nicht hatte. Ihre Geberden waren voll Anmuth und ihre Stimme glich dem Laute der Flöte. Ihre ganze Haltung, voll Würde und

Anstand, nahm alle Ritter, die den Herzog umstanden, für sie ein.

Armida, kühn durch nie getäuscht' Vertrauen
Auf ihre Gaben, Jugend und Gestalt.
. . . .
Besiegen will sie in der Tracht der Frauen
Siegreicher Schaaren Waffen und Gewalt.

Und so erscheint alsbald die junge Schöne
Da, wo der Franken dichte Zelte steh'n.
Bei ihrem Anblick hört man ein Getöne
Des freud'gen Staunens durch das Lager geh'n:
Wie wenn am Himmel in verklärter Schöne
Ein Stern erscheint, der nie zuvor geseh'n. —

Das Anliegen Armidens aber, das sie bestimmte, zu dem Heerführer zu kommen, bestand darin.

Sie sei das einzige Kind ihres frühzeitig verstorbenen Vaters, log sie, und Dieser habe bei seinem Tode sein Königreich seinem Bruder mit der Bedingung übergeben, daß wenn sie vierzehn Jahre alt sein würde, er ihr dasselbe zurückgeben sollte: das aber habe ihr Oheim nicht nur nicht gethan, sondern sie wie eine Gefangene behandelt, ihr mehrmals nach dem Leben gestrebt und ihre Forderung um ihr Eigenthum mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Sie sei daher gekommen, den großen und tapfern Heerführer, dessen Ruhm bereits ganz Asien erfülle, um Hilfe und Beistand anzuflehen.

Sie wußte ihre Bitte mit so triftigen Gründen zu unterstützen und die großen Vortheile, die dem christlichen Heere daraus erwachsen würden, mit so glänzenden Farben zu malen, daß die Kriegshauptleute des Heeres höchlich erstaunten, als der oberste Feldherr ihr erwiderte, daß Das jetzt nicht geschehen könne. Uebrigens sicherte er ihr alle Hülfe zu, sobald die heilige Stadt erobert wäre.

Allein damit stellte sich die listige Armida nicht zufrieden. Sie warf sich auf die Knie vor dem Herzog nieder und beschwor ihn unter Thränen, ihrer Bitte doch Gehör zu geben. Denn gerade jetzt sei es an der Zeit, jetzt stehe nämlich der Thronräuber noch allein. Sie habe aber bestimmte Nachrichten, daß ihr Oheim mit dem Könige von Aegypten ein Bündniß eingehen wolle und wenn dieses zu Stande käme, woran gar nicht zu zweifeln, so wäre das Unternehmen ein höchst schwieriges, wenn nicht ganz verfehltes. Die verschmitzte Zauberin schwur hoch und theuer, daß sie ihr wiedereroberte Königreich dem Herzoge zu Lehen geben, das christliche Heer mit allen Arten von Lebensmitteln reichlich versehen, ja sie gab zu verstehen, daß sie dem falschen Propheten entsagen und sich taufen lassen wolle, falls man ihrer Bitte Gehör schenken würde.

Herzog Gottfried jedoch blieb fest auf seiner einmal geäußerten Aussage, der Armida vor der Hand keine Hülfe leisten zu können.

Die Fürsten und Ritter waren erstaunt und entrüstet ob der Hartnäckigkeit des Feldherrn, der einer bedrängten Prinzessin eine Hülfleistung versage, die schon die Ritterpflicht erfordere — abgesehen von dem großen Nutzen, der daraus für die heilige Sache des christlichen Heeres fließen würde, und scheuten sich nicht, offen und laut ihre Meinung gegen den Herzog auszusprechen und Dies auf eine Weise, die einer Empörung nahezu gleichkam.

Dies Benehmen der Edelsten des Heeres erfüllte den vorsichtigen und weisen Feldherrn mit großer Kümmerniß.

Die schlaue Armida aber war darüber sehr erfreut. Denn Zwietracht im Heere auszustreuen war ihre Absicht und die hatte sie nun bereits erreicht.

Die Arglistige war aber damit noch nicht zufrieden.

„So gib mir, erhabener Feldherr! nur zehn von Deinen tapfern Rittern; denn an Volk fehlt es mir nicht, wohl aber an Führern, wozu ein Jeder Deiner edlen Ritter sich eignet, Deß' bin ich überzeugt," bat die Zauberin.

Und mit schwerem Herzen sagte ihr Dies der Herzog zu; doch mehr um dem Verlangen seiner Gefährten zu genügen, als um der glattzüngigen Armida zu gefallen, die Alle — nur den frommen Gottfried nicht umstrickt hatte.

Kaum war aus des Feldherrn Munde die Erlaubniß, welche ihrer Bitte entsprach, ergangen, so stellten sich mehr denn Hunderte der Edelsten und Tapfersten im Heere, um mit Armida zu ziehen, und für sie zu kämpfen. Das Loos sollte entscheiden, und die Zehn, die es traf, hielten sich für überglücklich, während die Anderen ihren Mißmuth kaum zu bekämpfen vermochten, und als Armida mit ihren zehn Erwählten abgegangen war, so verließen Viele heimlich das Heer und zogen ihr nach, um sich ihrem Dienste zu weihen.

Es gehörte der Starkmuth eines Geistes, wie der des großen Gottfried von Bouillon dazu, um hiedurch nicht entmuthigt zu werden. Aber Das war noch nicht genug. Sein großes Herz sollte noch härtere Prüfungen zu bestehen haben. Die Drachenzähne, welche die Zauberin im christlichen Heere ausgesäet hatte, trugen gar bald ihre heillosen Früchte.

Der Tapferste unter den Tapfern im Heere war Rinald, ein Ritter von vornehmer Abkunft. Seine körperliche Stärke kam seinem Muthe gleich und obgleich er mehr dem Jünglingsalter als dem des Mannes angehörte, so waren seine Sitten doch ganz untadelhaft und seine Frömmigkeit sehr groß.

Diesen nun beschuldigte ein Ritter mit Namen Guntram, er habe ihn des Morgens aus dem Zelte

der Armida gehen sehen, bei welcher er die Nacht zugebracht habe.

Es war diese Angabe von Seite Guntram's keine Verläumdung. Er sah den Rinald aus der Zauberin Zelte gehen. Allein es war nicht der wirkliche Rinald, es war eine von der Armida geschaffene Truggestalt.

Ueber diese Anschuldigung auf das Höchste entrüstet, forderte Rinald den Guntram zum Zweikampfe und erschlug ihn.

Als Dies der Feldherr erfuhr, erschrack er über die Massen. Er zitterte vor den Folgen, welche diese gesetzwidrige Handlung nothwendig nach sich ziehen mußte. Denn alle Kreuzfahrer hatten sich verpflichtet, alle Streitigkeiten unter sich bis nach Beendigung des Zuges ruhen zu lassen.

So lieb nun der Herzog den Rinald hatte und so sehr er dessen herrlichen Eigenschaften schätzte, seine Pflicht nöthigte ihn, denselben zu strafen. Der Befehl zu Rinald's Verhaftung wurde gegeben.

Allein Rinald glaubte diesen Schimpf nicht ertragen zu dürfen, und entfloh nach dem Rathe seiner Freunde zu Bohemund, den der Herzog zum Statthalter von Antiochien ernannt hatte. Das Heer hatte sonach seinen besten Degen an Rinald verloren. Welch' ein Schmerz für den Feldherrn! —

Armida war indessen mit den sie begleitenden Rittern eilends fortgegangen.

Als sie mit denselben an jene düsteren Orte kam, wo einstens jene Städte standen, die der Herr mit Feuer und Schwefel verbrannte, und wo jetzt jener See ist, in dem kein lebendiges Wesen wohnen kann, zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt.

In einer Hand hielt sie einen schwarzen Stab, in der andern ein Buch, aus welchem sie las.

Urplötzlich wurden sämmtliche Ritter in Steine verwandelt. Dieselben behielten ihr Bewußtsein, konnten wohl denken, aber kein Glied rühren.

Eine Zeit lang ließ die Zauberin in dieser Lage die Ritter. Dann berührte sie mit ihrem Stabe einen Jeden von ihnen und sogleich erhielten ihre Glieder die Gelenkigkeit wieder.

Nun sprach die Verruchte: „Meine Macht habt Ihr nun erfahren. Jetzt erklärt Euch, ob Ihr Eurem Christenglauben entsagen, Muhamedaner werden und mit uns gegen das Christenheer kämpfen wollt, oder ob ich Euch in mir beliebige Dinge verwandeln soll. Es ist mir ganz leicht, aus Euch Löwen, Wölfe, Tiger, Krokodile oder Fische zu machen, was Ihr sodann zeitlebens verbleiben müßt."

Muthlos und traurig sahen sich die Ritter, beschämt über ihre Verblendung, mit der sie der teuflischen Zauberin gefolgt waren, einander an und von Reue gefoltert erklärten die so schändlich Betrogenen ohne Ausnahme, daß sie lieber Alles erdulden wollten, als von ihrem Glauben abfallen oder gegen ihre Brüder streiten.

„Wohlan!" zürnte Armida, „es geschehe Euch denn, wie ich gesagt. Doch will ich noch Geduld mit Euch haben, Euch noch Zeit zur Besinnung lassen. Für jetzt sollt Ihr nach Damaskus als meine Gefangene gebracht werden. Die hundert Krieger, welche Ihr hier sehet, werden Euch dorthin bringen. Aber Das schwöre ich bei den Geistern, die mir und denen ich diene, wagt es Einer von Euch, sich nur im Geringsten zu widersetzen, so wird er zu Stein werden und Stein bleiben."

Gutwillig zogen die Ritter nun mit den Türken fort. Traurig und muthlos ging's auf Damaskus zu: als mit Einem Male und ganz unerwartet ihnen Hülfe wurde.

Rinald kam mit seinen zwei Knappen, der einzigen Begleitung, die er bei seiner Flucht aus dem Lager mit sich nahm, des Weges daher geritten.

Höchlich erstaunt und voll Ahnung sah er seine Waffengefährten in schmählicher Gefangenschaft.

Ohne sich zu bedenken, sprengte er mit verhängtem Zügel auf den Zug los.

„Brüder!“ rief er, „ist es möglich, daß Ihr diese entehrende Gefangenschaft duldet, wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden? Seid Ihr bezaubert und wißt Ihr nicht das Mittel, den Zauber zu brechen? Macht das heilige Zeichen, woran die Christen sich erkennen, ruft den Namen des Welterlösers, der die bösen Geister zittern macht, und folgt meinem Beispiele!“

Und hiemit stürzte er sich einem Wolkenbruche gleich auf die Türken mit verheerender Gewalt. Jeder Hieb mit seinem Schwerte war tödtlich Dem, so er traf. Die Gefangenen thaten indeß, wie ihnen Rinald geheißen, und der Muth, der ihnen früher inne wohnte, belebte sie auf's Neue. Die Waffen wurden den Türken entrissen und gegen dieselben auf eine Weise gebraucht, daß sie in kurzer Zeit erschlagen waren.

„Rinald,“ riefen die Befreiten, „wie sollen wir Dir danken, Dir, unsern Retter!“

Die Ritter erzählten nun, was ihnen widerfuhr.

Rinald aber forderte sie auf, zu dem Heere zurückzueilen und den Feldherrn zu grüßen. Auch seine beiden Knappen sandte er mit in das Lager zurück. Er aber zog allein seines Weges fort.

Die gottlose Armida, als sie erfuhr, was geschehen, schwur dem Rinald blutige Rache. Sie eilte ihm nach und traf ihn schlafend unter einer Palme. Schäumend vor Wuth, mit Rache kochendem Herzen nahte sie sich dem Schlafenden, sinnend, mit welchen Qualen und Martern sie ihn zu Tode peinigen wolle für Das, was er den Ihrigen angethan.

Allein als sie so vor dem schönen jungen Helden stand, der schon im Schlafe so viele männliche Reize hatte, wie mußte er erst schön im Wachen sein! Und sie ward seine, nicht er ihr Gefangener. — Das

wollüstige Weib entbrannte in Liebe zu ihm, und änderte plötzlich ihren Sinn. Ihre Mordlust verwandelte sich in die glühendste — allerdings sündliche Liebe.

Armida zog ein Fläschlein aus dem Busen und goß wenige Tropfen in Rinald's offenen Mund, rief ihren Geistern und diese trugen den Schlafenden sammt ihrer Gebieterin auf einer Wolke weithin, auf eine entlegene Insel, wo sie ein herrliches Zauberschloß erbaut hatte.

Indessen waren die Ritter, die der Armida gefolgt waren, im Christenlager angekommen.

Und das zur rechten Zeit.

Einen besseren Dienst, als deren Befreiung, hätte Rinald dem Herzog Gottfried nicht erweisen können. Denn das Murren gegen ihn war allgemein. Alles tadelte Gottfried wegen seines Benehmens gegen die Königstochter von Damaskus. Man nannte ihn öffentlich einen Unklugen, einen eigensinnigen Menschen, und schmähte ihn auf manchfaltige Weise.

Es konnte übrigens bei allem Dem nicht fehlen, daß die Besseren und Einsichtsvolleren auf des Feldherrn Seite standen. Und so bildeten sich Parteien jetzt, wo Einigkeit im Heere so sehr noth that.

Wie aber die zurückgekommenen Ritter bekannt machten, wer und was Armida sei und wie sie mit ihnen verfuhr, änderte sich, wie leicht zu erwarten, die Stimmung gegen den Herzog. Man sah nun ein, mit welchem richtigen Blicke er die Zauberin durchschaut und wie sehr Recht er hatte in Allem, was er sagte und that. Sie schauten nicht nur mit wiedergekehrter Achtung, sondern mit Ehrfurcht zu ihm auf.

Der edle Feldherr aber, dem es nicht um seine Person, sondern nur um die heilige Sache, der er sich geweiht hatte, zu thun war, benützte die günstige Stimmung, die jetzt durch das ganze Heer herrschte,

und traf alle Anstalten zur Erstürmung der heiligen Stadt.

Dazu aber gehörten vor Allem Sturmgeräthe als Steinschleuder, Mauerbrecher, Sturmböcke, Leitern und noch Anderes. Auch wollte man einen Thurm von Holz bauen lassen, um von diesem aus über die Mauern in die Stadt dringen zu können. An Bau- und Handwerksleuten hiezu fehlte es nicht. Diese waren im Heere zahlreich vorhanden, besonders die Genuesen waren hierin sehr erfahren.

Auch war in nicht großer Ferne von Jerusalem ein Wald, aus dem man Holz in Ueberfluß hätte zu Allem fällen können.

Dieser Wald aber war verzaubert.

Sowie die Arbeiter sich an dieselben begaben, stürzten sich alle Arten grauenhafter Gethiere ihnen entgegen. Der bloße Anblick dieser höllischen Ungethüme war schon hinreichend, dem Muthigsten Angst und Schrecken einzujagen. Und wirklich wagte sich Niemand mehr nur in die Nähe des von höllischen Geistern bewohnten Waldes.

Groß war hierüber der Kummer des Feldherrn. Alle seine Plane waren hiedurch vereitelt. Unmöglich konnte ohne das nöthige Geräthe der Sturm stattfinden und die Stadt erobert werden.

Da ließ der fromme Herzog Gottfried, wie er immer in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, den Einsiedler Peter rufen, um sich mit ihm zu berathen, was hier zu thun sei.

Als der Herzog dem Einsiedler sein schmerzliches Anliegen mitgetheilt und um seinen Rath in der höchst mißlichen Sache gebeten, sagte Dieser:

„Hier ist leicht zu helfen. Verzeihe dem Rinald und nimm ihn wieder auf in das Heer.“

Das habe ich längst gethan. Er hat seinen Fehler gesühnt durch die Befreiung der von der schändlichen Zauberin verführten Ritter. Allein ich sehe nicht ein, wie

Rinald hier zu helfen im Stande ist? erwiderte Gottfried.

„Ich sage Dir, Rinald und nur er kann des Waldes fürchterlichen Zauber lösen.“

Man machte sogleich Anstalt um nach Rinald zu schicken.

Zwei Ritter hochberühmt wegen ihrer frommen Sitten, wegen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit, Uskal, des Dänenkönigs Sohn, und Heinrich der Bayer trugen sich als Boten hiezu an.

Nach Antiochien zu dem Statthalter Bohemund sollten sie ziehen, dem Rinald die gewordene volle Verzeihung ankündigen und denselben zurückbringen.

„Da findet Ihr den Rinald nicht! rief der ehrwürdige Peter. Der ist in weiter Ferne und Eure Aufgabe, betheuerte er den beiden Rittern Uskal und Heinrich, ist keine leichte. Doch werdet Ihr dieselbe mit Gottes Hülfe lösen, den Rinald auffinden und glücklich zurück in das Lager führen.

Hört mich an und thut, wie ich Euch sage.

Zwischen den unwirthlichen Felsen, die an das todte Meer grenzen, wohnt in einer Grotte ein heiliger Mann in der tiefsten Einsamkeit. Zu diesem müßt Ihr Euch begeben und Dieser wird Euch die Art und Weise zeigen, wie Ihr Rinalden, der jetzt in argen Banden der Zauberei liegt, finden und wird Euch zugleich das Mittel an die Hand geben, wodurch Ihr ihn daraus lösen werdet. Wie Ihr aber den Wohnort des heiligen Einsiedlers zu entdecken vermöget, darum braucht Ihr Euch nicht zu kümmern. Gottes heiliger Engel wird Euch zu Ihm geleiten.“

Der fromme Pater segnete die zwei Ritter und sie reisten ab. Sie zogen hin nach der Gegend, die hnen bezeichnet ward, wo ehedem der Welterlöser die vierig Tage und Nächte verlebte, in denen er sich zu seinem hohen Lehramte vorbereitete und vom

Satan versucht wurde. Es gibt nichts Traurigeres als jenen Ort, der so recht geeignet ist, den menschlichen Geist von Allem abzuziehen, was die Welt Erfreuliches für das Herz hat.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, da unsere beiden Ritter an einer Felsenhöhle vorbeireiten wollten: als aus derselben ein ehrwürdiger Greis trat. Er trug einen langen schwarzen Talar mit einem Strickgürtel um seine Hüfte. Sein langer schneeweißer Bart reichte bis an dieselbe und gab ihm das Ansehen eines Propheten des alten Bundes.

Freundlich reichte er ihnen die Rechte und ohne eine Anrede von Seite der Ritter abzuwarten, sagte er: „ich weiß Euer Begehr. Steigt ab, kommt in mein steinern Haus, labt Euch und vernehmt, was Euch nöthig ist, um Euer Vorhaben auszuführen."

Die Ritter traten in die Felsenhöhle, die durch eine natürliche Oeffnung von Oben einiges Licht erhielt. Ein Stein diente zum Tische und ein Stück von einem Baumstamme als Stuhl zum Sitzen. Sonst war außer einem hölzernen Kreuze Nichts zu sehen. Auf dem Tische stand ein Krug mit edlem Weine gefüllt und daneben lagen einige Brode.

Der Alte lud die Ritter freundlich ein, sich den Imbiß gut schmecken zu lassen; was auch geschah. Denn Beide waren sehr hungrig und durstig.

Der Eremit aber redete weiter, wie folgt.

„Rinald, den Ihr aufzusuchen im Begriffe seid, ist weit, sehr weit von hier. Er ist mit den stärksten Banden der Zauberei der Armida umstrickt. Nun hört! Morgen mit des Tages Grauen werde ich Euch wecken. Ihr müßt sodann so sehr als möglich eilen, daß Ihr bis zur dritten Stunde am Ufer des Meeres seid. Dort werdet Ihr einen Jüngling, der, obgleich er schon viele Menschenalter durchlebt hat, in jugendlicher Frische und Schöne blüht, mit einem Kahne finden. Er wird Euch mit der Schnelle des abgeschossenen Pfeiles zu der Insel bringen, wo Armida

ihr Zauberschloß hat und sich Rinaldens erfreut. Hier habt Ihr einen hohen waldigen Berg zu besteigen. Aus dem Gehölze aber werden sich Euch wilde Thiere, wie Löwen, Panther und andere fürchterlich zu schauende Raubthiere mit geöffnetem Rachen entgegen stürzen. Doch habt Ihr von diesen Nichts zu befürchten. Ich gebe Euch eine mit dem Blute des Herrn geweihte Ruthe mit, die bei seiner Geißelung gebraucht wurde. Mit dieser macht Ihr ein Zeichen des Kreuzes und die Ungethüme werden brüllend vor Euch fliehen. Wenn Ihr aber den Berg erstiegen, habt Ihr Härteres zu bestehen. Ein Garten wird Euch sichtbar werden, dessen Schönheit kein Mensch zu beschreiben vermag. In diesen tretet beherzt ein. Nun aber wird Euch Hunger und Durst quälen. Wehe Euch aber! wenn Ihr Etwas, auch nur das Geringste von den Früchten des Gartens genießt, oder nur einen Tropfen Wasser trinkt. Auch andere Versuchungen warten noch Eurer dort. Sehet weder Rechts noch Links. Redet mit Niemanden ein Wort und begebt Euch unverzüglich in den herrlichen Kristal-Palast. Hier trefft Ihr Rinalden mit Armida bei einer Tafel — bedeckt mit den köstlichsten Leckerbissen, welche die drei Welttheile liefern. Die Zauberin wird Euch auf das Freundlichste und Zudringlichste einladen, Theil an der Tafel zu nehmen. Eure Gelüste werden groß sein, wie Euer Hunger und Durst groß ist. Aber Ihr müßt denselben widerstehen. Rasch und keck tretet vor Armida. Macht mit der heiligen Ruthe ein Zeichen des Kreuzes und sprecht laut dreimal den gebenedeiten Namen unsers Herrn und Erlösers aus. Sie wird dann fühlen, daß die Macht unseres Gottes größer ist, als die ihrer finstern Geister. Dem Rinald aber haltet den diamantenen Schild, welchen ich Euch ebenfalls mitgeben werde, vor die Augen. Ein Blick auf denselben, in welchem er sein Bild sieht, wird ihn zur Stelle entzaubern und auf Eure Aufforderung, mit

Euch zum Heere zurückzukehren, wird Rinald Folge leisten. Schnell werdet Ihr sodann mit ihm das unermeßliche Meer abermals durchschiffen und mit Gottes Hülfe werdet Ihr schon am morgigen Abende wieder hier bei mir mit Rinalden sein."

Der Alte endete seine Rede mit den Worten:

„So nun begebt Euch in Gottes Namen zur Ruhe! Ein weiches Bett habe ich für Euch bereitet, kommt und folgt mir!"

Der Eremit besprengte seine Gäste mit geweihtem Wasser und führte dieselben in eine Nebenhöhle, wo sie sich auf ein Lager von Moos niederlegten und bald süß und gut schliefen.

Am frühesten Morgen weckte sie der Alte, wie er gesagt. Und nachdem dieselben einen kräftigen Morgenimbiß zu sich genommen hatten, ritten sie, so schnell sie konnten, dem Meere zu. Ein unsichtbarer Führer leitete ihre Rosse auf dem den Rittern unbekannten Wege.

Am Gestade des Meeres fanden sie sogleich den ihnen bezeichneten Schiffer.

Solch einen herrlichen Jüngling sahen die Ritter noch nie zuvor in ihrem Leben. Er war die Holdseligkeit selbst.

„Kümmert Euch nicht um Eure Rosse und steigt eiligst ein. Wir haben einen weiten Weg; doch seid guten Muthes! Euer edles Vorhaben wird gelingen; denn bei Gott ist kein Ding unmöglich," redete der jugendliche Schiffer die Angekommenen an.

Uskal und Heinrich fühlten sich wohl und selig an der Seite des Jünglings und eine ganz besondere Verehrung erfüllte ihre Herzen gegen ihn, die ihnen so fast die Sprache hemmte.

Als aber doch Uskal einige Fragen an ihn richtete, so bat der Jüngling:

„Laßt uns jetzt stille beten zu dem Herrn der Heerschaaren! Es wird Euch später Alles kund werden,"

und so fuhren sie denn pfeilschnell dahin auf der spiegelglatten See und kamen, noch ehe es ganz Mittag war, bei der verhängnißvollen Insel an.

Bevor sie ausstiegen, legte der Schiffer seine Hände auf Uskals und Heinrichs Haupt, betete einige Augenblicke mit gegen den Himmel gewandtem Antlitz und segnete sie zu ihrem Unternehmen ein.

Sowie die Ritter an das Land traten, so sprang ein ungeheurer Löwe auf der einen, und ein Leoparde auf der andern Seite aus dem Dickicht auf sie brüllend zu.

Heinrich, der die heilige Ruthe trug, that damit, wie der Eremit ihnen geheißen, und siehe da, die wilden Bestien zogen die Schweife ein und flohen heulend in den Wald zurück. Hiedurch ward, wie sich leicht denken läßt, der Muth unsrer Ritter mächtig gehoben. Sie waren nun durch den Augenschein überzeugt von der Wahrheit der Wirkung der heiligen Ruthe, sowie sie durch den frommen Einsiedler belehrt worden waren.

Sie stiegen nun getrost den Berg hinauf.

Der Garten Armidas lag vor ihnen, umgeben mit einer Mauer von blendend weißem Marmor. Fünfzig Thore führten in das Innere. Dasjenige, vor dem sie standen, war eines von den vier Hauptthoren. Es war von Ebenholz, stark mit Silber beschlagen. Selbst die Angeln und Bänder waren von dem nämlichen Metalle.

Die beiden Ritter schritten festen Muthes durch das offen stehende Thor in den Garten.

Welch' ein Anblick bot sich hier aber ihren Augen! Eine solche Schönheit und Pracht sahen sie noch nie, und der Eremit hatte nur allzusehr recht, wenn er behauptete, daß die Herrlichkeiten von diesem Garten kein Mensch zu beschreiben vermöge. Zierpflanzen aller Art und von allen Orten und Enden der ganzen Erde waren in üppiger Fülle vorhanden. Sie ergötzten durch ihre Farbenpracht das Auge, wie

dieselben mit ihrem Wohlgeruche die ganze Luft erfüllten. Ebenso waren Obstbäume von allen edlen Gattungen da, deren reife Früchte zum Genuße einluden. Große herrliche Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen und alle Arten von köstlichen Beeren mit ihrer Königin — der Ananas, befanden sich in übergroßer Menge allüberall. In der Mitte des Gartens lag ein großer See, gefüllt mit kristallhellem Wasser, auf dem Schwäne sich wiegten und die verschiedensten Wasservögel lustig daherschwammen. Auf einer Insel stand ein Pavillon von unvergleichlicher Pracht. Auf einer Reihe alabasterner Säulen, zwischen denen die schönsten Gebilde von Menschen und Thieren in künstlerischer Vollendung aufgestellt waren, ruhte ein Dach von gediegenen Goldplatten. Ein Kahn am Ufer des See's aus Mahagoniholz, mit einem Ruder von Elfenbein, inwendig mit grünem Taffet ausgeschlagen — die Ruhebänke waren von rothem Damast, reich mit Goldborden besetzt — diente zur Ueberfahrt. Im See badeten sich, als die Ritter an demselben vorübergingen, mehrere reizende Wassernymphen und luden dieselben in den verführerischesten Stellungen ein, doch auch ein Bad zu nehmen. Und noch viel Anderes kam vor, unsere Wanderer zu verlocken.

Sie aber sahen weder rechts noch links und eilten dem Kristallpalaste zu, der das Höchste und Herrlichste, was gefunden werden kann, darbot.

Nun aber zehrte an Uskal und Heinrich ein nagender Hunger und martete sie ein brennender Durst. Die Zunge klebte ihnen an dem Gaumen. Doch gingen sie an dem zierlichen Brunnen, wo aus silbernen Röhren frisches Quellwasser floß, standhaft vorüber, dem schimmernden Palaste zu.

Musik und Gesang erscholl aus demselben.

Kühn traten sie in den Palast ein und fanden, wie ihnen der Einsiedler gesagt hatte, Armida und Rinald an der üppigen Tafel.

Armida sprang, als sie die Eindringlinge sah, zornig auf. Doch faßte sie sich sogleich und lud sie mit den feinsten Schmeichelworten ein, an der Tafel Platz zu nehmen.

Ohne auf ihre Reden zu antworten, näherte sich ihr Heinrich mit der geweihten Ruthe, machte das Zeichen des Kreuzes über sie, sprach, wie er unterrichtet worden, den hochheiligen Namen aus, vor dem alle Kniee sich beugen müssen, die da sind im Himmel, auf der Erde und unter der Erde.

Armida schrack sichtlich zusammen und sank in ihren goldenen Lehnstuhl wie ohnmächtig zurück.

Uskal trat nun mit dem diamantenen Schilde vor Rinald und hielt ihm denselben vor die Augen, indem er sprach:

„Sieh Rinald, den Mann, der Du warst und betrachte den, der Du nun bist. Im Namen des dreieinigen Gottes beschwöre ich Dich, folge uns! Der Feldherr hat Dir verziehen und das ganze Heer erwartet Dich — seinen Hort und seine Krone."

Rinald erhob sich und das Einzige, was er zu reden vermochte, war: „ich folge Euch."

Uskal und Heinrich nahmen ihn in ihre Mitte und eilten mit ihm fort.

Armida hatte sich indessen wieder ermannt. Mit beflügelten Schritten flog sie zu Rinald hin. Mit kläglich flehender Stimme rief sie: „Rinald, mein geliebter Bräutigam, Rinald, mein Alles! verlaß deine Armida nicht! Ich schwöre es Dir bei allen Geistern, morgen, heute noch führe ich Dich nach Damaskus, wenn Du es willst und lege meine Krone Dir zu Füßen, und mache Dich zu einem großen Könige und zu meinem Herrn. O bleibe, bleibe bei mir!"

Allein er schien kein Ohr für ihre Klagen zu haben. Ohne der ängstlich Flehenden eine Antwort zu geben, begab er sich schnellen Schrittes, in

der Mitte seiner Begleiter, aus dem Garten den Berg hinab.

Aber eben so schnell folgte Armida.

Sie warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und im Tone unaussprechlichen Jammers und unter Schluchzen und Weinen beschwor sie Rinalden, sie und ihr Königreich nicht zu verschmähen.

„Laß mich bei Dir oder tödte mich!" rief sie mit der Stimme des höchsten Schmerzes.

Rinald schien gerührt.

Er blieb stehen. Ihr Schmerzensschrei drang in sein Herz, er — wankte.

Da zog Ritter Heinrich die heilige Ruthe hervor.

„Höllische Zauberin! willst Du, daß ich Dir auf das Neue die Kraft dieses Heiligthums und die Gewalt unseres heiligen Zeichens fühlen lasse?" sprach er entsetzt.

Und sowie er die Reliquie erhob, sank Armida in Ohnmacht zurück auf den Rasen.

Uskal und Heinrich eilten schleunigst mit Rinalden an des Meeres Ufer und stiegen mit ihm in den Kahn.

Erst bei dem Anblicke des jungen Schiffers erhielt Rinald seine volle Besinnung wieder. Die himmlische Holdseligkeit des engelgleichen Jünglings wirkte magisch auf Rinalds Geist.

Dieser aber sagte nur das Einzige zu Rinald: „Gelobt sei Gott! Deine Seele ist gerettet."

Doch machte der Fährmann die Ritter aufmerksam auf Das, was nun kommen würde und gab ihnen zugleich die Versicherung, daß nicht die mindeste Gefahr für sie daraus erwachsen würde, es möge auch kommen, was da wolle. Denn sie befänden sich unter Gottes Schutz.

Kaum hatten sich unsere Reisende im Schifflein zurecht gesetzt, kaum hatte sich der anmuthige Schiffer zur Abfahrt bereit gemacht, als mit einem Male der Himmel sich verfinsterte. Die Sonne zeigte sich nur

wie eine blutige Scheibe durch die schwarzen Wolken. Die Springbrunnen in Armidens Garten, deren Wasserstrahlen himmelhoch empor schoßen, spritzten nun anstatt des Wassers Feuerfunken in die Höhe. Bald stand der ganze Berg in hellen Flammen.

Es war grausenhaft anzusehen.

Ein fürchterliches Getöse entstand. Schreckliche Donnerschläge ließen sich hören und unter furchtbarem Krachen, und dem Toben des Meeres in wilder Brandung sank die ganze Zauberinsel in den Abgrund der empörten See.

Eisiger Schauer durchrieselte die Glieder der Ritter, als sie hoch in der Luft Armida durch die Finsterniß, mit einer schwarzen Fackel in der Hand, auf einer riesigen Eule sitzend, dahin fliegen sahen.

„Es ist überstanden," frohlockte der Jüngling.

Mit der Schnelligkeit des Sturmwindes fuhr nun das Schifflein mit unsern Rittern über das unermeßliche Weltmeer dem Ufer des See's von Genesareth zu.

Dort fanden sie ihre Rosse wieder. Auch das Pferd des Rinald stand fröhlich wiehernd da und dessen Rüstung lag daneben.

Als sie ausgestiegen waren, wollten sie ihrem behenden holden Schiffer ihren Dank bringen.

Allein weder von ihm noch von seinem Kahne war das Geringste sichtbar.

Rinald warf seine weichliche Kleidung von sich, zog die Rüstung an und ritt mit seinen Gefährten zu dem Heiligen in der Wüste.

Glücklich kamen sie bei diesem an, hielten ihr Nachtlager bei ihm und übergaben die heilige Ruthe und den diamantenen Schild. Eine Erzählung von ihren Erlebnissen war nicht nöthig; denn der fromme Eremit wußte Alles schon selbst.

Nur über die Person des Schiffers baten die Ritter ihn um Auskunft.

„Dieser Jüngling," vertraute der ehrwürdige

Alte, „war niemand anders, als dein heiliger Schutzengel, mein heldenmüthiger Rinald! Da Du denselben von Jugend an so sehr verehrest, so betete er vor dem Throne Gottes so lange für Dich, bis der Herr sich Deiner erbarmte."

Rinald war hievon ganz erschüttert, bat den frommen Priester, ihm die Beichte abzunehmen und des andern Morgens, nachdem sie von dem Einsiedler gesegnet worden waren, ritten sie getrosten Muthes dem Lager der Christen zu.

Rinald, sowie seine Begleiter wurden mit Jubel empfangen.

Vor Herzog Gottfried ließ sich Rinald, zum Zeichen seiner Reue auf die Kniee nieder.

Der längst versöhnte Feldherr hob den Heldenjüngling auf und umarmte ihn.

Man machte Rinalden mit den traurigen Begebenheiten des Waldes sofort bekannt. Er aber begab sich ohne Zögern zu demselben. Eine große Menge Arbeiter folgte ihm dahin.

Im Walde war Alles still und ruhig.

Als jedoch Rinald den Fuß in denselben setzte und die Axt schwang, um einen Baum zu fällen, da brannte plötzlich das ganze Gehölze und Alles stand in lichten Flammen.

Das hinderte aber Rinalden nicht, seine Arbeit fortzusetzen und es dauerte gar nicht lange, so fiel unter seinen mächtigen Streichen der starke Baum und mit dessen Fall verschwand der Zauber. Das Scheinfeuer erlosch und die bösen Geister verließen unter einem grausenvollen Geheule den Wald.

Mit unermüdlichem Fleiße machten sich nun die Arbeiter an ihr Geschäft. Gott segnete ihren Eifer, die Belagerungsgeräthe waren bald gefertigt, auch der Thurm gebaut.

Am 15. Juli 1099 war der glorreiche Tag, an welchem die heilige Stadt erobert wurde. Der Heerführer Gottfried ward zum König von Jerusalem

ausgerufen. Aber die Königskrone zu tragen, dazu war er nicht zu bewegen. „Wie könnte ich es wagen," lauteten die eigenen Worte des christlichen Helden, „da eine Krone von Gold zu tragen, wo mein Erlöser eine Dornenkrone getragen." —

In dem entzauberten Walde lebte jetzt eine fromme Büßerin.

Ihre Glieder bedeckte ein schwarzes härenes Gewand. Sie lebte in einer Felsenhöhle und nährte sich von Wurzeln und Kräutern. Wohl über ein Jahr mochte sie in den härtesten Bußübungen hier zugebracht haben, als sie sich tief verschleiert nach Jerusalem zu dem Bischofe begab. Vor demselben warf sie sich nieder und bat unter Thränen der herzlichsten Reue über ihren frühern sündhaften Lebenswandel, um die heilige Taufe.

Es war Armida.

Mit diesen Worten — „so berichtete mir der alte fromme Waffenschmied zu Jerusalem," schloß Günther seine Erzählung.

IV.

Das verhängnißvolle Ikonium.

Neuntes Kapitel.

Lied des Kreuzfahrers.

Im rebengrünen Tauberthal,
Da steht mein Väterschloß,
Das jetzt zur Stund der Abendstrahl
Wohl goldig übergoß: —
Doch ich zieh' fern im Heidenland,
In Wüstengluth, in Sonnenbrand, —
Um Palmenwipfel schwanken
Die sehnenden Gedanken.

Jetzt reitet wohl durch Wald und Au
Im grünen Jagdgewand
Daheim die allerschönste Frau,
Den Falken auf der Hand: —
Doch mir winkt streng und hehr und licht
Der heil'gen Jungfrau Angesicht
Herab aus unsern Fahnen,
Zu Kampf und Tod zu mahnen.

Jetzt tönt daheim im Feierklang
Der Abendglocke Lied,
In's Dorf zurück vom Wiesenhang
Die Heerde fröhlich zieht: —
Mir aber ruft aus wilder Reih'
Der Sarazenen Schlachtgeschrei. —
Nicht länger darf ich säumen,
Fahr wohl, du süßes Träumen!

Wohlan, ihr Schwaben, frank und frei,
Jetzt auf mit Schild und Schaft,
Der Moslim spüre, was es sei
Um deutsche Ritterschaft: –
Und fall' ich hier im Wüstensand,
O grüßet mir mein Vaterland,
Sagt, treu sei ihm geblieben
Mein Heimweh und mein Lieben!

Wir wollen nun die Bewohner der beiden Burgen ihren Unterhaltungen überlassen und nach unseren Kreuzfahrern Umschau halten.

Um Dieses aber mit einiger Ausführlichkeit thun zu können, müssen wir wieder etwas weiter in die Geschichte zurückgehen.

Es ist mit voller Gewißheit anzunehmen, daß der kluge und scharfsinnige Kaiser Friedrich erst nach der reiflichsten Ueberlegung den Kreuzzug von 1189 unternahm.

Wir wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß die Ehre des Kreuzes ein Beweggrund, ja der Hauptbeweggrund hiezu war. Allein die Ansicht der meisten Schriftsteller, als wenn die Religion an und für sich allein Friedrich bestimmt hätte, den Kreuzzug zu unternehmen, können wir nicht theilen.

Sicher lagen auch tiefe politische Ursachen zum Nutzen und Frommen des Reiches zu Grunde.

Diese zu erörtern ist hier nicht der Ort.

Nur soviel erlauben wir uns zu bemerken.

Friedrichs großer Geist sah weit über sein Jahrhundert hinaus. Es war ihm klar, daß der bereits erschütterte Thron des griechischen Reiches, wenn die immer zunehmende Macht der Ungläubigen nicht gebrochen würde, nothwendig zusammen stürzen müsse. Er sah, welche Gefahren sodann für das Abendland entstehen würden. Daß auch dies ein kräftiger Grund war, der ihn bestimmte, den Kreuzzug zu unternehmen, wer möchte es bezweifeln? Hätten die griechischen Staatsmänner jener Zeit sich

zu Friedrichs richtigen Ansichten erheben können, so gäbe es wahrscheinlich kein türkisches Kaiserthum in Europa, die herrliche Sophia-Kathedrale wäre nicht zur Moschee herabgesunken, statt des Halbmondes glänzte auf ihr noch das hehre Zeichen des Kreuzes. — Allein durch ihre Habsucht und ihren Hochmuth verblendet, ahnten sie nicht einmal die ihnen so nahe liegenden Gefahren und gruben sich dadurch selbst ihr Grab und führten den schmählichen Untergang ihres Reiches herbei.

Die Aussichten auf einen günstigen Erfolg hätten für das Kreuzheer nicht besser sein können.

Griechenland hatte ja von der rasch überhandnehmenden Macht des Eroberers Saladin Alles zu befürchten, ebenso der Sultan von Ikonium. — Das Sultanat von Ikonium war nämlich ein selbstständiger Staat, lag in Kleinasien und war sehr bedeutend an Größe und Macht.

Es schien daher gewiß außer allem Zweifel, daß die Bündnisse, die Kaiser Friedrich mit beiden Staaten eingegangen hatte, schon ihres eigenen Nutzens wegen von denselben unverbrüchlich gehalten werden würden.

Allein dem war leider nicht so.

Der griechische Hof war in seiner unseligen Verblendung, nach welcher er die abendländischen Christen für gefährlicher als selbst die Sarazenen hielt, noch immer befangen und der Sultan von Ikonium ließ sich durch Versprechungen und Geld von Saladin zum Treubruche verleiten.

Anstatt daß dem Heere Friedrichs die zugesicherten Lebensmittel beigebracht wurden, wird dasselbe durch falsche Wegweiser in die unwirthlichsten Gegenden geführt und hier dem größten Nothstand überlassen. Dabei wurde das Kreuzheer von den abtrünnigen Bundesgenossen, die aus Bergschluchten und andern Verstecken hervorbrachen, unversehens überfallen.

Bei dem Mangel aller Nahrung selbst des Wassers — man trank bereits das Blut der

Pferde — metzelten die Verräther die kraftlosen Wanderer schonungslos nieder. Dennoch rückte der muthvolle Friedrich immer weiter gen Ikonium vor.

Die meisten Kämpfe hatte die Vorhut, besonders die Spitze derselben zu bestehen.

Des Grafen Adalbert Schwert kam gar nicht in die Scheide und unser Ritter Georg focht mit dem Muthe und der Tapferkeit eines alten, in Schlachten ergrauten Kriegers an der Seite des Grafen.

Doch hatte die Vorhut das Gute für sich, Lebensmittel erbeuten zu können, was bei dem nachrückenden Heere nicht der Fall sein konnte oder doch nur in weit geringerem Maße stattfand.

Den 13. Mai am heiligen Pfingstfeste stand das Heer der Christen vor Ikonium.

Der Bischof von Würzburg hielt eine salbungsvolle Predigt und ermahnte die versammelten Streiter zur Ausdauer und zum Gebete, verhieß ihnen den Schutz Gottes und den Beistand des Beschützers des Ritterthumes, des heiligen Georg.

Nach ihm hielt Kaiser Rothbart eine kurze Anrede an die Krieger.

„Ich will Euch nicht verhehlen, sagte er, was doch in Kurzem kein Geheimniß mehr sein wird. Nach sichern Nachrichten haben wir morgen einen Angriff von dem Heere des Sultans zu erwarten. Aber wir werden es schlagen; denn Gott ist mit uns. Seid getrost und folgt genau den Befehlen Eurer Anführer. Euere Tapferkeit kenne ich.“

Diese wenigen Worte wirkten mit feuerfangender Kraft. Alles Ungemach war vergessen. Nach der Sitte ihres Landes stimmten die Deutschen den Kriegsgesang an.

Er lautete also:

„Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.
Wen suchen wir zum Helfer, außer Dir, o Herr?

Wohl zürnst Du mit Recht über unsere Sünden.
Aber auf Dich haben gehofft unsere Väter,
Haben gehofft und Du hast sie gerettet,
Heiliger Gott!
Zu Dir haben gerufen unsere Väter, haben gerufen
Und sind nicht zu Schanden geworden.
Heiliger Starker!
Verschmäh uns nicht in der Zeit des Alters,
Wenn unsere Kraft geschwunden, verlaß uns nicht.
Heiliger und Barmherziger!
Gib uns nicht hin dem bittern Tod!" —

Der Tag der Schlacht erschien. Am frühesten Morgen hielten die Bischöfe noch einen feierlichen Gottesdienst. Alle Krieger nahmen die Kommunion. Der Kaiser hielt vor dem Treffen eine Ansprache. In derselben beklagte er die traurige Verblendung der Ueberläufer, die ihre Seele der Hölle, ihren Leib den Ungläubigen übergeben hätten.

„Aber ich bin froh" fuhr er fort, von ihnen befreit zu sein und wäre es möglich, daß unter Euch noch Einer sich befände, der die Greuel eines falschen Propheten der heiligen Sache des Kreuzes vorziehen könnte, so gehe er ungehindert! Denn nie kann das große und heilige Werk gelingen, so lange noch Abtrünnige unter uns sind. Noch einen, nicht leichten Kampf haben wir vor uns. Aber im Vertrauen auf den Allmächtigen werden wir ihn mit Ehren bestehen."

Auf die Krieger verfehlte die Beredsamkeit des Kaisers ihren Eindruck nicht.

Und ohne Verzug gab er das Zeichen zum Angriffe.

Dann schrie er mit gewaltiger Stimme: „Christus siegt! Auf! die Martyrerkrone ist uns gewiß."

Und nun rannte er als siebzigjähriger Greis mit eingelegter Lanze gegen den andringenden Feind.

Beinahe maschinenmäßig hingerissen folgten seine

Schaaren mit großem Geschrei Friederichs Worte wiederholend „Christus siegt.“

Und die erschrockenen Türken, obgleich dem christlichen Heere an Zahl weit überlegen, wichen zurück und bald war ihre Flucht allgemein und Friedrichs Heer erkämpfte einen vollständigen Sieg.

Zehntausend Türken blieben auf dem Platz. Der Kaiser focht wie ein wüthender Löwe.

Seine Getreuen thaten es ihm an Tapferkeit nach.

So ward ein Bürger aus Ulm von zehn Feinden angefallen. Er tödtete neun und verjagte den zehnten.

Ein anderer Schwabe — hinter den Seinigen zurückgeblieben, ward von fünfzig Türken angefallen. Sie beschossen ihn mit Pfeilen, ohne sich an ihn zu wagen. Endlich ritt Einer gegen ihn. Da schwang der Schwabe sein Schwert, hieb mit einem Hiebe dem Pferde seines Gegners beide Beine ab und mit dem andern Hieb den Türken selbst der Länge nach mitten von einander, und den Sattel durch bis an des Pferdes Rücken. Es ist der berühmteste unter den Schwabenstreichen geworden.

Das ganze Lager des Sultans Kothbeddin fiel in die Hände der Sieger.

Während dieses Kampfes hatte der Herzog Friedrich mit seinem Vortrappe die Stadt Ikonium erstürmt. Der Prinz focht wie sein heldenmüthiger Vater in den vordersten Reihen der Heeresabtheilung und war mit dem Grafen von Hohenlohe und dem Ritter von Eschenberg unter den Ersten, die in Stadt drangen. Die Deutschen fanden außer der sehr beträchtlichen Beute an Gold, Silber und Kleinodien auch einen Ueberfluß an Getreid und Oel, und, was ihnen besonders willkommen war, eine Menge von Pferden, Eseln und Maulthieren. So wenig hatten die Türken den Verlust von Ikonium für möglich gehalten, daß in dem Schatze des Sul-

tans der Werth von mehr als hunderttausend Mark Silbers zurückgeblieben war. In dem Palaste Kothbeddins lagen noch unangerührt zehntausend Mark in baarem Golde — der Preis, um den Saladin das Bündniß des ehrgeizigen Fürsten erkauft hatte.

Das blutige Tagwerk war vollbracht.

Nachdem der Kaiser sammt seinem Heere dem Herrn der Heerschaaren die schuldige Ehre gegeben und für den errungenen Sieg in feierlichem Gottesdienste das Opfer des Dankes dargebracht war, erquickten sich die Krieger mit Speise und Trank. Der oberste Feldherr gestattete ihnen auch zur Erholung, welche dieselben nur zu sehr nöthig hatten, einige Rasttage, um sodann mit frisch erneuter Kraft nach Armenien aufzubrechen.

Dem Grafen Adalbert von Hohenlohe und seiner Schaar aber sollte diese Rast nicht zu Theil werden.

Der Herzog Friedrich nämlich ersuchte ihn, die Verfolgung der Flüchtigen zu übernehmen und zugleich Beobachtungen anzustellen, ob der Feind nicht etwa sich wieder gesammelt und sich zu einem neuen Angriff auf das Heer anschicke.

Der Graf zog demnach mit seinen Leuten, nachdem sie sich gehörig mit Lebensmitteln versehen hatten, in der ihm bezeichneten Richtung ab. Der kluge und menschliche Führer ließ den Tag über öfters Ruhe halten, schickte auch Mannschaft nach rechts und links aus; aber von dem Feinde war auch nicht das Geringste zu entdecken. Gegen Abend kamen sie an ein Castell von bedeutendem Umfange.

„Hier wollen wir Nachtruhe halten und morgen nehmen wir diese Burg. Gewiß finden wir da, was wir suchen; denn sicher haben sich Flüchtlinge hinein geworfen“ sagte Graf Adalbert zu dem Ritter Georg.

Letzterer theilte ganz die Meinung seines Vorgesetzten und freute sich nicht wenig auf das Unternehmen als ein ihm willkommenes Abenteuer.

Der muthige Georg ahnte nicht, welche folgenreiche und gefährliche Begebenheiten für ihn und seine braven Immenauer daraus erwachsen und welche Leiden hiedurch für seine Gefährten und ihn selbst entstehen würden.

Der Graf ritt mit Georg um die Mauern des Schlosses und sie fanden nirgends eine Vorkehrung zur äußeren Befestigung derselben. Nur an das westliche Ende der Burg vermochten sie nicht zu gelangen. Hier war ein Verhau und wie der Augenschein zeigte, erst ganz kürzlich errichtet. Denn das Laub an den über einander liegenden Bäumen war noch nicht verwelkt.

„Sonderbar," bemerkte Graf Adalbert „so gut die Türken zu fechten wissen und den Bogen führen, so schlecht verstehen sie sich auf Befestigung, Verhaue wie diese sollten um die ganze Burg, wenigstens am Thore sein. Dann würden wir schon einige Schwierigkeit haben, einzudringen, vorausgesetzt, daß sie sich von der Mauer aus gehörig vertheidigten. So aber wird es uns nicht schwer werden, das Castell zu nehmen. Sucht nun lieber Vetter! etwelche Zimmerleute unter unseren Reisigen aus, die einige Widderköpfe machen, um damit das Thor einzustoßen. Mehr von Sturmgeräthen werden wir nicht brauchen."

Unser Ritter machte den beiden Zimmerleuten unter seinen Immenauern den Auftrag ihres Führers bekannt und diese gingen sogleich an die Arbeit.

Als der nächste Morgen dämmerte erhob sich der Graf von seinem Mooslager und fand Ritter Georg bereits gerüstet vor seinem Zelte, um die Befehle entgegen zu nehmen. Auch seine Leute waren schon munter und erwarteten ungeduldig und voll Muths den Befehl zum Sturme auf das Schloß.

„Damit wir mein Vetter! begrüßte Graf Adalbert den Georg, nicht in den Fehler der Türken selbst verfallen, die wahrscheinlich ihre Stärke überschätzen und die unsere zu gering anschlagen, so wollen wir eingedenk Eurer Devise: Gott gibt die Kraft — erst den lieben Gott um seinen Beistand anrufen. Laßt daher zum Gebete blasen!“

Der Führer warf sich nun auf die Kniee und mit ihm die ganze Schaar.

Nach kurzem Gebete stand der Graf auf und rief: „Nun im Namen des dreieinigen Gottes an das Werk!“

Zehn der stärksten Männer erfaßten jetzt die sogenannten Widderköpfe und rannten dieselben mit aller Macht gegen das Burgthor. Nach wenigen Stößen stürzte der eine Flügel krachend zusammen, der andere blieb schief in seinen losgerissenen Angeln hängen. Da sich, während das Thor eingesprengt wurde, keine Seele zur Abwehr auf dem Walle zeigte, so gerieth der Graf auf die Vermuthung, daß die Bewohner der Feste hätten dieselbe bereits verlassen. Oder wie er sich gegen Ritter Georg ausdrückte, das Nest möge am Ende leer und die Vögel möchten ausgeflogen sein, was, wie er sagte, ihm sehr unangenehm sein würde.

Allein er irrte sich.

Ein großer Haufe von bewaffneten Muhamedanern zu Roß und zu Fuß stellten sich den Eindringenden entgegen.

„Ritter Eschenberg haltet das Thor besetzt und laßt mir Keinen entkommen.“

Wie Gottes Würgengel wüthete Graf Adalbert unter den Türken. Jeder Hieb mit seinem gewaltigen Schwerte lieferte dem Tode eine Beute. Die Feinde widerstanden nicht lange der Tapferkeit der Christen und zogen sich gegen den westlichen Theil des sehr großen Schloßhofes hin.

Unser Georg war über die Massen unmuthig,

daß er, seinem Befehle gemäß, mit seinem Fähnlein nicht Antheil an dem Gefechte nehmen durfte, sondern wie er klagte, ein müßiger Thürhüter sein müßte.

Allein mit Einem Male änderte sich die Scene.

Rauch und Flamme schlugen aus allen Oeffnungen des weitläufigen Gebäudes.

Die Türken hatten dasselbe in Brand gesteckt. Ein hoher, hölzerner Thurm brannte lichterloh und stürzte unter entsetzlichem Gekrache zusammen.

Hiedurch wurde Georg mit seinem Fähnlein von seinem Führer abgesperrt, da die brennende Masse von entzündendem Gebälke sich über den ganzen Hof lagerte und so ein Vor- oder Rückwärtsschreiten unmöglich machte.

In diesem Augenblicke kam aus einem Hinterhofe ein bewaffneter Haufe Türken mit zwei beladenen Kameelen zum Vorscheine. Nur der Führer war zu Roß und stürzte sich mit großen Ungethüm, um sich den Ausweg zu erzwingen, auf die Immenauer.

Diese aber wehrten sich tapfer.

Wüthend drang der Türkenführer ein. Hoch schwang er die Lanze, um Georg zu durchbohren. Jedoch dieser kam ihm zuvor, und rannte ihm den Speer durch den Hals. Der Turban fiel ihm vom Kopfe und er sank rücklings vom Pferde.

Georgs Gefährten aber schrien fast mit einer Stimme: „der Vogt, der Vogt!"

Und er war es auch, der von der Seeburg schmählich verjagte Bösewicht.

Als die Türken ihren Führer fallen sahen, warfen sie die Waffen von sich und baten um Gnade.

„Steckt eure Schwerter ein!" befahl Ritter Georg seinen Leuten und eilt, daß wir von hinnen kommen, sonst kommen wir in den Flammen um."

Als sie aber zögerten, seinem Befehle nachzu-

kommen, errieth er ihr Säumen und rief: „Ihr glaubt, ich müsse den Vorritt haben. Nein, nein! bei solcher Gelegenheit muß ich der Hinterste sein. Vorwärts, vorwärts! Utto treibe die Kameele und die Packpferde an! Meinrad nimm das Roß des unglücklichen Vogts zur Hand!"

Nun drängte sich Feind und Freund durch das Thor. Und es war hohe Zeit. Nach einigen Minuten stürzte das brennende Gebäude nieder und würde unsere Kreuzfahrer unfehlbar unter seinen Trümmern begraben haben.

Wenn der alte Herr Ulrich diese Vorfälle erfahren hätte, würde er gesagt haben: „Alles recht schön; aber ärgerlich ist es, daß der nichtswürdige Mensch die Ehre hatte, eines ritterlichen Todes zu sterben."

Die Geschichte des nun getödteten Verräthers aber ist folgende.

Als er aus der Seeburg vertrieben war, irrte er im Lande umher. Und da er keinen neuen Dienst fand, so wußte er nichts Besseres zu thun, als das Kreuz zu nehmen.

Da es ihm nicht an Geld fehlte, machte er sich beritten und zog unter einem falschen Namen mit den Kreuzfahrern so lange fort, bis sich ihm eine Gelegenheit darbot, zu den Türken überzulaufen. Hier schwur der Gottlose seinen Glauben ab und ward Muhamedaner. Er kam zu einem reichen Emir, dessen volles Vertrauen der Heuchler durch seine Schlauheit und Verschlagenheit sich bald zu erwerben wußte. Der gottvergessene Renegat machte alle Gebräuche des Islam auf das Pünktlichste mit, ja er zeigte einen Eifer, der den frömmsten Türken noch übertraf. Der Emir setzte ihn über sein ganzes Dienstpersonal. In dieser Stellung zeigte er eine Emsigkeit und Umsicht, daß sein Herr es für ein Glück schätzte, solch' einen brauchbaren Diener erworben zu haben.

Als das christliche Heer sich Ikonium näherte, hielt der Emir es für gerathen, die Stadt zu verlassen und sein festes Castell zu beziehen und ließ seine Weiber und Schätze dahin bringen. Daselbst hielt er sich für vollkommen sicher. Groß war daher der Schrecken, als der Emir vernahm, daß eine christliche Kriegerschaar gegen seine Burg im Anzuge sei und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf eine weitere Flucht zu denken und Anstalten dazu treffen zu lassen. Am westlichen Theil des Schlosses war ein versteckter Ausgang; um diesen noch mehr zu verbergen ließ er nach dem Rathe des Renegaten eiligst einen Verhau vor demselben machen, — denselben, der, wie wir schon erwähnten, vom Grafen Adalbert bemerkt wurde. Die erste Sorge des Emirs ging dahin, seine Frauen in Sicherheit zu bringen. Er ließ dieselben in Sänften durch den besagten Ausgang fortschaffen und folgte ihnen mit einigen Bewaffneten nach. Der Renegat wurde beauftragt, die im Schlosse befindlichen Kostbarkeiten und andere den Bedürfnissen einer Reise durch unwirthliche Gegenden entsprechende Lebensmittel auf Kameele und Lastthiere zu packen und sodann ihm so schleunig als möglich zu folgen. Ob er den Befehl, die Gebäude des Castells anzuzünden gab, oder ob das Feuer zufällig entstanden, wissen wir nicht. Es wäre übrigens sehr möglich, daß es von dem türkischen Ueberläufer bewerkstelligt wurde. Was außerdem den Plan zur Flucht betrifft, so ward derselbe durch die Energie des Grafen von Hohenlohe und durch dessen rasches Eindringen in die Feste größtentheils, wie wir schon gehört haben, vereitelt.

Der Ritter Eschenberg war mit seinen Gefährten zwar glücklich der Gefahr entgangen, hatte seinen Todfeind erlegt, auch Kameele und Pferde erbeutet, und es ließ sich denken, daß die Kisten, mit denen die Kameele und Pferde belastet waren, gewiß werth-

volle Sachen enthielten. Allein er war jetzt in Verlegenheit, was er thun sollte. Nach dem Befehle seines Feldobersten hatte er das Thor des Schlosses zu vertheidigen, das war auch, soviel an ihm gelegen, geschehen. Da aber das Castell nun nichts als eine brennende Ruine war, so konnte von einer ferneren Vertheidigung nicht mehr die Rede sein. Unser Ritter entschloß sich also, dem Grafen Adalbert nachzueilen, um noch an dem Gefechte, in welchem derselbe seiner Meinung nach mit den Türken begriffen sein mußte, Theil nehmen zu können. Er theilte sein Vorhaben den Gefährten mit und es wurde von diesen nach Abenteuern lüsternen jungen Leuten mit Freuden vernommen. Unverweilt ritten sie der Gegend zu, wo sie hofften, zu ihren Kameraden zu stoßen.

Unglücklicher Weise aber verfehlten sie die Richtung, nach welcher sie zu ihren Kampfgenossen hätten kommen können, gänzlich, so daß je näher sie zu ihnen zu kommen glaubten, je weiter sie sich von denselben entfernten.

Der Kampf, welchen der Graf Hohenlohe mit den Türken hatte, war bald beendet. Sowie Letztere das Freie erreicht hatten, flohen dieselben nach allen Richtungen und mit einer Schnelligkeit, daß nur wenige Gefangene gemacht werden konnten. Adalbert kehrte mit seiner Schaar nun wieder nach dem Castelle zurück und staunte nicht gering, als er nunmehr Nichts als einen großen Haufen brennender Trümmer sah. Noch größer aber war sein und seiner Leute Staunen, als sie von Georg und seinen Knappen, die sie hier zu finden hofften, keine Spur erblickten. Der edle Graf vermuthete nichts Anders, als daß die braven Immenauer sammt ihrem Herrn in dem Feuer umgekommen seien.

„Es thut mir recht, ja von Herzen leid, daß der junge hoffnungsvolle Ritter mit seinen muthigen Fähnlein in diesem verdammten Neste zu Grunde gehen mußte. Mein Schmerz könnte nicht größer

sein, wenn er mein selbsteigener Sohn gewesen," so seufzte und redete der ebenso gefühlvolle als tapfere Heerführer zu seinen Kriegern und setzte noch hinzu, aber das ist einmal des Kriegers Loos. Wer weiß, was unser Geschick Heute oder Morgen ist." Und so ritt er mit seinen Leuten in düsterer Stimmung schweigend und ernst Ikonium zu. Die ganze Schaar theilte die wehmüthigen Gefühle ihres Führers; denn Alle liebten Ritter Georg und die Seinen.

Aus den Lüften wehte es ihnen auf ihrem Marsche zu und sie konnten sich des heimathlichen Trauerliedes nicht erwehren, das in ihrem Kopfe — noch mehr in ihrem Herzen summte.

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchtest mir zu frühem Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen.
Ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Ach, wie bald, ach, wie bald,
Welket Schönheit und Gestalt!
Prahlst Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all'!

Und was ist, und was ist
Dieses Lebens kurze Frist?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen früh vom Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Darum still, darum still,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Und so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

(W. Hauff.)

Mehrere Stunden waren die Immenauer schon geritten und als sie weder Freund noch Feind erblickten, die Gegend aber immer wilder und steiniger wurde, so ward es ihnen einleuchtend, daß sie ihre Kriegsgefährten verfehlt haben mußten. Und da die kleine Schaar den ganzen Tag über Nichts genossen hatte, auch nicht von den Pferden gekommen war, verlangte es den Ermatteten gar sehr nach Rast und Nahrung. Von der steinichten Anhöhe herab sahen sie in nicht weiter Ferne eine grüne Aue, die ein Bach durchfloß.

Dahin wandten sich nun unsere Streiter; denn der Ort, wo dieselben sich jetzt befanden, war zum Lagern durchaus ungeeignet — schon aus dem Grunde, weil daselbst kein Wasser sich vorfand. Indessen war es nicht so leicht, in die Gegend, die sich die Abenteurer zu ihrem Lagerplatze ausersehen hatten, zu kommen. Sie waren genöthigt, Felsen, Gehölze und Triften zu umreiten, um dorthin zu gelangen. Endlich waren die Schwierigkeiten überwunden und der zum Lagern bestimmte Ort erreicht. Der Ritter bestimmte einige von seinen Leuten zur Abpackung der Kameele und Lastthiere, und andere wurden beauftragt, Holz, Gesträuche oder dürres Gras zum Feueranmachen zu sammeln, um das Nachtmahl zu bereiten. Dieses bestand in der Regel aus einem in Wasser gekochten Reißbrei. Reiß führte Jeder in einem eigens dazu bestimmten Säcklein mit sich, so auch Brod, wenn solches zu haben war, was aber selten der Fall gewesen ist.

Es läßt sich leicht denken, daß unsere Kreuzfahrer nicht wenig begierig waren, zu erfahren, was

die Kisten, mit denen die Kameele beladen waren, wohl enthalten möchten. In der ersten Kiste fand man nun alles mögliche Kochgeräthe, sogar einen vollständigen Apparat zum Braten. In einer zweiten lag Mundvorrath, ein Sack Reiß, eine große zinnerne Büchse, gefüllt mit dem feinsten Olivenöle, sodann barg sie Gefäße mit Honig und Schachteln mit dem edelsten Gewürze.

Es wird unsern freundlichen Lesern nicht unbekannt sein, daß bei Reisen in Syrien — und besonders in jener Zeit — auf Gasthöfe, wie wir sie haben, nicht zu rechnen ist und damals noch weniger zu rechnen war und daß selbst fürstliche Personen unter Zelten übernachten mußten und noch heut zu Tage dasselbe zu thun gezwungen sind. Daher machen Kochgeräthe und Mundvorräthe unentbehrliche Bedürfnisse auf einer Reise aus. Sie würden ohne Zweifel dem flüchtigen Emire sehr wohl zu statten gekommen sein, wenn dieselben nicht in die Hände der Immenauer gefallen wären, denen sie aber auch höchst willkommen waren.

Als unsere Krieger die beiden Kästen, womit das andere Kameel beladen war, öffneten, trauten sie kaum ihren Augen.

Der eine derselben war mit Kostbarkeiten aller Art angefüllt. Große silberne Waschbecken und Platten, welche zu jener Zeit die Stelle unsrer Spiegel versahen, Becher von gediegenem Golde, eine Menge köstlichen Geschmeides, wie goldene Ketten, Armreife, Perlenschnüre und andere dem orientalischen Luxus entsprechende Gegenstände, von den glänzenden Edelsteinen zu schweigen, glitzerten ihnen entgegen. Auch fanden sich mehrere Beutel mit Gold- und Silbermünzen vor. Der andere und letzte Kasten, welcher untersucht wurde, enthielt Ballen der feinsten Leinwand, Sammt- und Seidenstoffe, Festkleider und viele in das Fach des Putzes einschlagende Dinge.

Nun waren Ritter Georg und seine Gefährten für den Augenblick reiche Leute.

Wir sagen für den Augenblick.

Denn wer konnte ihnen dafür stehen, ob sie es in der nächsten Stunde noch sein würden?

Und dies einsehend, freuten sie sich auch mehr über den erbeuteten Proviant, als über die eroberten Schätze.

Die beiden Saumrosse trugen jedes einen großen Sack mit Pferdefutter, und zwei eben so schöne, als starke Zelte.

Auch das Pferd des Ueberläufers verdient der Erwähnung. Es war ein stattliches Roß, wenn auch nicht rein arabischer Race, doch eine Abart davon, eine Stute von schöner falber Farbe; der Sattel nach orientalischer Art, leicht und bequem. In den beiden Taschen rechts und links des Sattelkopfes befanden sich in der einen ein Buch und eine noch unbeschriebene Pergamentrolle, und ein Griffel. Die andere war mit kleinen Geldmünzen gefüllt.

Der Ritter besah das Buch und erkannte dasselbe als einen Koran, und warf es augenblicklich in's Feuer.

Das Nachtmahl war nun bereitet und ließ sowohl in Bezug auf Quantität als Qualität, nichts zu wünschen übrig. So ein gutes und schmackhaftes Reißmus hatten unsere Reisende noch gar nicht verzehrt. Alle waren fröhlichen Muthes und besprachen die Ereignisse des thatenvollen Tages mit großer Heiterkeit.

„Meine Freunde," hob der Ritter Georg an, als das Mahl geendigt war, „es möchte gut sein, daß der, welcher heute die Nachtwache hält, zugleich den Morgenimbiß zurichten würde, damit wir so früh als möglich unsere Fahrt nach Ikonium anzutreten in der Lage seien; denn wir haben alle Ursache zur Eile."

Auf diese Rede trat Luz, der Schmied vor und

sagte: „Mit Gunst, Herr Ritter! Euer Wunsch wird wohl nicht erfüllt werden können. Ich habe die Rosse untersucht und habe dieselben in einem Zustande gefunden, daß, wenn wir den Thieren nicht einen oder zwei Tage Rast gönnen, wir Gefahr laufen, zu Fuß in Ikonium anzukommen. Die armen Thiere sind so ermüdet, daß sie nicht freßen wollen, ihre Hufgelenke sind überdies sämmtlich angeschwollen. Ueber den steilen und steinigen Weg, auf welchem wir hieher gekommen sind, ist es schon gar nicht möglich, Ikonium zu erreichen und zwar hauptsächlich der Kameele wegen. Deren huflose Füße sind voller Wunden und so mit Blut unterlaufen, daß, wie Ihr Euch selber überzeugen wollet, die lieben Thiere gar nicht zu stehen vermögen. Ich weiß nun wohl," fuhr Luz fort, „daß die Syrier die beschädigten Füße ihrer Kameele mit Kuhhaut umwickeln. Allein die haben wir eben nicht. Und so möchte es leicht geschehen können, daß wir die Thiere mit sammt unsrer schönen Beute liegen lassen müssen."

Luzen's Rede, besonders das Ende derselben machte einen unangenehmen Eindruck, sowohl auf Georg, als auf seine Kameraden.

Allein Alle sahen ein, daß er recht hatte und so ersuchten sie ihren Herrn, einen Rasttag nach Luzen's Vorschlag halten zu lassen.

„Ich erkenne es ganz wohl," versetzte der Ritter, „daß der verständige Luz recht hat und wir hier der Nothwendigkeit nachgeben müssen. Nur fürchte ich, daß wir sodann das Heer nicht mehr in Ikonium treffen werden. Denn ich weiß, daß der Kaiser vorhat, unverzüglich nach Armenien zu ziehen und es ist bekannt, daß Seine Majestät nie zögern, sein einmal gefaßtes Vorhaben auszuführen. Da es jedoch gegen das Unvermeidliche in der Welt kein Mittel gibt, so gebietet die Klugheit, sich darein zu ergeben. Wir halten also morgen einen Ruhetag. Und so bleibt uns noch Zeit genug, zu überlegen,

was weiter zu thun ist. Was die Kameele betrifft, so seht ihr nun, meine Freunde! was der Reichthum bringt. Kaum haben wir ihn, so macht er uns schon Sorgen." Und zu Luz sich wendend, fuhr der Ritter weiter fort, „was Du mein lieber Luz! in Bezug auf das Einbinden der Füße der Kameele vorgebracht hast, ist mir selbst nicht unbekannt. Da erlaube ich mir, Dir wohl zu Rathe zu sein. Die Decken, die über das Gepäcke geschnallt sind, sind von Rindleder und mit starker Leinwand gefüttert. Schneide das Leder ab und beschuhe damit die wunden Füße der leidenden Thiere."

Dieser Rath fand allgemeinen Beifall und wurde am nächsten Morgen in Vollzug gesetzt.

Die kriegerischen Pilger begaben sich nun zur Ruhe.

Auch unser Ritter legte sich auf das für ihn bereitete Lager; aber so ermüdet er auch war, schlafen konnte er dennoch nicht. Schwere Sorgen belasteten sein Gemüth und verscheuchten den so wohlthuenden Schlaf. Die Trennung von seinem väterlichen Freunde, seinem Feldobristen, dem Grafen von Hohenlohe und von so vielen edlen Kampfgenossen, mit denen er so manchen Strauß gegen die Türken rühmlich und glücklich gekämpft hatte, fiel ihm äußerst schmerzlich. Er verwünschte den unseligen Gedanken, der ihm in den Sinn kam, das Castell zu verlassen und nicht bei demselben die Wiederkunft des Grafen zu erwarten. Er machte sich darüber die bittersten Vorwürfe als über eine Thorheit, wodurch er sich und seine treuen Gefährten in die größte Verlegenheit gebracht habe. Die verzögerte Rückkehr nach Ikonium ließ mit Grund vermuthen, daß Georg mit seinem Fähnlein das christliche Heer nicht mehr antreffen würde und war dies wirklich, was fast nicht zu bezweifeln, der Fall, so war der sichere Tod oder schmähliche Gefangenschaft sein und seiner Leute gewisses Loos. Denn die ohnehin rachsüchtigen Türken

suchten sich gewiß auf alle Weise für ihre Niederlagen, die sie erlitten, an den Christen, die ihnen in die Hände fielen, zu rächen. Was dem Ritter aber die meiste Sorge verursachte, war, daß er nicht wußte, wohin er sich zu wenden, wohin er seinen Weg zu nehmen habe. In seiner Beängstigung nahm der fromme Georg seine Zuflucht zum Gebete. Er bat Gott flehentlich ihm einzugeben, was er thun sollte. Durch das Gebet kam Ruhe in sein Gemüth und er schlief ein.

Am frühen Morgen des andern Tages war schon Alles rührig in dem kleinen Lager.

Luz hatte sich einen seiner Kameraden, der seines Zeichens ein Schuhmacher war und Lenz hieß, zum Gehülfen bei der Beschuhung der Kameele genommen. Und während er die Füße der Thiere auswusch und mit Oel bestrich, richtete Lenz das Leder für dieselben zurecht. Alles ging vortrefflich von statten und die Dromedare waren bald wieder auf den Beinen und thaten sich gütlich auf der sie umgebenden fetten Weide. Auch die Pferde waren wieder munter und ließen sich die süße asiatische Gerste trefflich schmecken. Das Frühstück war gerade fertig, als der Ritter erwachte. Sein Entschluß war gefaßt und er machte seine Leute mit demselben bekannt.

„Meine Freunde!“ verständigte er die Seinen, ich habe die Sache überlegt und glaube, daß wir nun nicht fürder nach Ikonium zurückkehren sollen. Daß der Kaiser nach Armenien mit dem Heere zieht, ist gewiß. Nun wissen wir, daß dieses Land gegen Westen und nicht allzuferne von uns liegt. Wenn wir also nach dieser Gegend in westlicher Richtung reisen würden, so könnte es nicht fehlen, wieder mit den Unsrigen zusammen zu treffen. Die ersehnte Zusammenkunft könnte sich bald bewerkstelligen, so wir nämlich in eine bewohnte Gegend kämen, wo wir, da ja Geld genug unser eigen ist, leichthin gegen gute Bezahlung Wegweiser finden könnten,

die uns auf gangbaren Straßen nach Armenien geleiten würden."

Ritter Georg's Getreue waren mit seinem Plane vollkommen einverstanden und fanden denselben klug und weise.

Um den Ruhetag nicht müßig zuzubringen, suchte Georg mit noch Vieren seiner Leute die Jagd auf. Er schoß ein Rehböcklein und hätte auch dessen Mutter erlegen können, die neben ihrem Jungen graste; allein eine Geiß zu erschießen, ging gegen seine Weidmannsnatur. Dafür trafen die Jäger an einer Quelle, die unter einem bemoosten Steine hervorsprudelte, eine Heerde wilder Enten, wovon sie drei Stücke tödteten. Die Jagdbeute war natürlich höchst willkommen. Die neue Bratmaschine wurde zum ersten Male in Bewegung gesetzt und bewährte sich sehr gut. Das ganze Lager hielt einen trefflichen Schmaus. Alles war munter und wohlgemuth.

Wie gut ist es doch von der Vorsehung gemeint, daß für den Menschen die Zukunft in Verborgenheit ruht! Hätten unsere Kreuzfahrer gewußt, was ihnen in Kurzem bevorstände, ihre Stimmung würde wahrlich eine andere, als eine fröhliche gewesen sein.

Am nächsten Morgen sobald der Himmel anfing zu grauen, nahmen sie noch ein gut zubereitetes Mahl zu sich, fütterten tüchtig ihre Pferde und luden die Gegenstände, welche die Saumrosse zu tragen hatten, den Dromedaren auf, die verhältnißmäßig wenig belastet waren. Die Lastthiere aber sollten abwechselungsweise, um die übrigen Rosse zu schonen, zum Reiten verwendet werden. Und so trat denn die kleine Schaar ihre weitere Reise an.

Nach einigen Stunden hatten die Pilger das Ende des Thales erreicht.

Eine unermeßliche Ebene breitet sich vor ihren Blicken aus. Aber kein Baum, nicht einmal ein Gesträuch oder nur ein grünendes Kraut ist hier zu

schauen. Nur Sand und verbranntes Gras bedeckt den Boden.

Mit Schrecken und Besorgniß sahen nun die Reisenden, daß sie sich in einer Wüste befanden. Doch setzten sie ihren Marsch muthig fort, in der Hoffnung, eine Oase, nämlich eine durch Quellen bewässerte fruchtbare Stelle in der Sandwüste zu finden, wo sie dann Nachtlager zu halten gedachten.

Allein ihre Erwartung ging nicht in Erfüllung. Die Nacht brach an und sie mußten sich hungrig und durstig auf dem harten Boden niederlegen und hatten, so ermattet sie auch waren, nur einen unruhigen, wenig erquickenden Schlaf.

In einer eben so trostlosen als düstern Stimmung setzten sie am andern Morgen ihre Reise fort.

Gegen Mittag wurden die vom Schweiße triefenden, vom Durst gequälten Krieger mit einer Erscheinung erfreut, die sie in der Ferne bemerkten.

Ein großer Fluß war sichtbar. Durch die frohe Hoffnung ermuthigt, ihn bald erreichen zu können, eilten die Durstigen demselben entgegen; aber nur zu bald merkten sie, daß es eine Täuschung war. Ein Umstand, der sehr entmuthigend, ja niederschlagend auf die armen Reisenden einwirkte. Sie erinnerten sich nun gar wohl, gehört zu haben, daß dergleichen täuschende Erscheinungen in der Wüste jeder Zeit vorkommen und oft auf die manchfaltigste Weise als grünende Auen, blumige Wiesen ja als ganze Städte mit Mauern und Thürmen sich darstellen. Die Gestalten dieser Nebelbilder mögen wohl auch durch den entsetzlichen Durst und die sengende Hitze, welche die Eingeweide verbrennt und das Gehirn verwirrt, erzeugt werden. Dieses dauert so lange an, bis die unglücklichen Wanderer auf das heiße Sandmeer erschöpft niedersinken und verschmachtend sterben.

Dies schreckliche Geschick schien nun auch Ritter Georg und seinen Gefährten bevorzustehen. Zwar

hielten sie sowohl als ihre Thiere einen längeren Marsch durch den brennenden Sand aus als man glauben sollte, daß es dem Menschen und Gethiere — ohne einen Bissen Nahrung oder einen Trunk Wasser möglich sei. Auch hatten sie durch ihre fast unglaubliche Ausdauer bereits das Ende der Wüste erreicht. Schon sahen sie einen Berg mit grünbelaubten Bäumen vor sich, und zwar so nahe, daß sie sich überzeugen konnten, es sei kein Nebelgebilde.

Allein ihr hülfloser Zustand hatte seinen Höhepunkt erreicht. Gänzlich ermattet, sanken sie fast zu gleicher Zeit an allen Gliedern zitternd wie bewußtlos nieder.

Dasselbe war auch bei ihren Pferden der Fall. Nur die Kameele hielten sich noch.

Die Unglücklichen glichen einem Schiffbrüchigen, der sich an einem Gebälke festhält, das dem Lande zutreibt und den kaum noch einige Schrittslängen vom Ufer entfernt plötzlich die Kräfte, es fürderhin zu halten, verlassen und der so nahe seiner Rettung untersinkt.

Ritter Georg fühlte nicht weniger als seine Knappen das Feuer, das seine Eingeweide durchglühte und den Schmerz in seinem siedenden Gehirne. Auch ihn befiel wie jeden Andern eine gänzliche Entkräftung. Doch als er so um sich schaute und seine geliebten Getreuen so daliegen sah, schon wie es schien, gestorben oder dem Tode nahe: da ergriff es ihn mit einer unerklärlichen Gewalt.

Er raffte sich empor. „Sollte uns Gott weniger lieben als jene Israeliten, denen Er in der Wüste Wasser gab und ihnen ein Retter ward? Nein, nein! das kann ich nicht glauben.“

Und er fiel auf die Kniee nieder, breitete seine Arme aus und rief:

„Vater im Himmel, ewiger, allmächtiger Gott, höre mich! Erbarme, erbarme Dich über uns und rette Die, so zu Deiner Ehre ausgezogen sind gegen

die Feinde deines heiligen Namens. Laß uns nicht eines so elenden Todes sterben. Himmlischer Vater, erbarme, erbarme Dich!

O Maria! Du Helferin der Christen, steh' uns bei in unsrer Noth, wahr' uns vor diesem Tod! Hab' ich doch von meinem irdischen Vater gehört, er habe es aus dem Munde Deines getreuen Dieners, des heiligen Gottesmannes Bernhard selbst vernommen: „Es sei noch nie erhört worden, daß Jemand, der zu Dir seine Zuflucht nahm, Deinen Beistand anrief, um Deine Fürbitte flehte, von Dir je verlassen worden sei. O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria."

Die Kraft Georg's war erschöpft. Er sank zu Boden.

Doch, wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

Wer auf Gott vertraut, hat noch immer auf festen Grund gebaut.

Und Maria ist und bleibt die Hülfe der Christenheit.

Dies alte Trostwort unserer Väter hat sich auch hier bewährt.

Denn siehe da!

Eine graue Wolke zeigte sich am Himmel und breitete sich über die ganze Atmosphäre aus. Der Donner rollte, Blitze durchzuckten die Luft. Es fielen erst einzelne Regentropfen, bald aber ergoß sich der Regen in Strömen hernieder. Die beinahe Verschmachteten wurden nun ganz durchnäßt, aber auch eben dadurch so erfrischt, daß sie sich empor zu richten Kraft genug besaßen. Die so wunderbar Geretteten fingen das Wasser in ihren Helmen auf und tranken nach Herzenslust. Als sie ihren Durst gestillt hatten, fühlten sie sich an Geist und Körper so gekräftigt, daß sie diese so schnelle Stärkung, ebenso wie den erquickenden Regen der besonderen

Gnade Gottes zuschrieben und die innigsten Dankgebete schickten sie zum Vater im Himmel aus ihren mit Vertrauen und Glauben erfüllten Herzen empor.

Im Lobe der heiligen Jungfrau überboten sich Georg und seine Lieben.

Maria.

Maria, uns're Wonne,
O Himmelskönigin
Maria, Gnadensonne,
Blick' huldvoll auf uns hin:
Mit Deinem Licht, dem reinen,
Maria, o Maria!
Laß unser Herz durchscheinen.

Du Palme, sonnenklare,
Du Myrrhe zart und mild,
Du Rose, wunderbare,
Auf Jericho's Gefild:
O laß' den Duft, den süßen,
Maria, o Maria!
In uns're Herzen fließen.

O Blüthe Du von Jesse,
O Garten wohl verwahrt,
Du Sion's Bergcypresse,
Du Ceder edler Art.
Schenk' Labung uns und Schatten,
Maria, o Maria!
Wann durstig wir ermatten.

O Mutter reich an Leiden,
Wie zagte Dir das Herz,
Als Du den Sohn sah'st scheiden
Am Kreuz in bitt'rem Schmerz:
Von Sünden uns zu heilen
Maria, o Maria!
Laß deinen Schmerz uns theilen.

O Mutter freudenreiche,
Wie selig ist Dein Lohn,
Die Du im Himmelreiche
Zur Seite thronst dem Sohn:
Laß Deine Wonn' uns theilen,
Maria, o Maria!
Und ewig bei Dir weilen,
Hab Dank für Quell und Schatten
Da durstig wir ermatten,
Maria, o Maria!

Die Karawane machte sich nun auf, der einladenden Aue, deren lachendes Grün unsern Reisenden so freundlich entgegen sah, näher zu kommen.

Wie sie aber ihren Marsch beginnen wollten, vermißten sie die Kameele. Sie waren verschwunden. Das war für die guten Leute, wie sich leicht denken läßt, ein sehr unangenehmes Ereigniß. Die Armen waren nun ohne allen Mundvorrath, ohne Futter für die Perde, ohne Zelte. Noch vieler anderer Gegenstände, die ihnen unentbehrlich waren, mit denen sie die Dromedare beladen hatten, waren sie nunmehr beraubt.

Doch sollten die Besorgnisse der hiedurch und gewiß mit Grund Beängstigten nicht von langer Dauer sein.

Das Erste, was unsere Kreuzfahrer, als sie dem Lande ihrer Hoffnung sich näherten, erblickten, war ein wunderschöner Wasserfall.

Von einem Felsen aus beträchtlicher Höhe stürzte brausend und schäumend das Wasser herab und wälzte sich dem Fuße des Berges zu, wo es einen kleinen See bildete und bei diesem standen ihre Kameele.

Diese Thiere haben das Eigene, daß sie schon von weiter Ferne das Wasser riechen. Das war nun auch die Ursache, warum die Kameele ihre Reisegesellschaft verließen und wahrscheinlich noch vorher, ehe diese mit dem errettenden Regen beglückt

wurde, dem See zugeeilt waren, um ihren Durst zu stillen.

Thränen freudiger Rührung drangen aus den Augen der nun wieder glücklichen Wanderer, als sie sich von der belebten Natur neuerdings umgeben sahen.

Eine große Fläche unten am Berge war mit Brombeerstauden und Himbeersträuchern bedeckt und mit Beeren überladen. Zwischen diesen ragten Dattelbäume hervor, deren Früchte fast überreif, zum Genusse einluden. Allein Ritter Georg warnte seine Gefährten vor der Verspeisung sowohl der Beeren als der Datteln und rieth ihnen zuerst eine kräftige Reissuppe zu kochen und damit den schwachen Magen zu stärken; was sie auch sogleich in's Werk setzten. Das einfache Mahl war bald bereitet und durch das feine Oel wie durch die kostbaren Gewürze schmackhaft gemacht, bekam es den Halbverhungerten ganz gut. Nachdem gespeist war, hielten sie eine kurze Rast und fühlten sich nach derselben stark genug, die Zelte aufzuschlagen. Die syrische Sonne trocknete schnell und so konnten sie trotz des vorhergegangenen heftigen Regens das in Menge vorhandene Farrenkraut bestens zu ihrem Lager benützen.

Eben als die Wanderer sich anschickten, sich zur Ruhe zu begeben, sagte ihr Führer „reicht mir einen Wurfspieß und ich liefere Euch einen Rehbraten.“ Dabei zeigte er nach dem See, wo eine ganze Heerde Rehe sich tränkte.

Der Wurfspieß war sogleich bei der Hand, zischte durch die Luft und ein feister Bock lag durchbohrt auf der Erde.

Ein lautes Halloh belobte den kunstgeübten Jäger.

Das Ausweiden des Wildes und das Aufstellen des Bratenwenders war das Werk von wenigen Minuten; denn alle Hände der nach Rehbraten Lüsternen waren hiebei thätig.

Utto, der die Nachtwache hatte, sollte während derselben auch die Stelle eines Koches versehen —

ein Dienst, dem sich dieser gerne unterzog. Der Kopf, der Hals und die Gebeine des Bockes sowie die Eingeweide kamen in Töpfe, um davon eine kräftige Suppe, die Lieblingsspeise der Schwaben — soll aber auch von Leuten, die keine Schwaben sind, nicht verschmäht werden — zu bereiten.

Die ganze Karawane lag bald in tiefem Schlafe und der wachthabende Bratenwender Utto kam seiner Dienstpflicht auf das Treulichste nach. Er hatte eigentlich dabei Nichts zu thun, als das Feuer zu unterhalten; denn die Bratmaschine war so eingerichtet, daß sich die Spieße mit dem daran gesteckten Fleische von selbst drehten. Allein der diensteifrige Utto wollte sich durchaus Nichts zu Schulden kommen lassen, und so verkostete er sehr fleißig von allen Theilen des Bratens, bis er endlich fand, daß derselbe gar sei. Er schnitt sich aber, um sich hievon recht zu überzeugen, noch ein bedeutendes Stück ab, schürte die Kohlen zusammen, that noch etwas Holz darauf, und da es ohnehin anfing zu tagen, so legte auch er sich auf das Lager.

Zehntes Kapitel.

Erwartend blickten wir hinüber
In ferne Zukunft, ob sie trüber,
Vor uns sich hebt!
Ob sie in strahlendem Gewande
Hell von des Aethers Silberrande
Herniederschwebt.

Doch sieh! da glänzt aus lichten Höhen
Die Zukunft schön hervor; wir gehen
Mit heiterm Sinn,
Geleitet von des Himmels Milde
Durch hoffnungsreichere Gefilde
Der Zukunft hin.

Baptist Mendler
(zur Feier der Installation des Bürgermeisters Dr. Eugen Schneider in Bamberg).

Es war die Sonne schon längst aufgegangen, als die Eßlustigen ihren wohlschmeckenden und nahrhaften Morgenimbiß verzehrten. Alle waren voll des Lobes über die Mürbe und vortreffliche Schmackhaftigkeit des Fleisches und betheuerten nie einen besser zubereiteten Rehebraten genossen zu haben.

Utto vernahm die Anerkennung seiner Verdienste um die nächtliche Kocherei mit Schmunzeln.

Der Himmel schien die guten Immenauer für ihre in der Wüste erlittenen Entbehrungen reichlich entschädigen zu wollen.

Für den heutigen Abend erwartete dieselben wieder ein köstlicher Schmaus.

Ein ganzer Schwarm Sumpfvögel bedeckte den Weiher. Unsere Reisenden schlichen sich mit ihren Picken an den Damm des Weihers hin und erschlugen viele von diesen, ihnen noch nie zu Gesicht gekommenen Vögeln.

Ihr Gefieder war grau, ihr Flug schwerfällig, Füße und Schnäbel waren schwarz, sonst glichen

dieselben unseren zahmen Enten, deren Größe sie auch hatten.

Die Reisegesellschaft theilte sich.

Einige machten sich sogleich über das Geflügel, um dasselbe abzurupfen, andere begaben sich zu den Brombeeren und Himbeeren, die in übergroßer Menge ja vorhanden waren. Sie pflückten dieselben ab, preßten sie aus und erzielten, indem sie den Saft mit Wasser verdünnten, auf diese Weise ein wohlschmeckendes Getränke.

Ritter Georg mit seinem Schildknappen Meinhard aber bestieg den Berg. Die Höhe desselben fanden sie nicht so beträchtlich als es den Anschein hatte. In weniger als einer Stunde bef nden sich Ritter und Knappe auf der Spitze des Berges, von wo aus man die ganze Gegend übersehen konnte. Welch' ein Anblick bot sich ihren Augen dar!

Ein herrliches Thal lag am Fuße des Berges in einer freundlichen Ebene, die ein spiegelheller Fluß von ansehnlicher Breite durchfloß. Dem Ufer entlang prangten lachende Wiesen, deren liebliches Grün mit tausenderlei Blumen üppig geschmückt, das Auge entzückten. Dieses einem großen Garten ähnliche Thal hatte eine ziemliche Breite und war von allen Seiten mit einer Mauer von himmelhohen Felsen, die sich von Süden gegen Westen zogen, umgeben, und je weiter der Blick dieselben verfolgte, um so gigantischer schienen sie zu werden. Mit Staunen sah man die sonderbarsten Gebilde, die auch eine weniger fruchtbare Einbildungskraft leicht für majestätische Thürme, große Paläste und stattliche Gebäude halten konnte. Dieses paradiesische Thal umgab, wo es an die Felsenwand grenzte, ein Rahmen von einem Kranze von Blumen der manchfaltigsten Arten, welche die wunderschönsten Schattirungen bildeten. Diese himmelanstrebenden Felsenberge, die reizenden Gefilde des feenhaften Thales, der spiegelklare, sanft dahin fließende Fluß wirkten

so gewaltig auf das Gemüth unsers edlen Georg's, daß er ausrief: „Meinhard! hier ist der Garten Gottes, hier ist das Paradies."

Auffallend war es, daß man keine Wohnungen von Menschen erblickte. Daß übrigens das Thal bewohnt war, ging daraus hervor, daß der ganze Abhang des Berges mit Weinreben bewachsen war, die zwar wenig Cultur verriethen, aber doch von einiger Pflege dadurch zeugten, weil an denselben Pfähle eingeschlagen waren, an denen die traubenreichen Reben emporrankten.

„Laß uns," mahnte der Ritter seinen Begleiter, „jene felsige Anhöhe ersteigen. Ich vermuthe, daß wir von dort oben aus noch weitere Entdeckungen in dieser herrlichen Gegend machen können. Denn ich zweifle nicht, daß wir zu wohnhaften Menschen kommen werden. Nur Das ist eine andere Frage, ob wir eine freundliche oder eine feindliche Aufnahme bei ihnen finden mögen. Doch, fuhr er fort, „wir haben Geld und gute Lanzen und damit und mit einigem Muthe läßt sich schon Etwas ausrichten."

Sie schickten sich nun an, die Felsenkuppe zu besteigen.

Georg's Vermuthung bestätigte sich.

Von der Spitze des Gesteins aus wurden die beiden Kundschafter von einer Ansicht überrascht, die wohl Menschen, die zwischen Furcht und Hoffnung lebten, noch niemals auf eine erfreulichere Art zu Theil wurde und die allem Anscheine nach Lanzen, Muth und Geld entbehrlich machten.

Eine Reihe stattlicher Gebäude zeigte sich ihrem Blicke und, o welche Freude! für Ritter Georg und Meinhard, in deren Mitte stand eine Kirche, groß und herrlich mit einem Thurme, welchen das Zeichen der Menschenerlösung in goldenem Schmucke zierte. Also eine christliche Stadt, und in dieser entlegenen Gegend! Wer hätte Dies erwarten sollen?

Mit freudestrahlendem Gesichte und dankerfülltem Herzen eilten die beiden Glücklichen den Felsen herab und zu ihren Gefährten, ihnen die frohe Kunde von ihrer Entdeckung bringend.

Am andern Tage ritten Ritter Georg und sein Fähnlein in voller Rüstung in der unbekannten Stadt ein.

Die Erscheinung dieser in Eisen gekleideter Reiter setzte die Bewohner in das größte Erstaunen, welches nicht ohne eine Beimischung von Furcht und Besorgniß war.

Die Kreuzfahrer nahmen ihren Weg nach der Kirche zu. Auf dem vor derselben befindlichen großen Platze hielten sie umgeben von den schüchternen Einwohnern an. Aus einem ansehnlichen Gebäude nach italienischem Geschmacke trat ein schon bejahrter, aber noch ganz rüstiger Priester, von noch zwei jüngeren begleitet, heraus. Seine Kleidung war wie die unserer Pilger, jedoch nicht schwarz, sondern von weißem, feinem Tuche, auf der Brust trug er an einem rothen Bande ein silbernes Kreuz.

Als der Geistliche sich dem Ritter näherte, stieg Letzterer vom Pferde — was sogleich auch alle die Seinigen thaten — und verbeugte sich tief. Wie aber der Priester das Zeichen des Kreuzes über ihn machte, ließ er sich auf ein Knie nieder. Dasselbe thaten auch seine Gefährten.

Auf die Eingebornen machte Dieses einen sehr guten Eindruck, indem sie daraus entnahmen, daß die Krieger gute Christen seien und man von denselben fortan Nichts zu fürchten habe.

Und darin hatten die braven Leute vollständig recht. Von guten Christen hat sicher Niemand Etwas zu fürchten.

Ja im Gegentheil! —

Der ehrwürdige Diener Gottes redete den Ritter in lateinischer Sprache an. Allein obgleich Georg nicht so ganz ein Fremdling in dieser Sprache

war, so kam es ihm doch hart an, sich verständlich zu machen.

Indessen sollte auch in dieser Beziehung Hülfe werden.

Ein junger Mann drängte sich durch die Anwesenden zu den Kreuzfahrern und fragte, ob denn Keiner unter den hohen Herren sei, welcher Deutsch verstände. Der Mann war vor Freude außer sich, als er hörte, daß sie sammt und sonders Deutsche seien.

Dieser Mensch war aus der Gegend von Ulm gebürtig. Wir werden auf seine Geschichte zurückkommen und bemerken für jetzt nur, daß er als Dolmetscher sowohl unsern irrenden Rittern wie den Bewohnern von Sanct Joseph, so hieß der Ort, wesentliche Dienste leistete.

Die Versammlung wurde von ihrem Pfarrherrn nun in Kenntniß gesetzt, daß die Krieger von dem abendländischen Kreuzheere seien, welches sich zur Aufgabe gemacht habe, die heiligen Lande den Türken zu entreißen und wieder unter christliche Herrschaft zu bringen.

Ueber diese Nachricht waren Alle hocherfreut und um den Kämpfern für die heilige Sache des Kreuzes ihr Wohlwollen zu bezeigen, baten sie dieselben mit in ihre Häuser zu kommen und Wohnung bei ihnen zu nehmen.

Eine gleiche Einladung machte auch der Pfarrer an den Ritter. Dieser aber lehnte ab, indem er äußerte, da ihr Aufenthalt ja nur von kurzer Dauer sein könnte, so wollten er und seine Leute sich nicht verwöhnen, sondern unter ihren Zelten bleiben. Sie hätten sich auch schon einen Lagerplatz ausersehen. Derselbe sei am Ufer des Flusses außerhalb des Ortes hinter dem Olivenwalde, wo, wie man vom Berge aus schaute, eine Fläche von Flußsand sei, und somit ihren Wiesengründen weniger Schaden erwüchse.

„Was die Wiesengründe betrifft, so sind wir so reich daran, daß wir Euch wohl die ganze Strecke überlassen könnten, ohne es auch nur zu merken. Doch Euer Wille wird uns, so lange Ihr uns die Freude macht bei uns zu verweilen, immer Befehl sein“, ließ sich der würdige Geistliche vernehmen, und bat in dem höflichsten und herzlichsten Tone den Ritter, daß er doch für jetzt wenigstens sein Haus mit seiner Gegenwart beehren und einige Erfrischung annehmen wolle.

Der Ritter willfahrte hierin dem Ortspfarrer und seine Leute ritten nach dem ausersehenen Lagerplatze und schlugen ihr Gezelte auf, wobei ihnen die Eingebornen auf alle mögliche Weise ihre Dienste erzeigten; besonders entwickelte die männliche Jugend von Sanct Joseph die größte Thätigkeit. Die gutmüthigen, frommen Leute zeichneten sich durch einen unvergleichlichen Wetteifer aus, um für alle Bedürfnisse ihrer lieben Gäste zu sorgen. Vorzüglich mundete unseren Immenauern das lang entbehrte schöne Brod und der herrliche Wein, den man ihnen in nicht geringem Maße brachte. Sie wurden dadurch in eine so heitere Stimmung versetzt, daß sie im Uebermaße fröhlicher Laune ihr Schwabenlied, wie sie es nannten, sangen.

An die Schwaben.

Manches Lied ist schon gesungen,
Manches Glas ist schon geleert,
Und gelöst sind Herz und Zungen,
Eines hab' ich nicht gehört.
Noch ein Trinkspruch, Freunde, soll
Klingen laut und jubelvoll:
Einen Festgruß sollen haben,
Unsere Brüder dort in Schwaben.

Dort, wo sich die Tauber windet
Durch das rebengrüne Thal,
Wo ein Männervolk sich findet
Treu wie Gold und fest wie Stahl:
Dort von Staufens Höhe stieg
Deutscher Ruhm und deutscher Sieg.
Denen, die uns Helden gaben,
Hoch den Männern dort in Schwaben!

Und im reinsten Schmuck der Sitte,
Lebensfrisch, das Auge blau,
Treulich in des Hauses Mitte,
Waltet dort die deutsche Frau.
Segen bringt es, was sie thut;
Was sie lenkt, das wandelt gut.
Die uns deutsche Sänger gaben,
Hoch die Frauen dort in Schwaben!

Frühlingssegen, reicher, lichter,
Ueber dich, du Schwabenland,
Wo der Helden und der Dichter,
Treugepflegte Wege stand!
Frisch und fröhlich sollst du sein!
Du bist unser, wir sind dein.
Bleibe stets das ruhmesreiche
Land der klugen Schwabenstreiche.

Damit unsere geehrten Leser die kommenden Begebenheiten unserer Freunde sich recht klar machen können, so wollen wir ihnen das Zwiegespräch des ehrwürdigen Pfarrers und des edlen Rittermannes mittheilen.

Das Innere des Pfarrhauses, wohin Georg dem Geistlichen folgte, bestand aus mehreren Gemächern. In eines derselben führte der Priester seinen Gast. Alles in demselben war sehr einfach aber nach europäischer Art eingerichtet. Das heißt, es befanden sich daselbst Stühle und ein Tisch war in der Mitte aufgepflanzt. Die Erfrischung bestand aus Brod, Wein, Honig und Butter.

„Ich kann Gott nicht genug danken,“ begann Georg die Unterredung, „daß Er mich und meine

Kampfgenossen in dieses glückliche gesegnete Thal zu so guten und frommen Menschen führte, wo gewiß meiner Bitte entsprochen werden wird."

„Verlangt, was Ihr nur immer wollt. Wenn es in unseren Kräften steht, so dürft Ihr versichert sein, daß Ihr es erhalten werdet. Zweifelt nicht daran, daß, wenn Ihr uns Gelegenheit gebet, Euch gefällig zu sein, Ihr uns ein wahres Vergnügen machen werdet."

„Was ich brauche, ist eigentlich wenig; aber für mich von der größten Wichtigkeit. Ich benöthige nämlich einiger Männer, die des Weges kundig sind, der nach Armenien führt, wo ich dann hoffe, mit meinen Leuten wieder auf unser Heer zu stoßen."

„Es thut mir herzlich leid, Herr Ritter! Euch sagen zu müssen, daß Euerem Wunsche ein nicht zu beseitigendes Hinderniß entgegensteht. Ich meine unsere Felsen, von denen wir ringsum eingemauert sind. Keine Straße, kein gangbarer Weg, mit alleiniger Ausnahme eines einzigen Pfades, der aber nur zu Fuß passirt werden kann, geht durch die riesige Wand."

„Auf diese Weise müssen wir also Verzicht leisten, an der ehrenvollen und heiligen Unternehmung, — ich spreche von der Eroberung der heiligen Stadt, — theilzunehmen, und wären demnach dem Ziele unserer sehnlichsten Wünsche entrückt. Ach, ehrwürdiger Vater! eine schmerzlichere Nachricht hätte mir nicht hinterbracht werden können."

„Herr Ritter! was Gott thut, Das ist wohlgethan. Und Ihr habt mehr als einen Grund, Euch zu beruhigen. Denn erstens ist es sehr ungewiß, ob das christliche Heer auch bis nach Jerusalem vorzudringen vermag, da die Kriegsmacht des Sultans sehr groß ist. Gott wirkt nicht immer Wunder. Und dann ist Euch von hier aus Gelegenheit geboten, nach der heiligen Stadt wallfahrten zu können."

Da Georg sich noch nicht zufrieden gab, fuhr der Geistliche mit gehobener Stimme fort:

„Die ernsteste und wichtigste Aufgabe wäre wohl für den Menschen, sich selbst kennen zu lernen. Allein diese an sich allerdings schwere Aufgabe, wird von den Wenigsten auch nur beachtet.

Sagt selbst, mein sehr edler Ritter! wenn Ihr so recht Euer Inneres durchforscht, ob Ihr nicht finden werdet, daß an Eurem Antheil, den Ihr an der großen Sache des heiligen Zuges nahmt, nicht eben so viel und vielleicht noch mehr irdischer Ruhm und weltliche Ehre Anspruch zu machen hat, als die Ehre des heiligen Kreuzes an und für sich selbst.

Es macht Euch den größten Kummer, nicht mit Rüstung und Waffen in das heilige Land gelangen zu können.

Allein ich bitte Euch zu bedenken, entweder haben die Kreuzritter die heilige Stadt erobert, oder sie wurden geschlagen.

Im ersteren Falle könnt Ihr Euch nur freuen, wenn Ihr auch nicht mit dabei sein konntet, und im zweiten Falle werdet Ihr zugestehen, daß Ihr trotz Eurer Tapferkeit, die ich gar nicht in Zweifel ziehe, es doch nicht hättet verhindern können.

Ich bin fest des Glaubens, daß der Gott des Friedens Eure Andacht, wenn Ihr zu den heiligen Stätten wallet im schlichten Pilgergewande, ebenso gnädig annehmen wird, als wenn Ihr in Wehr und Waffen dorthin gekommen sein würdet."

Und schließlich bedeutete der Priester dem Georg:

„Im Uebrigen seid Ihr in den besten Stand gesetzt, von hier in Eure Heimath ungefährdet zurück zu gelangen. Unser Fluß nämlich mündet in das Weltmeer bei der Sonnenstadt aus, wo in dem dortigen Seehafen immer zur günstigen Jahreszeit italienische Fahrzeuge vor Anker liegen. Jedenfalls aber werdet Ihr Euch bequemen müssen, eine Zeit lang bei uns zu verweilen, da die Regenzeit ehestens

eintritt, wo in dieser Gegend Niemand zu reisen in der Lage ist. Es treten nämlich die Flüsse aus, die Gebirgswasser schwellen zu Strömen an und setzen die Gründe, Straßen und Thäler unter Wasser."

So unangenehm diese Mittheilungen unsern Georg berührten, so sah er doch ein, daß dieselben vernünftig, wahr und gut gemeint seien und ergab sich in das Unvermeidliche mit Geduld. Und das konnte er ja um so mehr, da das Gehörte doch auch des Tröstlichen Vieles enthielt.

Die Nachricht von einem längeren Verbleiben in Sankt Josephs Stadt freute Georg's Gefährten eben so sehr, als ihm dasselbe ungelegen gekommen war. Zu ihrer Ehre aber müssen wir bekennen, daß ihre Freude nicht allein darin beruhte, daß man sie mit Allem reichlich versah, sondern weil ihnen nunmehr so schöne Gelegenheit geboten wurde, einem regelmäßigen kirchlichen Gottesdienst, den sie bislang so sehr vermißten, beizuwohnen, welche Gelegenheit die frommen Immenauer auch täglich zur großen Erbauung der Bewohner von Sankt Joseph auf's Gewissenhafteste benützten.

Das größte Vergnügen über den längeren Aufenthalt der Kreuzfahrer hatte, wie sich leicht denken läßt, der Deutsche, welcher sich, wie wir schon wissen, hier befand und der den Dollmetscher bisher machte.

Wir haben versprochen, daß wir auf seine Geschichte zurückkommen würden.

Mag er dieselbe nun selbst erzählen.

„Ich heiße Walter Fixlein," so hob er an, „und bin bei Ulm gebürtig. Da ich meine Eltern frühzeitig verlor, ich kannte weder Vater noch Mutter, so nahm mich meines Vaters Bruder, ein Bürger von Ulm und seines Zeichens ein Schneider zu sich. Mein Vetter war ein recht lieber, guter Mann, der mich wirklich lieb hatte. Allein er hatte die Schwach-

heit, sich ganz von seiner Frau beherrschen zu lassen. Und die war gerade das Gegentheil von ihrem Manne. Mich konnte sie, obgleich ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, durchaus nicht leiden und that mir soviel Böses als sie nur immer konnte. So gingen meine Kinderjahre traurig und freudenlos vorüber. Wie ich älter wurde, lehrte mich mein Vetter das Schneiderhandwerk. So wie meine Lehrjahre vorüber waren, kamen die Wanderjahre. Ich ging in die Fremde zu großem Leidwesen meines guten Vetters und zu großer Freude meiner Base.

Nachdem ich mich in verschiedenen Gegenden unseres großen lieben Vaterlandes herumgetrieben hatte, kam ich nach Steiermark, wo ich in einer kleinen Stadt, mit Namen Rottenmann drei Jahre arbeitete. Ich ward hier so beliebt, daß ich mit dem Bürgerrechte ausgezeichnet wurde. Es gibt keine besseren Menschen als die redlichen Steiermärker. Ach, warum blieb ich nicht dort, wie viel Leid und Elend hätte ich mir erspart! Allein mein unruhiger Geist ließ mir keine Ruhe. Nach Italien stand mein Sinn und ich reiste demnach fort nach Triest.

Als ich dortselbst eines Tages im Hafen lustwandelte und mich an dem Meere und den Schiffen ergötzte, lud mich ein griechischer Matrose ein, mit ihm in seinem Kahne nach dem Schiffe zu fahren. Längst war ich begierig, das Innere eines Schiffes zu schauen und so nahm ich seine Einladung gerne und mit Freuden an. Aber Dies sollte mir schlecht bekommen. Auf dem Schiffe war ich nun, konnte Alles recht genau sehen, mußte aber auch auf demselben bleiben. Alles Bitten und Flehen, mich wieder an das Land zu bringen, war umsonst. Ich wurde dem Schiffskoch als Gehülfe zugesellt. Ein ganzes Jahr hielt man mich auf dem Schiffe gefangen. Der Matrose, welcher mich dahin verlockte, war ein Landsmann, ein Deutscher, aber ein unguter, mürrischer Mensch, dessen böses Gewissen aus seinem

ganzen Gesichte sprach. Auf meine Vorwürfe, daß er mich unglücklich gemacht habe, gab er mir die herzlose Antwort: „Muß ich auch hier sein; bei der deutschen Hansa hatte ich es auch besser.“ Endlich bekam ich den Scorbut und zwar so stark, daß sich jedes Mittel gegen die Fäule wirkungslos erwies.

Da setzten mich die Unmenschen hülflos an's Land. Doch hatten sie noch soviel menschliches Gefühl, daß sie mir etwas Geld und einen alten Mantel gaben. Die Landluft that mir sehr wohl, und zu meinem Glücke und zur großen Freude fand ich in der Nähe, wo man mich ausgesetzt hatte, eine Quelle des frischesten Wassers, wofür ich dem lieben Gott aus dem innersten Grunde meines Herzens dankte. Es war lange her, seitdem ich keinen frischen Trunk Wasser mehr genossen hatte. Ich konnte mich gar nicht satt trinken und ach! wie erquickte mich dieser Labetrunk! Ich fühlte mich ganz wohl, wickelte mich in meinen Mantel und schlief ein.

Als ich erwachte, stand ein alter Mann bei mir und that mehrere Fragen an mich, die ich aber nur mit Zeichen beantworten konnte. Er schien mich aber zu verstehen, nahm mich mit sich in seine Hütte und pflegte mich so gut, daß ich bald genas.

Was sollte ich nun aber bei dem alten Manne machen, der in seinem Einsiedlerleben Nichts hatte als einige Ziegen und wenige Bienenstöcke?

Aber Gott half mir auch hier. Meines Vetters Lieblingsspruch ist doch wahr: „Daß Gott dich nimmermehr verläßt, das sei dein Glaube felsenfest.“

Es kamen italienische Handelsleute.

In Triest hatte ich soviel von ihrer Sprache gelernt, um ihnen meine Lage begreiflich zu machen.

Die Kaufleute lobten meinen Wohlthäter wegen des guten Werkes, das er an mir gethan, sehr. Sie beschenkten ihn auch mit einem Messer und etlichen Gefäßen zur Aufbewahrung des Honigs, was

dem guten Alten zu vieler Freude gereichte. Mich aber nahmen sie mit sich. Ich konnte mich der Thränen bei dem Abschiede von meinem lieben Alten nicht enthalten, legte das Geld, was ich besaß, ohne ihm ein Wort davon zu sagen, auf einen Schemel in seiner Hütte, auch meinen Mantel ließ ich ihm zurück.

Mit den Handelsleuten kam ich hieher, wo ich eine gastfreundliche Aufnahme und hinreichend Arbeit fand. Als meine neuen Wohlthäter ihre Einkäufe besorgt, und wie es schien, mit ihren Geschäften sehr zufrieden abreisten, gaben sie mir noch viele Ermahnungen, daß ich ja einen guten und frommen Christen machen sollte; und wenn es mir dahier nicht gefiele, so würden sie mich, wann sie nächstes Jahr wiederkämen, mit sich in die Heimath nehmen.

‚Möge euch Gott vergelten und euch tausendfach für das segnen, was ihr an mir armen, hülflosen Menschen gethan', wünschte ich zum Abschiede.

Die Kaufleute kamen richtig wieder hieher. Ich aber blieb hier und zwar schon an die acht Jahre."

Die Anzeigen der herannahenden Regenzeit thaten sich nun kund.

Die Luft wurde kühl. Die Sonne von trüben Wolken bedeckt, war wenig sichtbar. Sturmwinde erhoben sich und die ganze Natur schien nicht mehr so freundlich wie bisher zu sein.

In der Stadt Sanct Joseph herrschte indeß die größte Thätigkeit. Die Schafheerden wurden auf den Anhöhen und in den Gebäuden untergebracht. Die Bedachungen an den Bienengestellen ausgebessert und an den Wohngebäuden alles Nöthige für den Schutz vor dem anhaltenden Regen vorgenommen.

Auch unsere Kreuzfahrer brachen ihr Lager ab und nahmen die Einladung von den Einwohnern zu St. Joseph, als liebe Gäste in ihre Häuser zu ziehen, mit Bereitwilligkeit an.

Ritter Georg zog mit seinem Schildknappen Meinhard zu dem Pfarrherrn, der Alles aufbot, um seinen Gästen den Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen. Derselbe hatte die Gabe, ein guter Gesellschafter zu sein und war außerdem nicht nur sehr bewandert in der heiligen Schrift, sondern auch in der Profan-Geschichte, so daß ihm niemals der Stoff zur heiteren, sowie zur belehrenden Unterhaltung fehlte. Seine beiden Zöglinge konnte man mit Recht liebenswürdig nennen und sie waren nicht nur in ihren Studien, sondern auch in Musik und Gesang sehr gut unterrichtet. Was allerdings dazu beitragen mußte, um die Langeweile zu verscheuchen.

Die Frage des Ritters um Auskunft über die Gründung der Stadt, beantwortete der Pfarrherr folgendermaßen.

„Als unter dem Chalifen Omar um das Jahr nach unseres Herrn Geburt 640 die fanatischen Moslimin in Aegypten eindrangen und Alles, was sich nicht zur Lehre Muhamed's bekannte, niedergemacht wurde, sammelte ein frommer und glaubenseifriger Bischof treue Anhänger des Herrn um sich, die lieber Heimath, Hab und Gut, als ihren bewährten Glauben verlassen wollten.

Dieser apostolische Mann stand indessen nicht allein. Noch mehrere Bischöfe und Priester der kurz zuvor so blühenden afrikanischen Kirche thaten dasselbe. Diese Seelenhirten traten zusammen, und wie einst die beiden Patriarchen Abraham und Loth, als unter ihren Hirten Streitigkeiten entstanden, zu einander sagten, willst du rechts, so ziehe ich links und willst du links, so ziehe ich rechts: so redeten auch diese standhaften Männer zu einander.

Und da zog denn ein Theil dieser Auswanderer um ihres heiligen Glaubens willen in die Gebirge Syriens, wo ihre Nachkömmlinge noch bis auf den

heutigen Tag auf dem Libanon in unwandelbarer Treue festhalten an ihrer Religion und den heiligen Gebräuchen der katholischen Kirche.

Ein anderer Theil dieser frommen Christen aber zog hin in weite Ferne und kam in diese Gegend, gründete unsere Stadt und lebte unter dem Schutze Gottes ein friedliches und vergnügtes Leben. Es sind nun, daß dieß geschah, fast sechshundert Jahre und noch niemals fiel eine Störung, weder in religiöser noch in politischer Beziehung vor. Wir leben von der übrigen Welt beinahe ganz abgeschieden. Und wir haben auch keine Ursache, uns mit derselben bekannter zu machen. Die italienischen Handelsleute, mit denen wir verkehren, hüten sich wohl, Etwas von einer reichen, wenn auch nicht großen St. Josephs Stadt vermerken zu lassen. Denn die Italiener sind ein schlaues Volk und kennen den Vortheil, der ihnen aus dem alleinigen Handel erwächst, nur zu gut. Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, fuhr der würdige Geistliche weiter fort, so habe ich, wenn auch nicht die Würde eines Bischofes, aber doch die Erlaubniß, alle Handlungen desselben vornehmen zu dürfen und erhalte entweder über Venedig oder Genua alljährlich die Verordnungen des heiligen Stuhles zu Rom."

Die Bewohner von St. Joseph hatten während der Regenzeit nichts weniger als Langeweile. Sie ließen von ihren Ochsen den Weizen und Reiß austreten, besserten ihr Hausgeräthe aus und reinigten Honig und Wachs. Die weibliche Bevölkerung war vollauf beschäftigt, Flachs und Wolle zu bereiten, und zu spinnen und zu weben.

Den Kreuzfahrern fehlte es auch nicht an Unterhaltung. Allabendlich versammelten sie sich in der sehr geräumigen Wohnung bei dem Schneider, wo W a l t e r arbeitete und unterhielten sich bei einem Krug Wein auf gut Deutsch von der lieben Heimath. Selten fehlten der Ritter und sein Schildknappe bei

diesen Zusammkünften, wo dann auch die schon verabredete Reise nach den heiligen Orten weiter besprochen wurde. Walter, der schon früher die Reise dorthin gemacht hatte, bot sich als Wegweiser an und der Beschluß, nach Jerusalem zu wallfahren, stand fest und die Anstalten dazu wurden bestens getroffen.

Es gibt Menschen, die eine ganz besondere Anlage zur Erlernung von fremden Sprachen haben.

Zu diesen gehörte Georg. Er hatte es bald dahin gebracht, daß er einen förmlichen Discours in der syrischen Sprache führen konnte, was ihm in der Folge wohl einigen Nutzen brachte, sonst aber für eine reine Liebhaberei gelten mochte.

Die unvermuthete Anwesenheit des landsmännischen Schneiders Walter in der fernliegenden, unbekannten Gegend darf uns nicht überraschen, wenn wir auch nicht von ihm selbst hierüber Auskunft erhalten hätten.

Die Fremde zu sehen, liegt einmal in der Natur des Deutschen.

Er ist und bleibt eben „der deutsche Landsknecht" zu aller Zeit.

Er sucht anderer Herren Länder auf, weiht sich deren Dienst, unterzieht sich allen Mühsalen und Gefahren, labt sich an den Abenteuern, opfert seine Gesundheit, wagt das Leben und gibt dabei nie die Hoffnung auf, die väterliche Flur einmal wieder zu betreten.

Voller Anhänglichkeit an seinem Vaterlande, voller Liebe zum Geburtsorte treibt es ihn dennoch hinaus in die Ferne. Hier vergeht er schier vor Sehnsucht nach dem trauten Heimathlande, er leidet an Heimwehe. Der einzige Gedanke — und ist er noch soweit von demselben entfernt, hält ihn aufrecht: auf ein frohes Wiedersehen! Fort bleiben von Dem, was seinem Herzen am theuersten ist, will er um keinen Preis.

„Auf Matrosen, die Anker gelichtet,
singt der biedere Landsmann,
Die Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Liebchen, Ade;
Scheiden thut weh,
Morgen da geht's in die wogende See!"

Er fühlt den Schmerz der Trennung, aber es läßt ihm daheim keine Ruhe. Fort muß er — selbst über's Weltmeer.

Doch der Heimath vergißt er nicht.

Er singt weiter:

„Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!
Vom Ost die Segel schwellen, Fridolin!
Verschwunden ist der Strand
In die Ferne.
O wie gerne
Wär' ich doch im Heimathland, Fridolin!

Und doch hat ihn Niemand über die See geheißen.

Diesem Wanderdrange hat wohl der schwärmerische und liebenswürdige Justin Kerner, der ächte Schwabe, den vollendetsten Ausdruck gegeben in seinem bekannten Liede, welches hier wiederzugeben uns gestattet sein möge.

Es liest sich immer gern und singt sich so schön, und ist uns Allen aus dem Herzen gegriffen.

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein!
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus!

Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht steh'n,
Es treibt sie, durch Länder und Meere zu geh'n:
Die Woge nicht haftet am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne manch' heimathlich Lied,
So treibt es den Burschen durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel, bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren der Heimath hierher;
Da duften die Blumen vertraulich um ihn,
Sie treiben vom Lande die Lüfte dahin.

Die Vögel, sie kennen sein väterlich' Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.

Da darf es uns also nicht Wunder nehmen, wenn wir den deutschen Kleiderkünstler Walter schon vor alter Zeit im landfremden Gebirge treffen. Der Wandertrieb muß besonders im ehrsamen Schneidergewerke stark ausgeprägt sein. Denn heut zu Tage hat er noch nicht abgenommen. Im Gegentheil. —

Der berühmte Reisende, Friedrich Gerstäcker, der — versteht sich auch ein Deutscher, bereits die fünf Welttheile durchreist und durchforscht und durchjagt hat, ward einmal von einer Dame, die mit Mancher ihrer holden Mitschwestern eben auch etwas neugierig zu sein scheint, gefragt: Was wohl für ihn das Merkwürdigste gewesen, das ihm auf seinen unendlichen Reisen vorgekommen wäre?

Die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Frage läßt sich nicht verkennen.

Welche Schönheiten, welche Großheiten der Natur, die, wie Göthe sagt: „die Seele erweitern," auf dem Meere, auf dem Lande, auf den Gebirgen, in den Urwäldern müssen Gerstäcker in Bewunderung, ja in Erstaunen gesetzt und sich in seinem Geiste und Gedächtnisse für immer festgesetzt haben!

Von welchen Abenteuern wird dieser Mann erzählen können, zu Land und zur See, zumal auf den Jagden, die Kämpfen gleichen; da das Wild nicht aus Hasen, Füchsen oder Rehen bestand, sondern oft genug aus Elephanten, Löwen und Tigern.

Also welch' eine Fragestellung! Da liegt wahrlich ein reicher Stoff vor, aus dem die Auswahl schwer zu treffen ist.

Doch der Vielgereiste und Vielerfahrene besann sich nicht lange und gab zur Antwort:

„Ich halte Das für das merkwürdigste Begebniß und Begegniß auf all' meinen Reisen, daß auch in der weitesten Ferne, an Orten, wo ich dachte, es habe noch niemals ein Europäer seinen Fuß hingesetzt, ich jedesmal auf einen deutschen Schneidergesellen gestoßen bin."

V.

Das heilige Land.

Eilftes Kapitel.

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorettos Haus,
Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heilige Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig ist auch das Gebet der Frommen;
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

Schillers Braut von Messina.

Sowie die Regenzeit sich geendigt hatte und die Wege wieder gangbar waren, traten unsere Kreuzfahrer, Walter an der Spitze, die fromme Reise an. Sie hatten Pilgerkleidung angethan, welche die Frauen von Sanct Joseph für sie verfertigt hatten. Der beschwerliche und sehr gefährliche Weg über den Felsenberg wurde glücklich zurückgelegt und die Pilger kamen nach einem Marsche von drei Wochen, ohne ein besonderes Abenteuer zu bestehen, auf einer Anhöhe an, von wo aus sie die heilige Stadt in der Ferne liegen sahen.

Ein ihnen bisher unbekanntes Gefühl bemächtigte sich der Wallfahrer bei dem Anblicke jener Stadt, wo der Herr in seiner irdischen Hülle wandelte, wo er so viele Wunder götlicher Allmacht wirkte und so viele Thaten unermeßlicher Liebe verübte, und wo er das große Werk der Menschenerlösung vollbrachte.

Sie stürzten nieder, küßten die Erde und ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen. Worte hatten sie nicht, ihr Gebet war ein Verschmelzen ihrer Seele mit dem Himmel.

Mit dem heiligen Bernhard mochten sie im Geiste Jerusalem grüßen:

„Ich grüße dich, du heilige Stadt des Sohnes Gottes, die du ausersehen und geheiligt wurdest, die Quelle des Heiles zu sein. Ich grüße dich, Behausung des großen Königs, aus der die alten und neuen Wunder, welche die Welt erfreuen, hervorbrachen! Du Gebieterin der Nationen, Hauptstadt aller Reiche, Metropole aller Kirchen, Mutter der Apostel und Propheten, Weihe unseres Glaubens, Ruhm und Ehre der christlichen Völker! Ich grüße dich, du Land der Verheißung, das einst seinen Kindern Ueberfluß an Milch und Honig brachte, den folgenden Zeiten wahre Lebensnahrung und Mittel für die Unsterblichkeit schenkte. Ja, Stadt Gottes! Großes ist von dir gesagt worden."

Im Geiste mochten die Pilgrime einstimmen in die Jubelworte des Sängers vom befreiten Jerusalem:

Da sieh! Jerusalem auf Zions Hügel,
Da sieh! Jerusalem erkennt die Schaar;
Da sieh! im Jubelton hört man von Allen
Jerusalem! mit frohem Gruß erschallen.

Wie wenn ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meere sich vertraut,

In fremder Zon', umringt von Felsenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenschaut;
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Dann schallt sein Gruß mit hellem Jubellaut.
Ein Jeder zeigt's dem Anderen, und vergessen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den sie gemessen.

Doch nach der Freude, der sie sich ergeben,
Als sie zuerst das hohe Ziel erblickt,
Fühlt Jeder sein zerknirschtes Herz erbeben,
Von heiliger Scheu und Ehrfurcht tief gedrückt.
Kaum wagen sie, das Aug' empor zu heben
Zu jener Stadt, die Christus einst beglückt,
Wo er gestorben, wo er aus den Banden
Des Grabes dann so glorreich auferstanden.

Und leises Aechzen, halb erstricktes Klagen,
Schmerzvolles Seufzen hebt sich himmelan
Zu ihm, in dem sie Leid und Wonne tragen,
Und füllt die Luft mit leisem Murmeln an.
So rauscht der Wald, wenn Zweig an Zweige schlagen,
Nimmt durch sie hin der Wind die rasche Bahn;
So zischt das Meer, empört mit hohlem Sausen,
Wenn seine Wogen an die Klippen brausen.

Und nach der Führer edlem Beispiel wallen
Sie alle barfuß zu der heil'gen Stadt;
Und abgelegt wird demuthsvoll von Allen,
Was Jeder nur an Schmuck und Zierde hat.
So auch der Herzen stolze Schleier fallen,
Und heiße Thränen netzen fromm den Pfad.

Unsere Freunde hatten noch eine bedeutende Strecke Weges zurückzulegen. Doch kamen sie vor Anbruch der Nacht in der heiligen Stadt an und fanden auch bald eine Herberge. Nachdem sie sich absichtlich merken ließen, daß es ihnen nicht an Geld fehle, that der ernste türkische Wirth recht freundlich.

Am nächsten Morgen sahen sie als ihre erste Angelegenheit an, nach der heiligen Grabkirche sich führen zu lassen.

Sie trafen dort mehrere Pilger, unter denen sich auch, was unsere Wallfahrer für ein großes Glück hielten, ein deutscher Priester befand. Sie beichteten Ihm und empfingen an dem hochheiligen Orte die Communion.

Als sie ihre Andacht am Grabe des Herrn mit der größten Innigkeit verrichtet hatten und die vorschriftsmäßige Zeit ihres Aufenthaltes verstrichen war, zahlten sie an die türkischen Wächter ihren Tribut und gingen mit den übrigen Pilgern aus der heiligen Stätte.

Es war unseren Kreuzfahrern um's Herz, als ob sie eine geistige Wiedergeburt erlebt hätten, Sie empfanden, was es um jenen Frieden ist, von dem der Herr sagt, daß ihn die Welt nicht geben kann. Sie fühlten Himmelslust und Engelseligkeit.

Dieses waren die wonnevollen Eindrücke, die in ihre Seelen an dem Orte drangen, wo der Heiland im Grabe ruhte und wo Er den Tod besiegte und auferstanden war.

Ritter Georg ersuchte seine neuen Bekannten, die fremden Pilger nämlich und besonders den deutschen Priester, mit ihm in seine Herberge zu kommen und als seine Gäste ein Mittagsmahl einzunehmen; welche Einladung auch gerne angenommen wurde.

Was aber nun die vor heiliger Freude begeisterten Immenauer erfuhren, wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Die Nachricht von dem Tode des geliebten Kaisers, und die Art, wie er starb, sodann daß die Könige von Frankreich und England Frieden mit dem Sultan geschlossen und mit ihren Heeren Syrien verlassen und in ihre Heimath zurückgekehrt seien, wie solches selbst vom Erzherzoge Leopold geschehen, verkehrte die Freude unserer Pilger plötzlich in die größte und trostloseste Trauer.

Indessen hatte die Unglücksbotschaft doch wieder viel Beruhigendes für den Ritter.

Immer noch machte er sich Vorwürfe darüber

daß er vor dem Castelle die Ankunft seines Führers nicht abgewartet und so seine Trennung von dem Kreuzheere verschuldet habe. Nun aber, da die Ereignisse sich so gestaltet hatten, hätte er ja doch mit seinen Leuten keinen Dienst im Heere, falls er auch mit den Seinen nicht von demselben abgekommen wäre, leisten können. Außerdem würde ihm und seinen Knappen schwerlich die Gnade, die heiligen Orte zu sehen, je zu Theil geworden sein.

Ritter Georg mit seinen Gefährten besuchte nicht nur alle Sanctuarien in der heiligen Stadt, sondern auch die entfernteren heiligen Orte, als: Bethlehem, Nazareth, den Berg Tabor und selbst den entlegenen Berg Karmel.

Wir lassen nun aus bewährten Schriftstellern namentlich Silbert, getreue Schilderungen über Jerusalem und die heiligen Orte folgen, die zur Belehrung oder wenn du lieber willst zur Unterhaltung oder wie ich wünsche zu deiner Erbauung dienen mögen.

Wolle das Interesse, welches das gläubige Gemüth an diesen Orten nimmt, unsere Weitschweifigkeit entschuldigen und die Träger unserer Erzählung einstweilen in den Hintergrund treten lassen.

Jerusalem.

Das alte, vorchristliche Jerusalem.

Der Ursprung der heiligen Stadt Jerusalem verliert sich in das Dunkel der grauesten Vorzeit. Allgemein erachten die ältesten Geschichtsschreiber, Melchisedech, der König und Hohepriester, — welchem Abraham nach seinem glänzenden Siege, als dem Opferpriester des Allerhöchsten, den Zehnten von allen seinen Gütern darbrachte, — habe dieselbe erbaut; weshalb sie auch ursprünglich Stadt des Friedens genannt wurde.

Etwa fünfzig Jahre nach Abraham's Tode bemächtigten sich die Abkömmlinge des Jebus, eines Sohnes Chanaan's, der Stadt Salem, die auf dem Hügel Acra lag; und erbauten auf dem Berge Sion, ganz nahe an diesem Hügel, die Veste Jebus. Auf solche Weise geschah es denn, daß durch Umwandlung eines Buchstabens in der Fügung der beiden Worte Jebus und Salem die Stadt den Namen Jerusalem erhielt; welcher Name ein Gesicht des Friedens bedeutet.

Schon Josua schlug einen König von Jerusalem; doch konnte er nur Herr der untern Stadt werden, die auf Acra lag; die feste Burg auf Sion aber, oder die obere Stadt blieb beinahe fünfhundert Jahre lang in der Gewalt der Jebusiten. Erst David der König eroberte dieselbe mit Sturm von diesem kriegerischem Volke, und zeichnete durch die Einnahme dieses so höchst wichtigen Platzes den Anfang seiner Regierung aus. Er ließ die Burg vergrößern, mit neuer Mauer umgeben, ließ einen königlichen Palast auf Sion erbauen, und wählte Jerusalem zur Hauptstadt des Reiches.

Unter diesem Könige fing die Stadt an, sich bedeutend zu vergrößern und zu verschönern. Sie lag eigentlich auf vier Bergen, nämlich die untere Stadt auf Acra, die Burg oder Veste auf Sion. Nahe bei diesem Berge stand der Berg Moria. Auf diesem ließ der heilige König einen Altar dem Herrn errichten und brachte die Bundeslade und die heiligen Opfergefäße dahin, bis nach seinem Tode sein Sohn und Thronfolger Salomon den prachtvollen und weltberühmten Tempel Gottes mit allen weitläufigen Nebengebäuden darauf erbauen ließ. Ueberdies aber bildete sich, wiewohl erst später, die neue Stadt auf dem ebenfalls nahe gelegenen Berge Bezetha.

Das erstaunliche Tempelgebäude aufzuführen, mußte der Gipfel des Berges Moria abgetragen

und geebnet werden. Das Thal Mello, das zwischen Sion und Moria lag, ward zum Theil ausgefüllt und eine Brücke darüber gespannt, welche die Verbindung zwischen der obern Stadt und dem Tempel unterhielt. Man mag sich einigermaßen einen Begriff von der Pracht dieses Tempels machen, wenn man in den Büchern der Könige und den Jahrbüchern liest, daß dreißigtausend Menschen nur mit dem Fällen und Behauen der Cedernbäume beschäftigt waren; daß siebzigtausend Derjenigen waren, welche die Lasten trugen und überdies achtzigtausend Steinhauer, welche Werkleute unter dreitausend dreihundert Aufsehern arbeiteten, und daß die inneren Wände dieses hochherrlichen Tempels mit den reinsten Goldplatten bedeckt waren, die durch goldene Nägel angeheftet wurden.

Die Stadt Jerusalem war schon durch ihre gebirgige Lage eine sehr feste Stadt, denn sie stand auf einer solchen Höhe, daß man, von welcher Seite immer man ihr sich nähern wollte, lange Zeit bergan steigen mußte. Schon die Jebusiten hatten sie mit einer ungeheuer hohen und starken Mauer umringen lassen; David vermehrte die Festungswerke noch und befestigte die Burg Sion dermaßen, daß es keinem Feinde möglich war, sie einzunehmen.

Diese Stadt, die allmählich zu einer großen Herrlichkeit sich erhob, hatte von dieser Zeit an bis zur Ankunft des Erlösers mancherlei Schicksale.

Fünf Jahre nach Salomon's Tod, unter seinem Sohne Roboam, plünderte Sesach, König von Syrien, Jerusalem und führte die Schätze des Tempels mit sich davon. Fünfzig Jahre später, zur Zeit des Amasias, Königs von Juda, beraubte Joas, König von Israel, das Haus des Allerhöchsten auf's Neue und brach in die Stadtmauer eine vierthalbhundert Ellen lange Lücke, die erst unter Ezechias wieder ausgebessert ward. Unter der Regierung seines Sohnes Manasses, sechshundertsechsundneunzig Jahre vor der Ankunft Christi, ward Jerusalem abermals und

zwar von den Assyriern eingenommen. Endlich ward sie fünfhundertundachtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung von Nabuzardan, dem Feldherrn des Königs Nabuchodonosor, gänzlich zerstört, der auch den prachtvollen Tempel, nachdem solcher gegen fünfhundert Jahre gestanden, abbrannte und die heiligen Gefäße nach Babylon abführte. Dieser König ließ alle Einwohner Judäa's gefänglich nach Assyrien führen und ließ auf den rauchenden Trümmern der einst so herrlichen Stadt nur einige wenige arme Ackerleute und Winzer zurück.

Nach der Rückkehr der Juden aus dieser Gefangenschaft, die nach der Weissagung des Propheten Jeremias siebzig Jahre dauerte, wurden Stadt und Tempel abermals durch Zorobabel, den Anführer und Fürsten des Volkes, erbaut. Doch es weinten die ältesten Greise, die den früheren Tempel noch gesehen hatten, bei dem Anblicke dieses neuen, der kaum ein Schatten des alten und mit demselben nicht zu vergleichen war. Sechzig Jahre darnach kam Alexander der Große und opferte auf dem Altare des neuen Tempels. Es sandte auch Ptolomäus-Philadelphus, dessen Vorgänger Ptolomäus-Lagus die Juden verfolgt hatte, diesem Tempel große Geschenke: nämlich einen goldenen Opfertisch und zwei prächtige goldene Gefäße nebst fünfzig Talenten zur Anschaffung der fehlenden heiligen Gefäße.

Nun verlebte das jüdische Volk eine ziemlich lange Zeit hindurch friedliche Tage, und die Stadt fing an, sich abermal zu erholen. Da jedoch diese Ruhe Uebermuth erweckte und Viele aus ihnen an die Heiden sich anschloßen und Bündnisse mit ihnen errichteten, kam der König Antiochus-Epiphanes, plünderte Jerusalem, untersagte den Juden den mosaischen Gottesdienst und stellte das Standbild des olympischen Jupiters, des Hauptgötzen der Heiden, in dem Tempel auf. Die Tapferkeit der

Machabäer befreite endlich nach einem langwierigen und sehr schweren Kriege die Hebräer von dem Joche der syrischen Könige. Judas der Machabäer zeichnete sich als der größte Held hiebei aus.

Doch noch einmal sollte diese Stadt, deren Namen nun ein Gesicht des Friedens hieß, durch einen schweren Krieg bedrängt werden, den ein Bruderzwist entzündet hatte. Pompejus, der Römer, kam, riß die Stadtmauern in diesem unglückseligen Kriege nieder, den er für Aristobulos, Bruder und Mitbewerber Hirkan's, führte; und sie wurden erst zwanzig Jahre hernach wieder erbaut, als Cäsar dem Hirkan das Hohepriesterthum, und das Königreich Judäa dem Antipater zugesichert hatte. In dieser Zwischenzeit raubte Crassus, der ausgezogen war, die Parther zu bekriegen, den Tempel aus, und führte 10,000 Talente Silbers und 3000 Pfunde Goldes mit sich davon.

Als hernach Herodes, der Sohn Antipater's, durch den Schutz der Römer König von Judäa und Herr von Jerusalem geworden war, ließ er es sich angelegen sein, die Mauern der Stadt fester als je zu erbauen. Die Steine derselben waren von ungeheurer Größe; der Thürme waren hundertundvierundsechzig, die zwanzig Ellen hoch über die Mauern emporragten. Zwischen diesen Thürmen waren Festungswerke angebracht, ebenfalls Thürme genannt; wiewohl ihre Gestaltung ganz anderer Art war. Dies waren die Thürme Hippicos, Phasael, Mariamne, Psephina und Antonia.

Titus wollte nach der Zerstörung Jerusalems die gewaltigen Thurmvesten als ein glänzendes Zeugniß seines Sieges bei der Nachwelt erhalten, daß er eine so starke und mächtige Stadt bezwungen hätte. Da aber dieselbe nach dem Ausspruch des Herrn gänzlich zerstört werden sollte, konnten diese Festungswerke nicht aufrecht stehen bleiben. Der Kaiser Adrian ließ solche niederreißen und zwar vielleicht, um der Eitelkeit des Titus Hohn zu sprechen.

Psephina führte früher den Namen des Thurmes David, von welchem im hohen Liede die Rede ist. Der berühmteste dieser Thürme aber war der Thurm Antonia, den noch Hirkan erbaut hatte und welchem Herodes zur Ehre seines Freundes Marcus Antonius diesen Namen gab. Der Felsen, auf dem dieser Thurm errichtet stand, war fünfzig Ellen hoch und von allen Seiten unersteiglich. Die Pracht mit der Festigkeit zu vereinigen, hatte Herodes ihn vom Fuße bis zum Gipfel mit glattem Marmor verkleiden lassen, so daß es durchaus nicht möglich war, ihn zu erklettern. Auch konnten die Römer desselben sich nicht mit Gewalt bemächtigen; sie überrumpelten ihn bei Nacht, indeß die Wache dem Schlafe sich überlassen hatte.

Dieser Thurm, oder vielmehr diese Veste stand hart an der Nordseite des Tempels und war die Schutzwehr des Tempels.

Endlich übertraf der Palast, wo Herodes gewöhnlich residirte, und der dem Tempel nördlich gegenüber lag, nach der Schilderung des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus als Augenzeugen an Schönheit Alles, was sich in Worte fassen läßt. Es ließ sich nicht sagen, ob der Bau desselben oder der verschwenderische Aufwand daran mehr geeignet war, Erstaunen zu erregen. Alle seltenen Marmorarten waren dabei vereint. Die Pracht der Gemächer überbot Alles, was man sehen konnte. Alles strotzte von Gold und Silber. Die herrlichsten Bogenstellungen, Säulengänge und die kunstreichste Architektur bezauberten das Auge. Die Säle, die zu großen Festgelagen bestimmt waren, waren prachtvoll und so geräumig, daß sie bis zu hundert Tischbetten fassen konnten. Dazu auch waren in diesem Palaste die prächtigsten Springbrunnen, wo kunstreiche, aus Erz gegossene Gestalten das Wasser auf manchfaltige Weise hervorsprudelten; Spaziergänge mit den üppigsten Pflanzen und Blumen besetzt;

und in allen, sogar den geringsten Nebendingen herrschte eine Pracht, die den größten Herrscher der Welt anzukündigen schien.

Es ließ auch Herodes die Stadt selbst durch herrliche Gebäude schmücken und bereicherte sie mit Theatern, Amphitheatern und Schulgebäuden. Ja, er bestellte sogar zehn tausend Arbeiter unter tausend Aufsehern und Baumeistern, den Tempel des Zorobabel gänzlich auszubauen. Lange Jahre hatte dieser Bau gedauert und er stand eben vollendet, als Jesus, der Herr des Tempels, nach Jerusalem kam.

Jerusalem zur Zeit Christi.

Jerusalem bildete ein langes, unregelmäßiges Viereck von Norden gegen Süden hin. Gegen Morgen war die Stadt durch den Berg Gison begrenzt, zu welchem auch der Calvarienberg gehörte.

Drei bis vier Millionen Menschen versammelten sich bisweilen an den hohen Festtagen in der heiligen Stadt und fanden Unterkunft.

Daß diese Zahl nichts weniger als übertrieben sei, erhellt aus Josephus, der uns sagt, daß bei dem letzten Osterfeste, das der Zerstörung dieser unglücklichen Stadt voranging, und wohin viele Israeliten, die in fremden Ländern wohnten, wegen des bereits ausgebrochenen Krieges, sich nicht mehr zu begeben wagten, dennoch über zwei Millionen Menschen bei dem Feste sich einfanden und in den Untergang der Stadt verflochten wurden.

Mit Recht nannte sie Jeremias die Königin der Völker, und auch Plinius sagt von ihr, sie sei ohne Widerspruch die größte, schönste und erlauchteste Stadt des ganzen Orients gewesen.

Diese große und majestätische Stadt hatte zur Zeit des Herrn zwölf Hauptpforten, von denen wir die vorzüglichsten angeben wollen.

Die erste war die goldene Pforte. Eine alte Ueberlieferung sagt, sie sei einst gänzlich vergoldet

gewesen, da sie mit dem Vorhof des Tempels zusammenhing. Füglicher jedoch vielleicht erachten Andere, sie hieße also wegen des glorreichen Einzuges Jesu Christi, den er von Bethphage aus in Jerusalem hielt. Sie stand gegen Aufgang. Die Türken aber vermauerten sie, weil bei ihnen die Sage besteht, die Christen würden durch dieselbe einziehen, wenn Jerusalem einst dem türkischen Reiche entrissen werde.

2. Das Heerdenthor, das im nördlichen Theile der Stadt und zwar ebenfalls gegen Aufgang unfern des Schwemmteiches und des Tempels stand. Man nannte es so, weil durch dasselbe die Thiere getrieben wurden, die zu Schlachtopfern bestimmt waren. Späterhin ward es auch das St. Stephansthor genannt, weil der heilige Stephanus hindurch ging, als er zur Marter geführt wurde.

Noch stand gegen Norden 3. die Pforte Ephraim und gegen Nordwest 4. das Thor von Damaskus.

5. Das Gerichtsthor, also genannt, weil hier Gericht gehalten wurde und demselben gegenüber öffentliche Hinrichtungen geschahen. Man sieht daselbst eine alte Bogenstellung, von der behauptet wird, es sei hier das Todesurtheil gegen den göttlichen Heiland angeheftet worden; es war das Thor, durch welches er zu seinem Opfertode ging.

6. Das Thor von Joppe oder Jaffa steht dem Gerichtsthore gegenüber.

7. Das Mistthor, weil hier die Unreinigkeiten in das Thal Cedron hinaus geführt wurden. Es hieß auch das Töpferthor, weil in der Umgegend Töpfer wohnten. Durch dieses Thor führten die Juden den Herrn, als sie ihn im Oelgarten gefangen genommen hatten.

8. Die Pforte Sion oder David's, durch die man von Acra auf den Berg Sion gelangt.

Heutzutage zählt Jerusalem, das nicht halb so groß als das alte ist, nur sieben Thore. Doch sind

seine Mauern stark und sieht man in diesen Mauern außerordentlich große Steine, die augenscheinlich zu dem alten Tempel gehört hatten.

Diese einst so volkreiche und blühende Stadt zählt nunmehr nur 20 bis 21,000 Inwohner, worunter 8 bis 13,000 Mahomedaner, 4 bis 5000 Juden, 2 bis 3000 Griechen, 1000 Katholiken, eine große Zahl Armenier, 100 Kopten; die zahlreichen Reisenden, die dort in Geschäften sich aufhalten, und die Pilger nicht mitgerechnet.

Der Tempel des Herodes, der Oelberg und der Kreuzesweg.

Längst war die Herrschaft des Königs Herodes den Juden verhaßt. Sie haßten ihn schon aus dem Grunde, weil er ein Fremder war, der von den übermächtigen Römern ihnen war aufgedrungen worden. Noch verhaßter wurde er ihnen durch seinen persönlichen Stolz, seinen Argwohn und seine Grausamkeit. Durch die prächtigen Gebäude aber, die er hatte aufführen lassen, die Theater und die Rennbahn, wo heidnische Spiele und Abscheulichkeiten in Schwung kamen, ward er ihnen vollends zu einem Gräuel. Herodes wußte Dies. Er fühlte es und war nicht ohne Angst wegen der Folgen.

Um nun das Volk zu beschäftigen, für sich zu gewinnen, noch mehr aber seine erstaunliche und unersättliche Baulust zu befriedigen und seinem Andenken ein unvergängliches Denkmal zu stiften, verhieß er den armen Tempel Zorobabel's neu zu erbauen und durch dies höchst schöne und höchst fromme Werk dem allerhöchsten Gott für seine reichen Segnungen ein würdiges Opfer der Dankbarkeit zu bringen.

Das Verstellen und Heucheln verstand bekanntlich Herodes aus dem Grunde.

Das Volk maß anfangs diesen glänzenden Verheißungen keinen sonderlichen Glauben bei. Als sie aber sahen, daß Herodes ernstliche Anstalten dazu traf, fingen sie an, ihm geneigt zu werden und

arbeiteten selbst mit hoher Freude an diesem hochherrlichen Werke, das indessen erst nach seinem Tode vollendet wurde.

Nach der Beschreibung des Josephus, der diesen Tempel auf's Genaueste gekannt hatte, möchte man glauben, er habe den Tempel Salomon's in der That an Pracht und Herrlichkeit weit übertroffen.

Man weiß, wie schmerzlich der römische Feldherr und edle Kaisersohn Titus selbst die Zerstörung dieses Tempels betrauerte, die er auf alle Weise hatte verhindern wollen; und daß er über die Pracht, den Reichthum und die Herrlichkeit desselben so sehr erstaunt war, daß er sagte, derselbe wäre das größte und herrlichste Gebäude in der Welt; und wenn anders Gott an den Anbetungen und Opfern der Menschen gelegen wäre, so wundere es ihn keineswegs, daß er solche an einem Orte genehmige, der seiner göttlichen Majestät wahrhaft würdig wäre.

Wirklich war auch dieser weltberühmte Tempel nach dem Geständniß aller Römer und Griechen, die ihn sahen (und Römer und Griechen verstanden sich auf Prachtgebäude), das größte Wunder der menschlichen Baukunst. Herodes führte ihn auf einem zweimal so großen Raume auf, als der frühere Tempel eingenommen hatte. Um Platz genug dazu zu gewinnen, ließ er aus der Tiefe des Thales Mauern von ungeheuern Quadersteinen aufführen; denn die Grundlage, die dieser, in der Form eines länglichen Vierecks erbaute Tempel einnahm, betrug nicht weniger als siebenhundert vierundsiebzig Klafter! — Man stieg auf einer Treppe von einigen hundert Stufen bis zur äußersten Pforte des Tempels hinauf, der mit vielen Galerien umgeben war. Das Portal war überaus reich geschmückt. Um die Säulen aus schneeigem Marmor schlangen sich goldene Blumen; die Capitäle derselben waren durch Windungen von goldenen Reben mit einander verbunden, woran Trauben des nämlichen Metalles hingen. Die Thor-

flügel waren mit silbernen Platten bedeckt und so massiv, daß nicht weniger als zwanzig Menschen Hand anlegen mußten, dieselben zu schließen. Durch diese Pforte gelangte man in den ersten Vorhof. Diesen Vorhof, den der frühere Tempel nicht hatte, gab Herodes dem neuen Tempel bei. Er war für die Heiden bestimmt, die in sehr großer Anzahl aus allen Ländern dahin kamen, den wahren Gott anzubeten. Sogar edle römische Familien sandten reiche Opfer dahin; und es geschah nicht ohne besondere Leitung der göttlichen Vorsehung, daß viele Juden des Handels wegen schon in frühern Zeiten unter allen Völkern zerstreut lebten, um die Kenntniß des wahren Gottes allenthalben zu verbreiten.

Dieser heidnische Vorhof war größer denn der, welcher für die Juden bestimmt war. Er hatte fünfhundert Schritte im Umkreis und vier Thore, die nach den vier Weltgegenden sahen. Die zwei vorzüglichsten waren die goldene Pforte gegen Morgen und das schöne Thor gegen Abend. Hier war es den Heiden erlaubt, Handel zu treiben. Die Galerien dieses Vorhofes waren durch zweiundsechzig sehr hoh, Marmorsäulen gestützt, die von solcher Dicke warene daß kaum drei Männer sie umfassen konnten. Auf den Wänden standen Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache, welche den Heiden unter Todesstrafe verboten, weiter in den Tempel vorzudringen.

Vierundzwanzig Stufen höher kam man in die zweite Abtheilung, in den Vorhof der Juden. Dieser hatte auch eine eigene Stätte zum Gebet für die Frauen, die nicht weiter gehen durften. Der Vorhof der Juden war mit Marmor gepflastert (der erste für die Heiden war ohne Pflaster); und er hatte angrenzende Säle und offene Säulenhallen, wo die Lehrer des Gesetzes sich versammelten. Hier saß der zwölfjährige Jesus mitten unter den Meistern Israels und strahlte die ersten Strahlen seines göttlichen Lichtes aus; und hier auch faßten sie zwanzig Jahre

später, von der Gewalt seiner Lehren und Wunder besiegt und beschämt, den gottlosen Anschlag, ihn um's Leben zu bringen.

Einige Stufen höher kam man in den dritten Theil des Tempels, in den Vorhof der Priester. In der Mitte desselben stand der Altar zu den Brandopfern. Zu beiden Seiten waren große Wasserbecken, von denen jedes auf zwölf aus Erz gegossenen Ochsen ruhte und die den Opferpriestern dienten, Hände und Füße zu waschen. Auf diesem Altar ward Tag und Nacht das heilige Feuer unterhalten, das bestimmt war, die Schlachtopfer zu verzehren.

Noch mußte man zwölf Stufen höher steigen, um in das Heiligthum, den eigentlichen Tempel, zu gelangen, wohin nur die Priester und Leviten eingehen durften, die das heilige Amt zu versehen hatten. Dieser Theil hatte eine Höhe von hundert Ellen. Hier stand der goldene Rauchaltar. Eine Scheidewand, wo zwei Thorflügel aus reich vergoldetem Olivenholz sich öffneten und schloßen und die von einem überaus kunstreichen Vorhang bedeckt war, der bei dem Tode Jesu von Oben bis Unten zerriß, sonderte das Allerheiligste ab, wo die Arche des Bundes stand und wohin nur der Hohepriester, und zwar nur Einmal im Jahre eingehen durfte.

Die Vorhöfe des Tempels waren von Gebäuden umgeben, die zu verschiedenen Gebräuchen dienten. In einigen Sälen und Gemächern derselben wurden die heiligen Gewande, Opfergefäße und die musikalischen Instrumente aufbewahrt. Denn außer vielen tausend Priestern, die den Tempel bedienten, waren auch viertausend Sänger und Solche, die den Gottesdienst durch feierliche Musik verherrlichten. In den Gemächern des ersten Umkreises wohnten die Leviten; in denen des zweiten die übrigen Tempelbediensteten. Die Wohnungen der Priester waren über den Galerien der Säulenhallen. Diese Säulengänge waren nach Josephus von unbeschreiblicher

Pracht. Die Säulen von korinthischer Ordnung hatten neun Fuß im Durchmesser, die Capitäle und Gesimse daran waren mit goldenen Reben, Laub und Trauben geschmückt, die mit einer Kunst gearbeitet waren, die dem Werth des edlen Metalles gleichkam. Uebrigens war das ganze ungeheure Tempelgebäude auswendig von weißem Marmor; das Dach aber war ganz mit scharfen, eisernen, gut vergoldeten Spitzen bedeckt, so daß die Vögel sich nicht darauf niederlassen und dasselbe verunreinigen konnten. Die Vorderseite des Tempels, die nach Sonnenaufgang hinsah und wo der Haupteingang war, war von Oben bis Unten mit so wohl geschliffenen Goldblechen belegt, daß sie eben so sehr als die Sonnenstrahlen blendeten, die sie zurückwarfen.

Wenn man die Pracht dieses Tempels bedenkt und die Menge und Schönheit der Säulen, die Massen des Silbers und Goldes, überdies aber die erstaunliche Kunst und den Riesenbau des Tempels selbst betrachtet, so muß man bekennen, daß die Erde nie ein wunderbareres Gebäude trug.

Ganz in der Nähe des Tempels befand sich der von Säulenhallen umgebene Schwemmteich, der von Kranken aller Art umgeben war. Dieser Teich war ein einhundertundfünfzig Schuh langer und vierzig Schuh breiter Wasserbehälter. Hier heilte Jesus jenen Kranken, der achtunddreißig Jahre hülflos gelitten hatte.

Ein anderer Schwemmteich, Siloe genannt, wohin der Herr den Blindgebornen sandte, den er geheilt hatte, sich daselbst zu waschen, lag außerhalb der Stadt am Fuße des Berges Sion.

Nicht sehr ferne von dort und etwa dreihundert Schritte weit von der Pforte Sion wird auch ein einsam stehendes Haus gezeigt, von welchem die Sage besteht, der Herr Jesus habe dort das letzte Abendmahl gehalten, seinen Jüngern die Füße gewaschen und das Sacrament seines heiligsten Frohn-

leichnams eingesetzt. Dies Haus ist gegenwärtig eine türkische Moschee.

Nahe bei demselben Hause ist ein Weg, der auf den etwa eine halbe Stunde von dort gelegenen Oelberg führt.

Der Oelberg ist jedem Christen ein bekannter Name und durch heilige Erinnerungen theuer und hochverehrt. Er war zur Zeit des Erlösers mit Oelbäumen bedeckt; doch blühten darauf auch Citronen-, Pomeranzen- und Palmbäume, sowie nicht minder Weinstöcke in großer Menge. Er hat eine nicht unbedeutende Höhe, von welcher man die meisten Gegenden Judäa's übersehen und sogar das mittelländische Meer erblicken kann. Es sind auf demselben drei Anhöhen. Die östliche führt nach Galiläa; von der mittleren fuhr Jesus zum Himmel empor; die dritte und nördliche zieht sich gegen Jerusalem hin.

Es ist eine uralte Sage, daß der göttliche Heiland, als er von dem Oelberg in den Himmel emporschwebte, demselben die Spuren seiner heiligsten Füße einprägte und daß diese Spuren ziemlich tief waren. Dieser Spuren gedenken alle Schriftsteller, die über das heilige Land schrieben.

Hören wir hierüber den berühmten Pater Geramb.

Wenn man von der Spitze dieses Berges so zurückgeht, als wollte man nach Jerusalem zurückkehren, immer aber auf der Spitze des Berges bleibt, findet man eine Moschee an der Stelle, wo in früheren Zeiten eine prachtvolle Kirche stand, welche die heilige Helena dort hatte erbauen lassen, wo der göttliche Heiland nach seiner Auferstehung gegen Himmel fuhr. Im Mittelpunkte dieser Moschee sieht man in einer Art Kapelle die Spur, welche der linke Fuß des Herrn in dem Augenblicke, als er die Erde verließ und zum Himmel schwebte, dem Steine einprägte. Es wird als gewiß versichert, man habe

früherhin auch den Eindruck des rechten Fußes gesehen; die Türken jedoch hätten solchen hinweggenommen, um ihn in die Moschee des Tempels zu versetzen.

Was den Eindruck des linken Fußes betrifft, ist das Dasein desselben außer Zweifel, wiewohl solcher durch die zahllosen Küsse der Pilger, die demselben seit so vielen Jahrhunderten aufgedrückt wurden, und auch vielleicht durch einige fromme Diebereien, welche eine strenge Wachsamkeit nicht immer verhindern konnte, in etwas abgewetzt ist.

Dieser Stein ist heutzutage mit einer Art Mauerwerk umgeben; und er ward der Wachsamkeit eines Santons, einer Art türkischer Mönche, anvertraut, der ihn vor der mindesten Beschädigung verwahren muß. Nach der Richtung des Fußes zu urtheilen, muß der göttliche Heiland, als Er gen Himmel fuhr, das Angesicht nach Europa gewendet haben. Die Christen feiern am Himmelfahrtstage die heilige Messe in dieser Moschee, nachdem sie dieselbe früher gereiniget haben.

Wenn der Pilger vom Oelberge herab über eine Brücke des Baches Cedron bis an den Fuß des Berges gekommen ist, sieht er von dem Abhange desselben die Grabstätte, wo einst der heilige Leib der jungfräulichen Mutter Gottes vor ihrer Aufnahme in den Himmel ruhte. Dies ist eine wundersam kunstreiche unterirdische Kirche, in die man auf einer schönen, breiten, aus achtundvierzig Marmorstufen bestehenden Treppe hinabsteigt. Um das Grabmal selbst brennen Tag und Nacht fünfzig Lampen. Es werden in dieser nämlichen Kirche tiefer unten auch die Grabstätten des heiligen Joseph, der heiligen Anna und des heiligen Joachim gezeigt.

Auch wollen wir jener acht berühmten Oelbäume gedenken, die nach dem Zeugniß der Reisenden noch daselbst bestehen und von denen jeder vierzig Schritte von dem andern entfernt ist. Der Ueber-

lieferung zufolge — und der Anblick derselben bestätigt sichtlich die Ueberlieferung — reichen diese Oelbäume bis zur ewig denkwürdigen Stunde des Todeskampfes des Gottmenschen hinauf, der daselbst seine göttliche Angst verbarg, um mit Lamartine zu sprechen.

Denn auf dem Oelberge liegt Gethsemani, wohin der Heiland nach dem letzten Abendmahle sich begab. An der Morgenseite dieses Weilers, Jerusalem gegenüber, wird der Felsen gezeigt, wo Jesus saß, als er den Untergang dieser Stadt und ihres Tempels weinend geweissagt; etwa zwölf Klaftern aber von Gethsemani die heilige Stätte, wo Er unter blutigem Schweiße mit dem Tode rang.

Von hier aus beginnt der Weg der Gefangennehmung des Herrn, den die Rotten der Gottlosen durch das damals trockene Bett des Baches Cedron zerrten.

Nachdem sie nun einen zwölfhundert Schritt langen holprigen Weg zurückgelegt hatten, gelangten sie zu dem Hause des Annas, das nahe bei der Pforte David's stand. Das Haus des Kaiphas war um hundertundfünfzig Schritt weiter. Von dem Hause dieses Letztern bis in den Palast des Pilatus werden zwölfhundert Schritte gezählt. Man stieg auf einer achtundzwanzig Schuh hohen Treppe aus weißem Marmor in denselben hinauf. Diese Stiege, die nach Rom gebracht wurde, wird dort unter dem Namen der Scala santa verehrt.

Hundertundzwanzig Schritte von dem Richthause des Pilatus stand der prächtige Palast des Herodes, zu welchem Jesus geführt wurde. An einer Stelle, wo dies Richthaus war, wird noch jetzt eine zerfallene Galerie gezeigt, die man den Bogen des Ecce Homo nennt.

Hier ward in neuester Zeit von dem berühmt gewordenen Convertiten Alphons von Ratisbonne eine katholische Kirche mit Waisenhaus gegründet.

Die Ueberlieferung erhielt uns den Urtheilsspruch, durch den der feige Pilatus den Herrn zur Geißelung verurtheilte:

„Jesum von Nazareth, den aufrührerischen Mann und Verächter des mosaischen Gesetzes, der von den Hohenpriestern und Fürsten seines Volkes angeklagt ward, Diesen entkleidet, bindet und geißelt ihn! Auf, Scherge, bereite die Ruthen!" —

Die Säule, an welcher der Welterlöser gegeißelt wurde, ward später nach Rom gebracht, wo sie nun in der Kirche zur heiligen Praxedis verehrt wird.

Nach der Geißlung ward Jesus in den Hof des Richthauses geführt, wo die Kriegsknechte ihn mit Dornen krönten und auf ein zwei Schuh hohes Säulenstück setzten. Diese Säule, die Säule der Schmach genannt, ist in der Kirche zum heiligen Grabe zu sehen.

Der Urtheilsspruch, durch welchen der Heiland zum Kreuzestode verurtheilt ward, lautete also:

„Jesum von Nazareth, den Aufwiegler des Volkes, den Verächter des Kaisers und falschen Messias, wie Dies durch das Zeugniß der Aeltesten seines Volkes erwiesen ist, Diesen führet, als einen falschen König ihn verspottend, hinaus an die allgemeine Richtstätte und kreuziget ihn dort mitten zwischen zwei Schächern! Auf, Scherge, bereite die Kreuze!" —

Von hier nun beginnt der schmerzhafte oder der Kreuzweg.

Die Länge desselben wird zu achthundertundzwanzig Schritten angegeben, nämlich fünfhundertundsiebzig von dem Richthause an bis zum Gerichtsthor und von dort noch zweihundertundfünfzig bis auf die Schädelstätte.

Hundertsechzig Schritte von dem Richthause ist ein Scheideweg, der durch die Straße nach Damaskus sich bildet. Hier wurde dem Simon von Cyrene das Kreuz aufgebürdet. Der Weg, der nun nordwärts geht, führt vor dem Hause vorüber, wo Jesus den frommen und weinenden Frauen begegnete, und

noch hundert Schritte weiter wird das Haus der Berenice gezeigt, welche die Kirche unter dem Namen der heiligen Veronika verehrt.

Jesus ward zum Gerichtsthore hinaus geführt und sie nahmen mit ihm einen breiten Weg zwischen dem Berge Gison und der Stadtmauer, von wo sie dann auf einem Pfade an die Stätte der Marter kamen.

Der Garten des Joseph von Arimathia lag am Fuße des Calvarienberges. Das Grabmal, das dieser heilige Mann nach der Sitte wohlhabender Juden hatte in den Felsen hauen lassen, war in dem Thal, das den Calvarienberg von dem Berge Sion trennt. Der Eingang hatte nur eine Höhe von vier Schuh. Neben dem Grabmale lag der Stein, auf welchem der Leichnam Jesu einbalsamirt ward.

In diesem Grabmal also lag das Senfkorn, das zu einem Baum erwachsen sollte, der bis zum Himmel ragte. Dies war jenes glorreiche Grabmal, das der Prophet Isaias besungen hatte. Glorreich fürwahr, da es das einzige ist, das am Tage der Auferstehung Nichts herauszugeben hat; glorreich auch durch die Verehrung der Völker aller Zeiten, die dasselbe in wehmüthiger Andacht besuchen.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch' süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:
Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

(Ludwig Uhland.)

Jerusalem nach Christus.

Liest man die Geschichte Jerusalems mit einiger Aufmerksamkeit, so zeigt sie uns bis zur Zeit des Welterlösers nur eine Kettenreihe blutiger Verheerungen, Umwälzungen und Zerstörungen. Wie oft ward es bis zu dieser Zeit von verschiedenen Feinden bedrängt, verwüstet, vertilgt und dennoch ohne Unterlaß wieder neu erbaut! — Das nämliche Schicksal erfuhr diese verhängnißvolle Stadt auch nach dem Tode des Welterlösers bis auf unsere Zeiten; nur auf eine andere Weise. Aber mitten unter allen diesen Kriegen und Verwüstungen hielt sich das Andenken an die heiligen Stätten fortwährend aufrecht. Und nie vermochte es der Grimm heidnischer Fürsten, die heiligen Denkmale den Augen der Gläubigen so gänzlich zu entziehen, daß nicht der Eifer ihrer Andacht solche immer wieder sogar unter dem Schutt und den Trümmern derselben entdeckt hätte. Und niemals auch ermüdete dieser andächtige Eifer, solche wieder herzustellen. Von den frühesten Zeiten des Christenthums an und lange vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus besuchten die Gläubigen in frommer Liebe alle durch die Lehren, Wunder und Leiden des göttlichen Heilandes geheiligten Orte und versammelten sich daselbst zum Gebete. Dorthin führten sie auch die Neubekehrten. Dort vergoßen sie Thränen der Andacht, der Liebe, der Buße. Und so kam es denn, weil eine Generation die Verehrung dieser heiligen Stätten und Denkmale der andern getreu übergab, daß die Ueberlieferung niemals unterbrochen wurde und daß man fortwährend alle diese, dem Andenken der Frömmigkeit so theuren Stätten bis auf den heutigen Tag genau kennt und weiß.

Jerusalem erhielt sich nach dem Tode des Welterlösers genau so lange als nothwendig war, um seine heilige Kirche in Judäa und in den damals bekannten Ländern zu verbreiten und fest zu begründen. Achtunddreißig Jahre nach dem Tode des Herrn brach der Aufstand des jüdischen Volkes gegen die römische Gewalt aus. Und nun fingen die Drangsale an, die er ihnen vorhergesagt hatte. Jerusalem ward im Jahre 70 der christlichen Zeitrechnung im Monat August eingenommen, verbrannt und zerstört. Eine Million und über hunderttausend Juden kamen theils durch das Schwert, theils durch Hunger um. Viele hatten während der innerlichen Parteiwuth ein jammervolles Ende genommen; eine sehr große Anzahl wurde durch den grausamsten Muthwillen der römischen Krieger gekreuzigt. Neunhundertsiebzigtausend Gefangene wurden in die Sklaverei abgeführt. Weiber und Kinder wurden zwanzig um einen Denar verkauft. Also kam das Blut Jesu Christi über die Juden und ihre Kinder! — Wunderbar war's, daß in diese unerhörten Schrecknisse der Stadt auch nicht ein einziger Christ verflochten ward. Denn diese hatten nach der Ermahnung des Herrn auf die Gebirge und in die Stadt Pella auf dem rechten Ufer des Jordans sich gerettet.

Im Jahre 150, achtzig Jahre nach dieser entsetzlichen Zerstörung der Stadt und des Tempels erbaute der Imperator Aelius Adrianus dieselbe abermals, gab ihr den Namen Aelia Capitolina und verbot den Juden unter Todesstrafe den Eintritt in dieselbe. Er ließ sogar ein Schwein über der Pforte Bethlehems ausmeißeln. Da er aber auch das Christenthum vertilgen wollte, ließ er auf das heilige Grab das Standbild der Venus und auf Golgatha das des Jupiters aufstellen, die auch bis auf Constantin, den ersten christlichen Kaiser, auf-

gestellt blieben. Aber gerade durch diese Maßregel diente er der Vorsehung und erleichterte durch diese Zeichen die Auffindung dieser heiligen Stätten und Denkmale.

Da nun die Juden auf diese Weise nach den Weissagungen ihrer Propheten und des Herrn der Propheten unter alle Völker zerstreut waren, wurde Jerusalem von den Heiden und Denjenigen bewohnt, die aus ihnen den Glauben des Evangeliums angenommen hatten, und die Anzahl dieser Letztern war so bedeutend, daß sie eine große Gemeinde, von einem Bischofe geleitet, bildeten.

Unter Constantin blühte das christliche Jerusalem zu hohem Glanze auf. Gegen das Jahr 325 entdeckte Helena, die Mutter dieses Kaisers, das Grab und das Kreuz des Herrn. Die heilige Frau war bereits neunundsiebzig Jahre alt, als sie in dieser frommen Absicht die Reise in das heilige Land unternahm. Sie ließ den Berg Calvaria abräumen. Bei Ausgrabung der angefüllten Vertiefungen wurden die drei Kreuze gefunden und durch ein glänzendes Wunder das wahre Kreuz des Erlösers erkannt. Ein Theil desselben ward alsbald dem Kaiser Constantin gesandt, der dies Zeichen der Erlösung bereits am Himmel gesehen, in seiner Heerfahne geführt und durch die Kraft desselben die Feinde besiegt hatte. Ein anderer Theil aber ward auf dem heiligen Grabe aufgestellt. Ebenso fand man auch die heilige Dornenkrone.

Im folgenden Jahre 326 gab Constantin dem Bischof von Jerusalem, Macarius, den Auftrag, eine prachtvolle Kirche zur Erinnerung an das Leiden des göttlichen Heilands über dem heiligen Grabe zu erbauen, die berühmtesten Baumeister dazu zu erwählen und keine Kosten zu sparen, dieselbe mit solchem Glanze zu erbauen, daß sie alle Kirchen der Welt an Pracht und Größe überträfe. Diese herrliche

Kirche ward nach neun Jahren vollendet, mit glänzender Feierlichkeit von den versammelten Bischöfen eingeweiht und mit reichlichster Freigebigkeit von dem Kaiser beschenkt. Dieser Tempel faßt den Hügel Golgatha und das heilige Grab in sich, ist demnach sehr groß und erhielt sich bis auf unsere Zeiten. — Ueberhaupt verdankt das heilige Land dem großen Kaiser Constantin und seiner seligen Mutter eine bedeutende Anzahl frommer Denkmale und Kirchen, von denen jedoch die meisten durch die Wuth der Heiden zerstört wurden.

Es hatte aber die Religion kaum angefangen, unter diesem ersten christlichen Herrscher aufzuathmen und friedlicher Tage sich zu erfreuen, als Pilger in übergroßer Zahl aus allen Ländern nach Jerusalem wallfahrteten. Vergeblich bemühte sich kurze Zeit hernach Kaiser Julian der Abtrünnige, den Siegen des Kreuzes sich zu widersetzen und den Juden die Erlaubniß zu ertheilen, den zerstörten Tempel wieder zu erbauen. Der Himmel spottete seiner und besiegelte den Ausspruch des Welterlösers durch die Zerstörung des Werkes der Gottlosigkeit, und zwar auf eine Weise, die sowohl Juden als Heiden und Christen in Schrecken und Staunen versetzte. Wenig geschichtliche Thatsachen sind durch so viele und so gewichtige Zeugnisse erwiesen. Die getreuen Erzählungen des heiligen Gregor von Nazianz, Rufin's und Anderer wurden durch das unverwerfliche Zeugniß des heidnischen Christenfeindes Ammianus Marcellinus bestätigt, der von diesem furchtbaren Ereignisse selbst spricht: „Schreckliche feurige Kugeln schoßen aus dem Schooße der Erde zu wiederholten Malen hervor, verzehrten die Arbeiter und machten den Ort ganz unzugänglich."

Noch erübrigt uns von der Kirche zum heiligen Grabe zu sprechen.

Christen wie Muhamedaner werden bei dem Anblicke dieses Riesengebäudes zum Erstaunen hin-

gerissen, das aus drei gleichsam in einander fließenden Kirchen besteht; nämlich aus der eigentlichen Kirche zum heiligen Grabe, aus der des Calvarienberges und aus jener der Auffindung des heiligen Kreuzes. Diese Gestaltung hat zwar allerdings etwas Unregelmäßiges; doch darf man hierüber sich nicht wundern, weil man bei dem Baue nach den heiligen Orten sich richtete, die man in den Umfang dieses Tempels einschließen wollte. Ungeachtet dieser Unregelmäßigkeit hat sie die Form eines Kreuzes und mißt, — die unterirdische Kirche der Auffindung des heiligen Kreuzes nicht mitgerechnet, eine Länge von 120 und eine Breite von 70 Klaftern. Ueber derselben erheben sich drei herrliche Kuppeln, aus denen jene, die über der Kirche zum heiligen Grabe steht, 30 Klafter im Durchmesser hat. Dies ist die eigentliche Kirche und sie steht genau auf jener Stelle des Calvarienberges, wo der göttliche Heiland begraben wurde. Die Kapelle selbst ist das Schiff der Kirche. Sie ist zirkelrund und empfängt nur Licht durch die Kuppel, unter der das heilige Grab als ein für sich abgeschlossenes Gebäude steht. Achtzehn Marmorsäulen schmücken den Umkreis dieses Rundgebäudes. Diese bilden eben so viele Bogenstellungen und tragen eine Reihe anderer kleinerer Säulen sammt ihren Arcaden.

Kein Sterblicher betritt dies Heiligthum, ohne von den gewaltigsten Eindrücken ergriffen, von den tiefsten Empfindungen, von einer Fülle wundersamer und heiliger Gedanken durchströmt zu werden.

Der erste Anblick, läßt sich ein berühmter Reisender vernehmen, erfüllt mit Verwunderung und Ehrfurcht. Die Größe und Höhe der Mittelhalle, der Tempel im Tempel, die Gänge, Kirchen, Stiegen und Höhlen, die verschiedenen Völkerschaften, welche den Gottesdienst zugleich üben, das Wohnen, Kaufen und Verkaufen in den Zwischenhallen, die Frömmigkeit, mit welcher Christ und Muhamedaner vor dem

nämlichen Grabe sich beugen, machen diesen Tempel zum Mittelpunkt der Welt. Er ist bei Tag und bei Nacht besucht und niemals leer. Die Marken der Zeit sind da ohne Kraft. Diese Kirche ist eine Welt, in welcher besonders zur Nachtzeit und beim Scheine von tausend Lichtern und Lampen das Auge des Pilgers erst spät sich zurecht findet.

Was jedoch befremden dürfte, ist, daß sie kein Portal mit Säulen hat. Der Eingang in die Kirche geschieht durch zwei Seitenthüren, von welchen aber die eine verschlossen ist. Diese hat ein kleines Fenster, durch das eine Eisenstange durchzogen ist, und man reicht durch dasselbe das Essen den Ordensgeistlichen, die in der Kirche sich befinden und zu zwei Monaten darin verbleiben, worauf sie von Andern ihres Klosters abgelöst werden. Sie wohnen während dieser Zeit, wenn sie dem heiligen Dienst nicht abwarten, in kleinen angrenzenden Zellen.

Die zweite dieser Thüren wird von den Türken sorgfältig bewacht; denn sie ist ihnen ein ergiebiger Geldquell. Sie sind die Zöllner des Tempels. Sie nehmen von jedem Raja, das heißt von jedem Fremden beim Eintritt vier Piaster, ungefähr zweiundvierzig Kreuzer ab. Selbst die christlichen Unterthanen der Pforte sind nicht ausgenommen.

Einheimische Christen, wie alle Geistlichen bezahlen die Hälfte. Die Wächter bei der Kirchenthür sind mit langen Peitschen bewaffnet und schlagen Die blutig, welche es versuchen, in das Innere einzudringen, ohne diesen Tribut zu entrichten.

Die Dunkelheit, die im Innern dieses Tempels herrscht, überrascht den Pilger im ersten Augenblick und bereitet ihn zu großen Eindrücken vor. Der erste Gegenstand, den er erblickt, ist der Stein der Salbung, auf welchem der Leichnam des Herrn vor seiner Grablegung mit Myrrhen und Aloe balsamirt ward. Dieser Stein hat eine Länge von acht und eine Breite von zwei Schuhen. Da einige Pilger

so unbescheiden waren, Splitter davon abzuschlagen, ward er mit einer rothen Marmorplatte überdeckt. Ueber demselben brennen zehn Lampen in Einem fort.

Zur Rechten des Eingangs in die Kirche, dann zwölf Schritte von dem Steine der Salbung befindet sich der Hügel Golgotha. Zwei Treppen, jede von einundzwanzig Stufen, führen auf zwei Seiten hinauf. Die Spitze desselben ist gegenwärtig in zwei Kapellen umgewandelt, die mit Marmor bekleidet und durch einen Bogengang geschieden sind. Die eine dieser Kapellen, die insbesonders den Namen des Calvarienberges führt, gehört den Griechen und ist Tag und Nacht durch eine sehr große Anzahl Lampen erleuchtet. Hier ward das heilige Kreuz erhöht, an welchem der Sohn Gottes starb, das menschliche Geschlecht vom ewigen Tode zu erlösen. Die heilige Stätte selbst ist von einem Altare bedeckt; und man muß sich unter diesen Altar bücken, die Oeffnung zu sehen, wo dies Werkzeug unsrer Erlösung stand.

Welches Herz muß aber bei diesem Anblicke nicht von innigster Liebe, von zartester Dankbarkeit und tiefster Zerknirschung durchdrungen werden! —

Das heilige Kreuz stand im Rücken von Jerusalem und das Angesicht Jesu war Europa zugewendet, wo seine Kirche am herrlichsten aufblühen sollte. Die beiden Kreuze der Schächer standen tiefer und nicht in gleicher Linie mit dem Kreuze des Herrn; sie bildeten vielmehr ein Dreieck, also daß der leidende Heiland ihnen in's Angesicht sehen konnte. In der Nähe des Ortes, wo das Kreuz aufgerichtet war, sieht man noch jetzt einen Felsenstein, der bei dem Tode Jesu sich spaltete. Dies Wunder ist auffallend und spricht zu Aller Augen. Die Oeffnung des Felsen ist unbedeckt und man sieht dieselbe durch ein silbernes Gitter.

Der Theil des Calvarienberges, aus dem die andere Kapelle besteht, ist der Ort, wo der göttliche Heiland gekreuzigt wurde. Sie gehört den Lateinern

zu. Auch hier brennt Tag und Nacht eine große Zahl Lampen, und es werden täglich die heiligen Geheimnisse daselbst gefeiert. Dem Altar zur Rechten sieht man auswendig in eine Kapelle, die der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht ist; und wo täglich vor Anbruch des Tages ein Priester des Klosters vom heiligen Lande das heilige Meßopfer darbringt. Man hält diese Stätte für den Ort, wo die jungfräuliche Mutter des Herrn sich hinbegab, während die Zurüstungen zur Kreuzigung ihres geliebtesten göttlichen Sohnes geschahen, und wo die schrecklichen Hammerschläge ihr von heiliger Liebe flammendes Herz gleich eben so vielen Schwertern durchdrangen.

Steigt man vom Calvarienberg hinab, so kommt man in eine kleine Kapelle, wo die Säule der Schmach steht, von der bereits die Rede war. Etwa fünfundzwanzig Schritte weiter steigt man auf einer Stiege von dreißig Stufen in eine noch tiefere Kapelle. Diese Kapelle ist groß, und eine Kuppel, die über dieselbe hervorragt, wird von vier Säulen getragen. Zur Linken sieht man den Ort, wo die heilige Helena verweilte und betete, indeß man auf ihren Befehl Nachgrabungen machte, das heilige Kreuz aufzufinden. Dieses aber ward zwölf Stufen tiefer in der nämlichen Kapelle gefunden.

In eben derselben Reihe, nur zehn Schritte weiter von der Kapelle der heiligen Helena sieht man abermals eine andere an dem Orte, wo die Kriegsknechte sich in die Kleider Jesu theilten. Und beschreibt man von dort einen kleinen Umkreis von etwa vierzig Schritten, so kommt man an die Stelle, wo der göttliche Heiland der weinenden Maria Magdalena erschien, die in ihrem trostlosen Schmerze Ihn für den Gärtner hielt. Hier steht ein Altar, diesem gegenüber aber eine Kapelle. Sie wird die Kapelle der Erscheinung genannt, weil daselbst nach einer uralten Ueberlieferung der erstandene Jesus vor allen Andern seiner heiligen Mutter soll erschienen sein.

Tritt man aus dieser Kapelle heraus, so erblickt man jenes prachtvolle Rundgebäude, von dem oben die Rede war. In der Mitte desselben und gerade unter der Kuppel, durch welche das Licht einfällt, erhebt sich ein, mit kleinem halbgothischem Schnörkelwerk geschmücktes und aus gelbem und weißem Marmor erbautes Grabmal in Form eines Trauergerüstes. Unterhalb dieses Grabmals befindet sich das heilige Grab des Herrn.

Der Eingang in dasselbe ist auf der Ostseite. Hat man die Thür überschritten, so befindet man sich in der Kapelle des Engels, die inwendig mit Marmor bekleidet ist und in der Mitte einen Stein von achtzehn Fuß in's Gevierte hat. Auf diesem Steine saß der Engel Gottes, den die heiligen Frauen sahen, als sie zu dem Grabe traten und der ihre tiefe Traurigkeit durch die Worte aufrichtete, die auch jetzt noch jeden, von frommer Andacht durchdrungenen und über den Tod seines göttlichen Erlösers weinenden Pilger trösten: „Fürchtet euch nicht; er ist auferstanden und nicht mehr hier."

Dem gedachten Trauerdenkmal gegenüber sieht man eine sehr niedere und enge Thür, durch welche ein heller Lichtschein dringt. Diese führt in ein kleines Gemach von ungefähr acht Fuß Höhe, sechs Fuß Länge und eben so großer Breite, das durch vierzig immerdar brennende Lampen erleuchtet wird. Der Rauch derselben findet seinen Ausgang durch drei Oeffnungen, die an der Decke des Gebäudes angebracht sind. Zur Rechten desselben ist eine Marmortafel von der Länge des Gemaches; doch hat sie nur eine Breite von drei und eine Höhe von ungefähr zwei Fuß. Dies kleine Gemach ist das heilige Grab. Die Tafel aber ist die Grabestafel, auf welche der heiligste Leichnam unseres Herrn, das Haupt gegen Abend, die Füße aber gegen Morgen hingelegt ward. Beide, das Grab und die Tafel, sind, wie man deutlich sieht, aus dem leben-

digen Felsen gehauen. In dem heiligen Grabe wird täglich nach den verschiedenen Riten der verschiedenen Völkerschaften der Reihe nach das unblutige Opfer dargebracht.

Dem heiligen Grabe gegenüber ist die Kirche der Griechen. Sie ist sehr prächtig. In der Mitte befindet sich ein marmorner Kreis und in dem Mittelpunkte desselben eine kleine Säule, hier soll der Mittelpunkt der Erde sein.

Acht verschiedene Völkerschaften: die Lateiner oder Abendländer, die Griechen, die Armenier, die Abyssinier, die Nestorianer, die Maroniten, die um den Berg Libanon wohnen, die Gregorianer und die Kopten theilen sich in die Kirche des heiligen Grabes und jede dieser Nationen hat ihre eigenen Heiligthümer und Kapellen.

„In Jerusalem trägt Alles," bemerkt der fromme Trappistengeneral Geramb, „das Merkmal des Fluches, der diese unglückselige Stadt getroffen hat. Alles ist hier außerordentlich, Alles traurig. Die Vögel singen sehr wenig, die Tauben girren nicht. Die Stadt ist öde und verlassen. Man sieht nur wenige Personen."

„Eine Farbe der Wehmuth," berichtet Prokesch, einer der letzten Reisebeschreiber, „war über das ganze Gemälde ausgegossen, die nur in den Klageliedern des Propheten Jeremias empfunden und ausgesprochen ist: ‚Wie sitzt so einsam die Stadt, einst so voll des Volkes! Gleich ist sie geworden einer Wittwe, die Königin der Völker! Zinsbar ist sie geworden, die Fürstin über die Lande!'"

Alles liegt darnieder in der traurigen Stadt. Die Christen verfertigen Crucifixe und Rosenkränze und treiben Handel damit, um wenigstens dadurch zum Theil den Tribut zu erschwingen, den sie an die Türken bezahlen müssen.

Sogar die Juden, die sonst überall thätig zum Handel und Erwerb sind, beschäftigen sich hier nur

mit Gelehrsamkeit und frommen Uebungen. Sie führen meistens ein sehr ärmliches Leben. Freitag Nachmittags versammeln sie sich auf einem Platze außerhalb der Mauern, der Moschee Omar's gegenüber, um über die Zerstörung ihres Tempels zu weinen. Aber für die Erlaubniß, diesen Platz betreten zu dürfen, müssen sie den Türken jährlich einen eigenen Tribut bezahlen.

Sie wohnen in elenden Baracken zwischen dem Sion und Morija, unter Ruinen und Trümmerschutt in hoffnungsloser Erinnerung der uralten Größe ihres Volkes, der Herrlichkeit David's und Salomon's. In hohem Alter kommen sie hieher aus der Ferne, um im Thale Josaphat begraben zu werden; dort wird, wie sie nach dem Propheten Joel erwarten, einst das Gericht über die Auferstandenen gehalten.

„Nichts kann ergreifender sein," sagt Nicolayson, „als der Contrast zwischen dem heruntergekommenen, elenden Aussehen einiger polnischen Rabbinen, die in Jerusalem am Sabbath in einer dunklen, erbärmlichen Oberstube versammelt sind und dem prachtvollen, jüdischen Gottesdienst der ganzen Judenschaft im früheren herrlichen Tempel. Doch mehr noch ergreift der Contrast zwischen dem religiösen Licht und Gefühl der alten Juden und der Finsterniß und Trauer, welche auf den jetzigen Juden ruht. Ach, wann wird die Decke von ihren Augen genommen!"

„Wir fanden sie," erzählt ein anderer Reisender, „Freitags auf der Erde nahe der Mauer des Tempelbergs sitzend, sie lasen ihre hebräischen Bücher. Es war herzergreifend, diese Nachkommen Abraham's, meist armes zerlumptes Volk, im Staube sitzen zu sehen; sie müssen das Privilegium bezahlen, da zu weinen, wo ihre Väter sangen; elende Sklaven sind sie auf derselben Stätte, wo ihre Väter mächtige Könige waren."

„Sehen Sie diese Moschee der Muselmanen?" fragte Rabbi Saadiah einen Missionär. „An jener

Stelle stand ehemals unser Tempel. Aber er ist zerstört — leider! leider! leider! Und seitdem muß Israel lange ohne Opfer bleiben."

Sie geben ihren Gefühlen Ausdruck mit folgenden Worten, die eine Art Litanei bilden.

I. Chorgesang.

Vorbeter. Wegen des Palastes, der wüste liegt,
Volk. Da sitzen wir einsam und weinen.
Vorbeter. Wegen des Tempels, der zerstört ist,
Wegen der Mauern, die niedergerissen sind,
Wegen der Majestät, die dahin ist,
Wegen unserer großen Männer, die darnieder liegen,
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,
Wegen unserer Priester, die gestrauchelt haben,
Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben.
} Da sitzen wir einsam und weinen.

II. Chorgesang.

Vorbeter. Wir bitten dich, erbarme dich Zions!
Volk. Sammle die Kinder Jerusalems.
Vorbeter. Eile, Eile, Zions Erlöser,
Volk. Sprich zum Herzen Jerusalems.
Vorbeter. Schönheit und Majestät möge Jerusalem umgeben.
Volk. Ach, wende dich gnädig zu Jerusalem!
Vorbeter. Möge bald die königliche Herrschaft über Zion wieder erscheinen,
Volk. Tröste, die trauern über Jerusalem!
Vorbeter. Möge Friede und Wonne einkehren in Zion,
Volk. Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem!

Bethlehem.

Pilger, die das heilige Land besuchen und von Jerusalem nach Bethlehem wallen, werden von einem wundersamen Wechsel der Gefühle ergriffen. Dort sahen sie eine schaurige Stadt, wo Alles an die blutige Marter, an den schmählichen Kreuzestod des göttlichen Erlösers, an den schweren Blutfluch sie erinnert, der unabwendbar über dieser gottesmörderischen Stadt schwebt; und alle diese Dinge erfüllten ihr Herz mit innigster Wehmuth.

Hier aber erwacht in kindlich frommen Gemüthern die süßeste Freude und stimmt sie zu Wonnethränen lieblicher Andacht bei dem Anblicke der Stätte, wo die ewige Weisheit Gottes sich herabließ, in kindlichen Gliedern geboren zu werden; indeß die Engel des Himmels die Herrlichkeit derselben armen Hirten verkündigen und ein Wunderstern ferne Könige zur Krippe des neugebornen Königs führt.

Bethlehem, einst die Stadt David's genannt, weil es die Geburtsstadt dieses großen Königs war, wurde feierlich von dem Propheten als die Stadt besungen, aus welcher Derjenige hervorgehen sollte, dessen Tage von Ewigkeit sind und der der ewige Herrscher des wahren Israels sein sollte.

Da sie der Stammort des Geschlechtes David war, kam — wie die heilige Geschichte uns lehrt, die jungfräuliche Mutter des Sohnes Gottes mit ihrem heiligen Bräutigam Joseph dahin, sich aufzeichnen zu lassen, und erfüllte hier die Weissagungen der Seher Jesaias und Michäas, da sie als Jungfrau den Erlöser und zwar in einem dürftigen Stalle gebar, weil sie nicht Raum in der Herberge fanden.

Die einst blühende Stadt liegt zwei Stunden südlich von Jerusalem. Nun ist sie ein armes Dorf, das von 1800 Katholiken und eben so vielen Griechen, 50 Armeniern und ungefähr 140 Türken bewohnt ist.

Der Ort liegt auf einem hohen Hügel, der ein langes Thal beherrscht und eine schöne Aussicht auf die Gegend von Jericho, das todte Meer und die Gebirge Arabiens gewährt. Er ist, wie beinahe alle Dörfer des heiligen Landes, höchst dürftig gebaut. Jedes Haus ist ein viereckiger Steinhaufen, ohne Ordnung mit unregelmäßigen Oeffnungen, deren eine die Thür, die andere das Fenster genannt wird.

Der Boden ist heute noch sehr fruchtbar: Feigen und Weintrauben von trefflichem Geschmacke wachsen daselbst im Ueberfluß und Baum- und Feldfrüchte gedeihen reichlich, allein man bebaut das Erdreich nicht. Der Haupterwerbszweig der armen Ortschaft besteht darin, daß sie Rosenkränze, Crucifixe und andere Gegenstände der Andacht verfertigen, die sie an die Pilger verkaufen. Doch wenden wir nun unsern Blick zu der heiligen Stätte, dem ersehnten Ziele frommer Pilgrime.

Schon in den frühesten Zeiten hatten die Christen eine Kapelle über der Felsengrotte errichtet, wo der göttliche Erlöser geboren ward, und die, wie manche Grotte der Berge in Judäa den Hirten zu einem Stalle diente. Der heidnische römische Kaiser Aelius Adrianus, der alle heiligen Stätten entweihte, errichtete daselbst einen Götzentempel und stellte das Bild des Adonis darin auf. Dieser Tempel aber zerfiel noch vor Constantin's Zeiten, dessen Mutter Helena im Jahre 320 daselbst eine prachtvolle Kirche erbauen ließ. Dieser Tempel, der bei den Zerwürfnissen der Zeit oft zerstört und abermals aufgebaut wurde, trägt noch die Spuren seines griechischen Ursprungs und steht mit dem Kloster des Franciscaner-Ordens in Verbindung, das die Gestalt eines hohen befestigten Schlosses hat.

Die Kirche des Klosters hat die Gestalt eines Kreuzes. Eine Treppe führt hinab zur heiligen Grotte.

Sie ist unter dem Chor der Kirche und hat

eine Länge von siebenunddreißig, eine Breite von eilf und eine Höhe von neun Fuß.

Sie ist mit kostbarem Marmor gepflastert und auch der Felsen ist mit Marmortafeln bekleidet. Im Hintergrunde gegen Osten ist die Stelle, wo die jungfräuliche Mutter ihr göttliches Kind gebar. Sie ist mit weißem, von Jaspis überzogenem Marmor bedeckt und von einem Rundkreis mit silbernen Strahlen umgeben, um deren Saum die Worte stehen: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est! (Hier ward von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren!) Zweiunddreißig Lampen brennen Tag und Nacht an dieser heiligen Stätte, wohin niemals ein Strahl des Tageslichtes dringt. Oberhalb derselben ist eine Tafel von Marmor, die als Altar dient und von zwei kleinen Säulen getragen wird. Zwischen diesen beiden Säulen, unter dem Altar, wirft der fromme Pilger sich nieder, den heiligen Ort zu küssen, der durch die Inschrift bezeichnet ist. Ueber diesem Altare brennen drei Lampen, deren größte und schönste aus purem Golde, das Geschenk eines französischen Königes ist. Einige Schritte tiefer gegen Mittag steht eine Krippe aus weißem Marmor von Einem Stücke; die ursprüngliche heilige Krippe, die von Holz war, wurde nach Rom überbracht. Im Hintergrunde hängt ein schönes Gemälde, das die Anbetung der Hirten darstellt und den Stein des Felsen verdeckt. Dies Gemälde wird nur am heiligen Weihnachtstage herabgenommen, wo der Fels der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt bleibt.

Von jeher betrachteten fromme christliche Fürsten es als eine heilige Pflicht, Geschenke für die Verzierungen der heiligen Krippe zu senden; auch ist dieselbe immer mit prachtvollen Tapeten und Ueberhängen aus weißer Seide, mit goldenen Rosen und Stickereien übersäet, bedeckt. An dem Orte, wo die drei Weisen das göttliche Kind anbeteten, steht ein

Altar mit einem köstlichen Gemälde, das diese Anbetung darstellt.

In der Nähe der Grotte findet sich das Grab der heiligen unschuldigen Kindlein, die der grausame Herodes ermorden ließ. Ein Altar bezeichnet die Stelle.

Das Kloster wird heutzutage von zwölf Vätern des Franciscanerordens bewohnt. Diese Ordensgeistlichen besuchen täglich mit Kerzen in der Hand processionsweise die Grotte der heiligen Geburt des Herrn und singen Hymnen und Verse, die auf das menschenbeglückendste Ereigniß der ganzen Weltgeschichte — auf die gnadenreiche Geburt des Weltheilandes sich beziehen.

In der Nähe, ungefähr eine halbe Stunde entfernt, auf einem sehr steilen Abhang liegt das so genannte Dorf der Hirten. Im Grunde des Thales aber liegt die Flur, wo der Engel Gottes ihnen erschien und die freudenreiche Geburt des Erlösers ihnen verkündigte.

Im Norden von Bethlehem ist das Dorf des heiligen Johannes des Täufers und die Felsengrotte, wo er seine ersten Jahre verlebte. Diese ist mitten im Gebirge und auf dem Abhang eines Berges. Der Eingang in dieselbe ist von einem breiten Johannisbrodbaum beschattet und es rieselt daselbst unter Blumen eine Quelle, die in kleinen Wasserfällen in das Thal hinabfließt.

Nazareth.

Ohne allen Zweifel ist Nazareth, wo der Sohn des erbarmnißreichsten Gottes das Gewand unserer Menschheit annahm, einer der denkwürdigsten Orte des ganzen heiligen Landes für den frommen, christlichen Pilger.

Nazareth, die Blühende, liegt nordwestlich gegen den Tabor hin und ist fünfundzwanzig Stunden weit

von Jerusalem entfernt. Zu den Zeiten des Herrn umgab sie den Gipfel eines stattlichen Hügels, der eine wunderschöne Aussicht auf die Umgegend gewährt. Dies alte Nazareth aber liegt nun meist in Trümmern und das neue liegt etwas abwärts in einem Thalkessel.

Wenn auch einige Häuser von besserer Bauart sich darin finden, so ist es im Ganzen zur Jetztzeit doch ein armer elender Flecken, worin nicht eine einzige gerade Straße ist. Jedes Haus hat, wie dies schon im alten Nazareth der Fall war, ein unterirdisches Gemach.

Aber selbst in den Zeiten Christi schien die damalige Stadt nicht in sonderlichem Rufe und Ansehen zu stehen, da Nathanael von derselben sprach: „Kann je etwas Gutes von Nazareth kommen?" — Indeß entsprach sie wenigstens damals ihrem blühenden Namen im vollen Sinne des Wortes; denn die ganze Gegend war überaus fruchtbar.

Doch auch jetzt noch fehlt es derselben keineswegs an Fruchtbarkeit. Du findest die Wege dahin mit Feigen- und Obstbäumen besetzt und die Felder mit Aernten bedeckt.

In dieser dunkeln und unansehnlichen Stadt verbarg sich das Licht der ewigen Weisheit. Hier verlebte der Sohn Gottes in Knechtsgestalt den bei weitem größten Theil seiner irdischen Laufbahn in tiefer Stille und ermahnte durch sein Beispiel alle seine Gläubigen zur Arbeit, da er sich selbst dem mühsamen Gewerke eines Zimmermannes unterwarf. Im Jahre 337 zur Zeit des heiligen Cyrillus, Bischofs von Jerusalem, zeigte man noch eine hölzerne Dachrinne, die für das Werk des göttlichen Handwerkers gehalten ward.

Gott segne das ehrsame Handwerk! welches durch die Schwielen der Hand des Gottmenschen selbst geweiht ist. —

Das Haus der jungfräulichen Mutter des Herrn stand auf dem Abhang des Hügels gegen Norden hin. Hinter demselben war die Grotte, wo, der Ueberlieferung zufolge, der Engel des Herrn ihr das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes verkündigte.

Nazareth zählt gegenwärtig ungefähr siebentausend Bewohner, Katholiken, Maroniten, Griechen und Türken. Die ersten sind die zahlreichsten; und was fürwahr zu wundern ist, die Türken haben die größte Rücksicht für die Katholiken und behandeln sie wie Brüder. Die Häuser der Ortschaft bilden gleichsam ein Amphitheater, das sich gegen die Seite des Berges hin gruppirt.

Das Kloster der lateinischen Väter zu Nazareth ist, so wie die meisten Klöster des heiligen Landes, eine Art festen Schlosses, in welches man durch ein starkes Thor eingeht, das durch ein eisernes Gitter verwahrt ist. Es ist das reichste und reinlichste unter allen Klöstern in Palästina und so geräumig, daß darin tausend Menschen Raum und Wohnung finden können. Die Kirche, die im Innern desselben ist, konnte noch nicht gänzlich ausgebaut werden.

Unter dem Hochaltar der Kirche ist eine Treppe aus weißem Marmor, die zu dem Hause der seligsten Jungfrau führt. Dies Haus war in zwei Theile eingetheilt; der vordere Theil war jenes Gebäude, das, einer frommen Sage zufolge, durch die Engel nach Loretto gebracht wurde, und dessen Grundfesten noch jetzt an dem Orte zu sehen sind, wo dasselbe stand. Die Kapelle, die nun an der Stelle desselben steht, dient den Ordenspriestern zu einem Chor. — Gegen Mittag hin steht der andere Theil des Hauses; dieser ist ein gewölbter Saal, den man die Kapelle des Engels nennt, und der eine Länge von vierundzwanzig und eine Breite von eilf Schuhen hat. Diese heilige Stätte ist wie die meisten andern zu

Jerusalem und zu Bethlehem mit Seide und Marmor reich geschmückt.

Die heilige Helena hatte zu Nazareth die prächtigste Kirche im ganzen Morgenlande erbauen lassen, in deren Umfang viele heiligen Stätten eingeschlossen waren. Eine Säule bezeichnete den Ort, wo der heilige Engel Gottes der Jungfrau Maria die himmlische Botschaft brachte; und zwei Fuß weiter von dort eine andere die Stelle, wo diese heiligste Jungfrau damals im Gebete begriffen war. Von dieser Kirche erübrigen nur noch einige Trümmer, die an die Größe derselben erinnern. Die erste der gedachten Säulen jedoch verblieb noch ganz; die zweite aber wurde von Räubern zerstört, welche sich eingebildet hatten, es lägen Schätze in dem Innern derselben verborgen. Noch hängt indessen nahe bei dem Heiligthum, aus unbekannten und wie Viele erachten, wunderbaren Ursachen ein Theil dieser Säule an der Decke der Grotte. Gegen Westen steht ein Altar von Marmor in dem Heiligthum. Zweiunddreißig silberne Lampen beleuchten den geheimnißvollen Ort. Man liest daselbst auf einer Marmortafel in großen Buchstaben die Worte: Hic verbum caro factum est! „Hier ist das Wort Fleisch geworden!"

„Die Kirche von Nazareth," sagt Pater Geramb, „flößt ohne Zweifel unter allen Kirchen der Welt die lebhafteste, innigste Liebe zur allerseligsten Jungfrau ein. Ueberall sieht man hier ihr Bild. Der Katholik pflückt keine Blume, die er nicht dieser glorreichen Gottesgebärerin als eine Huldigung darbringt und auf ihren Altar niederlegt. Allenthalben trifft man Inschriften zu ihrer Ehre. Auf allen Thüren, auf allen Mauern liest man die Worte: Gegrüßet seist du Maria! Kurz, diesen süßen Namen findet man überall."

Gegen die Anhöhe des Berges hin, auf der Mittagseite, stehen die Trümmer einer Frauenabtei und eine Kirche zu Unsrer Lieben Frau, von der

Angst genannt, an der Stelle, wo der Sage nach die Mutter des Herrn in Ohnmacht sank, als die Juden ihren göttlichen Sohn fortführten, um ihn von der Höhe hinabzustürzen. Die Stelle, wo er ihrer Wuth sich entzog, ist ebenfalls durch alte Trümmer bezeichnet.

Gegen Norden von Nazareth stand einst das Haus, das dem heiligen Joseph angehörte. Hier war seine Werkstätte. Die heilige Helena hatte dasselbe in eine Kirche umgewandelt; heutzutage aber dient diese Kirche den Mauren zu einer Moschee. Doch ist den Pilgern gestattet, sie aus Andacht zu besuchen.

In der Nähe steht ein Brunnen mit einem Wasserbehälter aus einem viereckigen Steine und einer steinernen Stiege. Dieser Brunnen führt seit undenklichen Zeiten den Namen des Brunnens der Jungfrau. Denn es besteht der Glaube, daß dieser Brunnen zum Gebrauche der heiligen Familie bestimmt war und daß die jungfräuliche Mutter und ihr göttlicher Sohn hier das Wasser schöpften, dessen sie zum häuslichen Gebrauche bedurften.

Es werden zu Nazareth und in der Umgegend den frommen Pilgern auch noch andere Stätten gezeigt, welche dem Andenken der heiligen Familie und des Herrn insbesonders geweiht sind. Die meisten derselben waren durch Denkmale und kleine Kapellen bezeichnet, die aber durch die Länge der Zeit und zumal durch die Wuth heidnischer Verfolger zerstört wurden.

Der Jordan.

Ohne Zweifel ist der Jordan der merkwürdigste Fluß der ganzen Erde. Kein Fluß kann, wie er, mit dem Namen eines Wunderflusses sich schmücken.

Hochberühmt war sein Name schon in den Zeiten des alten Bundes durch den Durchzug der heiligen

Bundeslade und des Volkes Israel unter Josua, wo seine Gewässer gleich Mauern standen, bis das ganze Volk, dessen Anzahl damals beinahe auf drei Millionen sich belief, hindurch geschritten war; worauf Josua einen Mann aus jedem der zwölf Stämme Israels berief und ihnen befahl, dem Grunde des Flusses zwölf große Steine zu entheben, und solche an das Land zu tragen, der Nachkommenschaft zu einem Denkmal und Zeugniß.

Hierauf aber errichtete er aus den zwölf Steinen einen Altar, für diesen wunderbaren Durchzug dem Herrn ein Dankopfer darzubringen. Beda, der Ehrwürdige, bezeugt, man habe das, aus jenen zwölf Steinen errichtete Denkmal noch zu seiner Zeit gesehen und diese Steine seien von solcher Größe gewesen, daß kaum zwei sehr starke Männer es vermocht hätten, einen derselben von der Stelle zu bewegen. Dies Denkmal stand ungefähr eine halbe Stunde von Galgal. Von diesen nämlichen Steinen sprach, wie erachtet wird, der heilige Täufer Johannes, der in dieser Gegend taufte, zu den Juden, Gott könne dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken.

Das Wunder der Theilung der Gewässer dieses Flusses ward späterhin abermals für den Propheten Elias und seinen Jünger Elisäus erneuert. Denn als Beide am Ufer standen und Elias auf Antrieb des Geistes jenseits desselben sich begeben wollte, schlug er das Wasser des Flusses mit seinem Mantel und es theilte sich, so daß Beide trockenen Fußes hindurch gingen.

In diesem Wunderflusse ward auch der syrische Feldherr Naaman von dem Aussatz geheilt, nachdem er auf Geheiß des Propheten siebenmal sich darin gewaschen hatte. Noch mehrere Wunder geschahen in späteren Zeiten in eben demselben Flusse.

Doch am wunderbarsten verherrlicht und ge-

heiligt wurden diese Fluthen durch den Sohn Gottes, als er in dieselben hinabstieg, getauft zu werden von Johannes, den er selbst dadurch heiligen wollte. Und es besteht der allgemeine Glaube, daß durch die Berührung Jesu Christi das Wasser dieses Flusses unverweslich wurde. So viel ist wenigstens durch die Erfahrung erwiesen, daß Viele dies Wasser Jahre lang aufbewahrten und daß solches fortwährend rein, klar und ohne Spur einer Fäulniß sich erhielt.

Salim, eine kleine Landschaft an den Ufern des Jordans im Süden von Bethanien war der Ort, wo der heilige Vorläufer des Herrn zu taufen begann. Beinahe alle Pilger des heiligen Landes, kranke sowohl als gesunde, baden sich aus Andacht in diesem Flusse; und zwar geschieht dies gewöhnlich zwölf Stunden unterhalb des See's Genesareth, weil allgemein erachtet wird, daß dort der Herr Jesus von Johannes getauft wurde, wo der Himmel sich öffnete, der heilige Geist in Gestalt einer Taube erschien und die Stimme des himmlischen Vaters ertönte: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“

Die Hebräer nennen diesen Fluß Jordan, den Fluß des Gerichtes. Die Araber betrachten ihn als einen heiligen Fluß.

Der Jordan entspringt aus zwei Quellen bei dem Berge Hermon (Antilibanon). Von diesen beiden Quellen wird die eine Jor, die andere Dan genannt. Die eine entspringt dem kleinen See Phiala, die andere liegt westlich. Beide bilden kleine Flüsse, welche ihr Gewässer bei Cäsarea Philippi vereinigen und von diesem Zusammenfluß den Namen Jordan erhalten. Drei Stunden weit von seinem Ursprunge bildet er einen kleinen See, den die Alten Merom nannten.

Der Jordan, den man mit der Tiber vergleicht, hat gewöhnlich nur sechzig Fuß in seiner größten Breite,

ausgenommen bei seiner Mündung, wo seine Breite wenigstens dreihundert Schritte beträgt. Er ist indessen an manchen Orten so tief und sein Strom ist überhaupt so schnell und reißend, daß er schwer zu überschwimmen ist. Durch den Schnee des Berges Libanon, der im Sommer schmilzt, tritt er weit über seine Ufer aus und erreicht bei dem Anwachsen der Gewässer einen Umfang von zwei Stunden. Sonst ist er mit Gesträuch, kleinen Bäumen und Schilf umwachsen. In diesen Gebüschen halten sich oft Löwen und Tiger auf, die von den Gebirgen herabkommen. Auch Schlangen werden da gefunden von oft ungewöhnlicher Länge.

Cäsarea Philippi, wo die Gewässer des Jordan sich vereinigen, war die ursprüngliche Stadt Dan im Stamme Nephtali; sie ward auch Paneas von dem Götzen Pan genannt, den die Einwohner in einer Höhle anbeteten.

Philippus, der Sohn des Herodes Antipas, vergrößerte und verschönerte diese Stadt und gab, dem Cajus Caligula, dem vierten Cäsar zu Ehren, ihr den Namen Cäsarea. Um sie aber von Cäsarea in Palästina zu unterscheiden, nannte er sie Cäsarea Philippi.

Zwischen dem See Genesareth und dem todten Meere waren zu den Zeiten des Herrn zwei bedeutende Uebergangsplätze über den Jordan; der eine nördlich von Scythopolis, der andere in der Gegend von Jericho.

Ungefähr tausend Schritte unterhalb des See's Merom findet sich eine Brücke aus einem Bogen, die über den Jordan führt, welche die Brücke Jakob's genannt wird. Sie gewährt einen Uebergang für Diejenigen, die nach Damaskus aus Aegypten kommen oder dahin ziehen.

Dieser Fluß, der einzige bedeutende im ganzen heiligen Lande, strömt von Norden nach Süden,

fließt durch den See Merom und den See Genesareth hindurch und fällt nach einem Laufe von ungefähr fünfzig Stunden in das todte Meer. Der Anblick desselben erweckt in dem Herzen jedes frommen Pilgers heilige Erinnerungen und seine einsamen Ufer stimmen das Gemüth zu andächtigen Betrachtungen.

Der Berg der Verklärung.

Zwei Stunden von Nazareth entfernt liegt der Berg Tabor. Er erhebt sich an der Grenze der galiläischen Hochebene, abgesondert von allen übrigen Bergen als ein fast ringsum abgerundeter und oben abgestumpfter Kegel, zu dessen Gipfel ein enger Pfad sich hinaufschlängelt. Seine Oberfläche ist gegenwärtig mit Eichen und Pistazien bedeckt, welche letztere weiße, traubenförmig zusammenhängende Blumen und dann Nüsse mit höchst wohlschmeckenden Mandeln tragen. Der Gipfel des Tabor erhebt sich tausend Fuß hoch über die Ebene und hat fast eine halbe Meile im Umfang. Er ist oft umwölkt, die Morgennebel hängen sich um sein Haupt wie eine flockige Krone. Wenn aber Wind und Sonne sie zerstreut haben, so öffnet sich auf seiner Höhe eine reizende Aussicht. Nach Osten hin blickt man über den galiläischen See und den Jordan hinweg bis zu den Gebirgen Basan und Galaad, nach Westen über die Höhen des Karmel auf's Mittelmeer; gerade hinab nach Süden aber breitet sich die große Ebene Jezrael oder Esdrelon wie eine aufgerollte Karte aus. Der Tabor führt den Namen des heiligen Berges und noch immer wird hier von den griechischen und von den lateinischen Christen alljährlich unter der Theilnahme vieler tausend Pilger ein feierlicher Gottesdienst gehalten.

Der Berg Karmel.

Der Karmel ist ein weit über Land und Meer hinausschauendes Vorgebirge, von wo man, wie von

einer kühn aufstrebenden Warte nach Westen das ungeheure Halbrund des Meeres und nach Osten das galiläische Land auf zehn Meilen hinein überblicken und nach allen Seiten hin den Wolkenhimmel beobachten kann. Den Fuß des Karmels umkleiden noch heut Lorbeer- und Oelbäume, oben ragen Fichten und Eichen, die schönsten Blumen, Hyacinthen und Anemonen, bekleiden den Boden: daher der Name, denn Karmel bedeutet Gartenland.

Die Gebirgsmasse des Karmels besteht aus Kreide und Kalkstein, eine Gebirgsart, die im West-Jordanlande überhaupt vorherrscht und enthält eine ungeheure Menge, theils durch die Natur gebildeter, theils durch Menschenhände angelegter Höhlen, deren Bildung das genannte Gestein sehr günstig ist. Solche Höhlen, deren man am Karmel allein gegen zweitausend zählt, sind eines der am meisten charakteristischen Gebilde des Bodens in Palästina und für die Lebensart wie für die Geschicke der Bewohner von größter Bedeutung. Wie sie dem rohen Ureinwohner eine natürliche Wohnung darboten, so dienten sie auch den späteren Bewohnern, ja selbst den gegenwärtigen, die immer noch etwas Nomadenhaftes haben, zu Herbergen auf ihren Wanderungen, zu Stallungen für das Vieh, zu Verstecken auf der Flucht und zu Festungen in Vertheidigungskriegen.

Vor uralten Zeiten ist der Karmel den Heiden sowohl, als den Juden und Christen ein ehrwürdiger, heilig gehaltener Berg gewesen. Jene hatten ihn dem Zeus geweiht, auf ihm wurde dem Feldherrn Vespasian die Kaiserkrone geweissagt. In seinen Höhlen wohnten im Mittelalter die Mönche des hier gestifteten Karmeliter-Ordens, gleich den Bienen in ihren Zellen. Und noch jetzt besteht dort ein dem Propheten Elias gewidmetes Kloster zur Aufnahme von Pilgern, die hier alle europäische Bequemlichkeiten finden.

Hier auf Karmel, gleichsam im Angesichte von

Himmel, Erde und Meer sollte einst kund werden, wer der wahre Gott sei: ob Jener, den Elias verkündigt, oder Baal, in dessen Dienste vierhundertundfünfzig Priester angestellt waren. Gott selbst sollte dies dem Volke kund thun, indem er das Gebet seines Propheten erhörte und mit Feuer vom Himmel antwortete.

Lesern, welche, eine Beschreibung des heiligen Landes in der Hand, dasselbe aufmerksam und mit frommem Verlangen im Geiste durchwandeln, wird — bei der Erwägung seines so tiefen Verfalles, der schweren Tyrannei, unter welcher die Vertheidiger des Christenthums und Hüter der heiligen Stätten sich erhalten müssen, wo die heiligsten Geheimnisse der göttlichen Religion gewirkt wurden — wundersam wehmüthig zu Muthe. Gewiß auch kann kein christliches Herz der Traurigkeit bei dem Anblicke sich erwehren, wie durch die barbarische Tyrannei fremder Gewaltherrscher dies einst so fruchtbare, so gesegnete Land, dies Paradies des Orients, diese Stätte der Erlösung des menschlichen Geschlechtes, die der Sohn Gottes mit seinem Blute bethaute, — verödete und in eine steinige Wüste sich umwandelte; eben so wenig kann es den lebendigen Wunsch unterdrücken, dies wunderbare Land den Heiden entrissen und für immer im ruhigen Besitze der Christen zu sehen.

Wer jedoch die heiligen Schriften kennt, der sieht bei diesem Anblick mit Erstaunen in dieser Verödung, in diesem schweren Drucke die buchstäbliche Erfüllung jenes Fluches, den der Herr so oft und so nachdrücklich über das meineidige Israel aussprach: ihre Zerstreuung unter alle Völker und die ewige Verwüstung ihres Landes. —

Ohne es zu wissen, erfüllt die barbarische Unterdrückung des Moslemismus nur die Weissagungen, die der Allerhöchste so viele Jahrhunderte vorher über dies Land ausgesprochen hatte. „Verwüsten will ich eure Stadt und einer Einöde gleich machen eure heiligen Orte. Verderben werde ich euer Land; euch

aber werde ich unter alle Völker zerstreuen; und das Schwert hinter euch ausziehen und euer Land soll wüste sein und eure Städte zerstört" (Levit. 26).

„Dienen wirst du deinem Feinde, den der Herr über dich senden wird, in Hunger und Durst und in Blöße und in aller Dürftigkeit; und er wird ein eisern Joch auf deinen Nacken legen, bis er dich aufreibe" (Deut. 28). „Das Land wird verheert und verwüstet werden; beraubt und ausgeplündert wird dasselbe werden; denn der Herr hat dies Wort gesprochen. Traurig ist das Erdreich geworden und es verschmachtet; es hat an Kräften abgenommen; — denn sie haben den ewigen Bund gebrochen; darum wird Fluch das Land verderben!" (Isai. 23.)

Dies sind wenige von den zahlreichen Aussprüchen, die den Untergang der Hauptstadt und des Volkes und die trostlose Verödung seines Landes weissagten. Und wer muß nicht über die wundervolle Erfüllung derselben erstaunen?

Verbannt ward dies wunderbare prophetische Volk, mit blutiger Geißel ward es aus seinem Vaterlande verjagt und unter alle Völker zerstreut. Oft ward es auf die grausamste Weise verfolgt; dennoch aber vermochte es keine menschliche Macht, dasselbe zu vertilgen. Denn Zeugniß geben sollte es bis an's Ende der Zeiten durch sein beständiges Dasein und durch seine eigenen Schriften, die es auf dem ganzen Erdkreise mit sich führt, der Wahrheit der göttlichen Aussprüche; Zeugniß der Kirche Gottes, daß zur Strafe für seinen Gottesmord sein Tempel zerstört, sein Land zur Einöde ward und daß die Verwüstung dauern wird bis an's Ende (Dan. 9); Zeugniß, daß der Herr aus allen Völkern der Heiden Priester und Leviten sich erwählen wird (Js. 66); daß er keine Opfergabe mehr annehmen wird aus ihrer Hand; und daß seinem Namen ein reines Opfer wird dargebracht werden vom Aufgang bis zum Niedergang! (Malach. 1.)

Ja nicht nur ein lebendiges Zeugniß sollte zu allen Zeiten dies Volk durch das Brandmal des Fluches geben, das es unvertilgbar an seiner Stirn trägt; sondern Zeugniß geben sollten auch die Steine der heiligen Stätten seines ehemaligen Vaterlandes als bleibende Denkmale Allen, welche jemals an der heiligen Geschichte zweifeln könnten; Zeugniß die Steine Jerusalems, wo die Kinder, Enkel und Urenkel dieses Volkes noch immer in der Nähe des Kreuzes sich versammeln, an das ihre Väter den verheißenen Erlöser, den Gesalbten, den Sohn Gottes schlugen, und mit seinem göttlichen Blute bezeichnet, das ihre Väter über sich und sie herabriefen, einen andern Retter erwarten, der von der Schmach sie erlöse, unter deren Druck sie verschmachten!

Und darum bestehen auch diese heiligen Denkmale in so großer Anzahl seit der Zeit der Erfüllung. Ununterbrochen übergab solche ein Geschlecht dem andern zu beständiger, unvergänglicher Erinnerung an die heiligen Geheimnisse, welche die unendliche Güte sich herabließ, hier für das ewige Heil des menschlichen Geschlechtes zu wirken. Und eben darum flößt die göttliche Vorsehung sogar den Heiden, den Feinden, Verächtern der heiligen Kirche Achtung für diese Stätten ein und machte sie, — wenn auch aus Gründen, die dem Christenthum fremd sind, ja sogar aus niedriger Geldgier — selbst zu eifersüchtigen Wächtern dieser Heiligthümer. Wer an der Wahrheit der heiligen Geschichte noch zweifeln wollte, dem würden fürwahr hier die Steine zurufen und das Echo tausendjähriger Ueberlieferungen würde ihn anschaulich überzeugen.

Dies sind Gedanken, die jeden denkenden, christlichen Leser innig ergreifen. Deutlich ist hier die Erfüllung der Weissagung des Sohnes Gottes zu schauen: „Jerusalem wird von den Heiden mit Füßen getreten werden, bis die Zeiten der Nationen erfüllt werden.“ —

Niedergetreten ward dasselbe von den Römern, von den Persern; niedergetreten von den Muhamedanern, und ließ die Vorsehung es zu, daß zuweilen das heilige Land einige Zeit hindurch im Besitze der Christen war, so geschah dies nur darum, damit einerseits die heiligen Zeichen der Erinnerung an die göttlichen Geheimnisse erneuert, andererseits aber die Weissagung des Herrn bekräftigt würde, daß die Verwüstung dauern wird bis an's Ende, bis die Zeiten der Nationen erfüllt sind und der Herr zum Weltgericht erscheint. Daher wird auch der fromme Wunsch nach dem christlichen Besitze dieses Landes immer ein frommer Wunsch bleiben; möglich zwar, daß derselbe in der Folge der Zeiten ein- und abermal in den Besitz der Christen komme; doch niemals wird dieser Besitz dauernd sein, da die heilige Weissagung beständig in Erfüllung gehen muß. Indessen aber bleibt dasselbe bis an's Ende, gleich einer immerdar leuchtenden Fackel für alle Völker aufgestellt, wo in Zeiten des Unglaubens und der Lauigkeit der erlöschende Glaube und die erkaltende Liebe immerdar neues Licht und neue Kraft empfangen.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Arg und ohne Trug.

Wie er hieß die Kindlein kommen,
Wie er hold auf sie geblickt,
Und sie in den Arm genommen,
Und an seine Brust gedrückt.

Wie er Hülfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie er keinem Sünder wehrte,
Der mit Reue zu ihm kam,
Wie er freundlich ihn belehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie der Herr so treu gewesen,
Wie er uns geliebet hat.

Hat die Heerde mild geleitet,
Die sein Vater ihm verlieh'n,
Hat die Arme ausgebreitet
Alle an sein Herz zu zieh'n.

Laß' mich knien zu deinen Füßen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz:
Laß' in Thränen mich zerfließen,
Untergeh'n in Wonn' und Schmerz!

Aber wo sind denn unsere Immenauer? wird der Leser vielleicht unwillig ausrufen.

Es ist wahr. Wir haben durch die weite Schilderung des gelobten Landes schier auf unsere Freunde — die Kreuzfahrer vergessen.

Doch nur scheinbar. Denn im Geiste waren wir immer bei ihnen, da wir Umgang hielten an jenen Orten, welche sie in so gläubiger Andacht und voll von heiligem Ernste eben durchwallten, bis sie nun wieder in Jerusalem glücklich angelangt sind.

Zurück gekommen zur heiligen Stadt besuchten die Pilger nochmals die heilige Grabkirche und traten sofort ihre Rückreise an.

Doch gleich nach der ersten Tagreise hatten sie ein Abenteuer zu bestehen, das ihnen ihre Freiheit gekostet haben würde, wenn nicht ihres Führers schnelle Entschlossenheit sie dem schrecklichen Loose der Sklaverei entrissen hätte.

Es fing bereits an zu dunkeln, als sie das Dorf, wo sie zu übernachten gedachten, erreicht hatten.

Sehr ermüdet legten sich die frommen Wanderer auf die für sie bereitete Streu.

Die Halle, in welcher man das Nachtlager hergerichtet hatte, war dumpfig und so klein, daß die

Pilger fast an einander gepreßt zu liegen kamen. Doch schliefen dieselben bald ein.

Nur der Ritter konnte nicht schlafen. Er fühlte sich etwas unwohl, stand auf und ging aus der Halle, um frische Luft zu schöpfen.

Im Hofe, wo er sich erging, bemerkte er einen Schopfen, in welchem Reisstroh lag. Er zog es nun vor, anstatt in die dumpfe Halle zurückzukehren, sich auf das Reisstroh zu legen. Nun wurde auch ihm die Wohlthat des Schlafes zu Theil.

Aber man denke sich seinen Schrecken! Als er erwachte und in die Halle trat, um auch seine Leute zu wecken, fand er keine Spur von denselben. Auch war sonst Niemand vorhanden, der ihm hätte Auskunft ertheilen können.

Doch gewahrte der Ritter einen alten Sklaven, welcher die Pferde des Wirthes fütterte.

Auf diesen eilte er nun zu und frug mit ungestümer Hast, wo seine Gefährten seien?

Der Sklave konnte sein Staunen, noch Einen von den Pilgern vor sich zu sehen, kaum unterdrücken, that aber Nichts, als daß er mit dem Kopfe schüttelte, zum Zeichen, daß er es nicht wisse.

Georg aber, fast außer sich, packte ihn an der Gurgel mit einer Kraft, daß dem Sklaven Hören und Sehen verging und rief auf Syrisch: „Rede, Bursche, wo sind die Pilger? oder Du bist des Todes!“ dabei schüttelte er ihn so mächtig, daß der Sklave alle Ursache hatte, für sein Leben besorgt zu sein und den Ritter bat, ihn los zu lassen. Er wolle ihm Alles sagen, was er wisse.

Georg hatte eine eigene Fassungsgabe und eine Geistesgegenwart, wie nur wenige Menschen dieselbe besitzen. Er zog seinen Beutel und gab dem Türken ein Goldstück, indem er sagte: „Rede und helfe! Du sollst Deine Dienste gewiß belohnt finden.“

Der Mann wurde nun sehr redefertig und ge-

stand, daß die schlafenden Pilger von den Leuten des reichen Sklavenhändlers Hassan überfallen, geknebelt und gebunden fortgeschleppt worden seien.

Was war nun zu thun? „Heiliger Gott!" rief der Ritter in der Angst seines Herzens, hilf uns, wie Du uns immer geholfen!"

Da kam ihm ein Gedanke in den Sinn und er schritt zur augenblicklichen Ausführung desselben.

„Hier hast Du noch ein Stück Geld," sagte er zu dem Sklaven; „aber nun sattle mir, so schnell Du kannst, das beste von den hier stehenden Pferden. Ich werde bald wieder mit demselben zurück sein."

Nach einigen Minuten schon sprengte Ritter Georg aus dem Dorfe Dislem, immer das Wort „Hassan" wiederholend, gen Jerusalem zu.

Dort angekommen, eilte er, nicht die mindeste Erholung sich gönnend, zum Großmeister des von dem Herzoge Friedrich von Schwaben neu errichteten Ordens der Marianer, auch Deutsch-Herren genannt, deren Aufgabe es war, für die deutschen Pilger und Kranken zu sorgen.

Dem würdigen Großmeister, der Georg sehr freundlich empfing, erzählte er, was mit seinen Gefährten vorgefallen, und bat ihn, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um ihm eine Unterredung mit dem Sultan zu erwirken.

Der fromme Großmeister, welcher Georg's Vater persönlich kannte, auch wußte, daß er mit dem Kaiser verwandt sei, sagte: „Herr Ritter! Ihr seid zur guten Stunde gekommen. Ich bin zum Sultan morgen zur Frühstunde beschieden. Da kommt Ihr mit und Ihr könnt versichert sein, daß er Euch anhören und Hülfe schaffen wird."

Am nächsten Morgen befand sich Ritter Georg im Vorgemache Saladin's.

Zwei Bogenschützen standen hier Wache und zwar so unbeweglich, daß man sie für Marmor-

statuen hätte halten können. Außer Diesen saßen auf Polstern zwei Männer, neben denen einige große Schwerter und mehrere Stricke lagen, woraus sich leicht erklären ließ, was ihres Amtes sei.

Dieselben sahen unsern Ritter mit wilden Blicken an. Ihre Schweigsamkeit aber war jener der Schildwachen gleich.

Es war unserm Georg wirklich etwas unheimlich in dieser Umgebung zu Muthe. Doch sollte Dies nicht von langer Dauer sein.

Die Flügelthüren gingen auf und heraus trat die wirklich ehrfurchtgebietende majestätische Gestalt des Königs von Syrien und Aegypten.

Der Ritter verbeugte sich tief mit über die Brust gelegten Händen.

„Du bist, wie mir der Großmeister hier sagt, ein deutscher Ritter, ein Verwandter Deines Kaisers?“ sprach der Sultan.

„So ist es, mächtiger König!“

„Deine Gefährten, die mit Dir friedlich die heilige Stadt besuchten, wurden zu Dislem von dem Verräther Hassan tückischer Weise gefangen genommen?“

„Ja, großer König!“ antwortete Georg.

„Aram!“ rief der Sultan und der Mann zwischen den Schwertern und Stricken sprang auf. „Nimm eilig einige von den Fliegenden und begib dich schleunig nach Dislem, setze die gefangenen Nazaräer in Freiheit, schlage Hassan, dem frechen Verletzer meiner Befehle, den Kopf ab und stecke ihn zum warnenden Beispiele für Andere in dem Dorfe auf eine Stange.“

Aram neigte sein Haupt bis auf den Boden und stürzte aus dem Gemache.

Saladin wandte sich wieder zu dem Ritter und sagte: „Ich achte die Deutschen. Sie sind tapfer

und die einzigen Christen, welche ihr Wort halten. Wenn Du in Deine Heimath kommst, so erzähle, wie Saladin die Verträge hält und Diejenigen bestraft, welche seinen Befehlen entgegen handeln."

Ohne eine Antwort von Seite Georg's abzuwarten, entfernte er sich mit dem Großmeister.

Mit leichtem Herzen und seinem Gott aus ganzer Seele dankend, ging der Ritter der Herberge, wo sein Roß stand, zu.

Als er vor dem Thore nach Damaskus vorüberging, sprengten vier Reiter, in deren Mitte Aram, auf arabischen Rennern durch dasselbe mit einer Schnelligkeit, als wollten sie eine dahin brausende Windsbraut einholen.

Georg säumte auch nicht, um nach Dislem zurückzukommen und trieb sein Pferd mächtig zur Eile an.

Allein schon auf der Hälfte des Weges kamen ihm die arabischen Reiter entgegen.

Aram rief dem Georg schon von Weitem zu: „Des Königs Befehl ist vollzogen. Deine Reisegefährten erwarten Dich am Eingange des Dorfes."

„Gott lohne dem Könige seine Gerechtigkeit!" erwiderte der Ritter.

Als er zu Dislem ankam, empfingen ihn seine Leute mit Jubel, Freude und Dank.

Das Erste, was er erblickte, war das noch blutende Haupt des Menschenräubers Hassan.

Georg wandte sich mit Ekel und Abscheu von demselben hinweg.

Die fernere Reise der Pilger wurde durch keinen weitern Unfall oder durch ein sonstiges Hinderniß unterbrochen und so kamen sie denn nach einer Abwesenheit von etwa zwei Monaten glücklich und wohlbehalten zu St. Joseph an.

Die gutmüthigen Bewohner dieser Stadt hatten

so viel Anhänglichkeit und Liebe zu ihren Gästen, daß sie deren Ankunft wie einen freudigen Festtag feierten, so zwar, daß der fromme Pfarrer einen solennen Dankgottesdienst hielt, bei welchem Wenige von St. Josephs Einwohnern fehlten.

Den Thieren unserer Kreuzfahrer sah man es gleichfalls an, daß dieselben während der Abwesenheit ihrer Herren gute Pflege erhalten hatten.

Zwölftes Kapitel.

Drei Jahre sind vergangen,
Daß ich ein Wand'rer bin;
Nun treibt mich ein Verlangen
Zur Heimath wieder hin.

Muß allerwegen eilen,
Als wär' ich auf der Flucht:
Der mag sich nicht verweilen,
Der seine Heimath sucht.

Zur Grenze komm' ich eben —
Mein Herz, wie klopfst du doch!
Gott! ist wohl auch am Leben
Mein alter Vater noch?

(Adolph Stüber.)

Die Sehnsucht nach der geliebten Heimath trieb, trotzdem es den Pilgern in dieser gastlichen Stadt an Nichts fehlte, dieselben doch an, die Anstalten zur Abreise zu beschleunigen.

Während Dies geschah, kam ein Mann zu Ritter Georg und bat um günstiges Gehör.

Derselbe, schon ein Greis, sah sehr bekümmert aus und es war deutlich zu erkennen, daß ihm Etwas schwer auf dem Herzen lag.

Wir brauchen wohl nicht zu berichten, daß der

Alte von dem Ritter auf das Liebreichste empfangen wurde.

Der Greis aber sprach also:

„Wie Ihr seht, hoher Herr! bin ich schon ein alter Mann und mein Weib ist ebenfalls hoch bejahrt und haben wir keine Kinder. Nun ist Euer Landsmann, der Walter Fixlein, schon viele Jahre bei uns, und ich sowie mein gutes Weib lieben ihn, wie wenn er unser eigener Sohn wäre. Wir wollen ihm auch unsere ganze Habe übergeben, und wir sind nicht arm. Jetzt fürchten wir aber, daß Ihr den Walter mit in Eure Heimath nehmen werdet und bin ich denn gekommen, Euch von Herzen zu bitten, uns den Walter zu lassen."

Bei diesen Worten traten dem guten Alten die Thränen in die Augen und er konnte nicht weiter sprechen.

Georg beruhigte den guten Mann vollkommen, indem er ihm versicherte, daß Walter gewiß bei ihm verbleiben würde und er von demselben bereits vernommen habe, daß er sich von seinen lieben Pflegeeltern unmöglich trennen könne und wolle.

„Und ich und alle meine Gefährten," schloß der Ritter, „haben den Walter wegen dieser seiner Meinungsäußerung höchlich gelobt und ihn ermahnt, die Pflichten der Liebe und Dankbarkeit gegen Euch ja immer treulich zu erfüllen."

Dankend und frohen Herzens schied der Alte.

Die Anstalten zur Abreise waren nun beendet, die Kameele und Saumrosse mit Allem, was zu einer Nomadenreise nöthig ist, reichlich beladen, und so machten sich nun die Pilger auf den Weg.

Die ganze Bevölkerung, an deren Spitze der würdige Pfarrherr mit seinen Diakonen, gab ihnen das Geleite bis vor die Stadt und mit dem Segen des ehrwürdigen Priesters und unter den Glückwünschen der Einwohner schieden die Pilger.

Der Ritter aber rief zum Lebewohl: „Nie, nie so lange wir athmen, werden wir Euer vergessen und unser Leben lang werden wir mit Dank Dessen gedenken, was Ihr uns Gutes gethan.“

„Lebt wohl! lebt wohl!“ riefen Alle.

Der Walter aber weinte. Die Rührung versagte ihm die Sprache.

Unsere Kreuzfahrer waren in der froheſten Stimmung und hatten hiezu auch alle Ursache. Sie erfreuten sich ja bisher so sichtlich des Schutzes Gottes in so großen Gefahren, daß sie im vollen Vertrauen auf dessen allmächtige Hülfe die Hoffnung nähren konnten, glücklich in die theure Heimath zu ihren lieben Angehörigen wieder zu gelangen.

Die Gegend, welche unsere Pilger zu durchreisen hatten, nahm bald eine ernstere Gestalt an. Ein düsterer Fichtenwald ließ keine andere Aussicht zu, als die, welche sie Schritt für Schritt verfolgten. Sie hätten einen näheren Weg machen können, der auch bequemer gewesen sein würde; allein sie konnten sich, eingedenk des Durstes in der Wüste, unmöglich von dem Ufer des Flusses trennen. Vier volle Tage dauerte der Marsch durch das traurige Gehölz. Doch jetzt verwandelte sich die Landschaft in eine sehr freundliche.

Vor unsern Reisenden lag nun eine unermeßliche fruchtbare Ebene und in nicht weiter Ferne ein großes Dorf von blühenden Reisfeldern und blumenreichen Wiesen umgeben. Auf den letzteren weideten Rinder und Schafe.

Die reiche grüne Ebene war begrenzt von mächtigen Bergen, die, wenn sie auch mit ihren Umrissen sich scharf vom Firmamente abhoben, dennoch mit ihrer violetten Färbung in das schöne Blau desselben überzugehen schienen.

Zu beiden Seiten des Flusses befindet sich das fruchtbarste Land, durchzogen von unzähligen großen

und kleinen Bewässerungsgräben. Kein Fuß breit ist unbebaut. Zwischen dem üppig wuchernden Reis oder Mais stehen vielleicht acht bis zehn Schritte von einander entfernt die schönsten Maulbeerbäume und an ihnen empor schlingt sich die Rebe bis zur äußersten Spitze. Was von ihr an den Bäumen nicht mehr Raum fand, zog man von einem Baume zum andern, und so entstehen die prächtigsten, natürlichen Guirlanden, die einen noch freundlicheren Eindruck machen, wenn aus ihnen die saftige Traube hervorblickt.

Die Bewohner betrieben hauptsächlich Seidenspinnerei und Weberei, und befanden sich in den günstigsten Verhältnissen.

„Da Vorsicht mit zu den Haupteigenschaften eines Kriegers gehört, so müssen wir," sagte lächelnd der Ritter, „unsern Einmarsch in das Dorf ganz nach den Regeln der Kriegskunst einrichten. Ich werde den Vortrab befehligen, Meinhard, Lenz, Utto und Luz werden die Nachhut bilden. Die Lastthiere nehmen wir in die Mitte."

Und so geordnet näherten sie sich dem Dorfe.

Dasselbe hatte ein recht freundliches Ansehen. Die Häuser waren von gebrannten Steinen gebaut und zierlich mit Reisstroh bedacht, was sich sehr gut ausnahm.

Kaum wurden die Ankömmlinge bemerkt, so ging die Nachricht davon wie ein Lauffeuer durch den ganzen Ort. Aus allen Häusern traten Männer, Frauen und Kinder heraus. Die in Eisen gekleideten Reiter waren für sie eine ganz neue, noch nie gesehene Erscheinung, die bei den Dorfbewohnern großes Erstaunen erzeugen mußten. Doch verriethen sie weder Furcht noch Mißtrauen.

Mehrere Männer gingen unsern Kreuzfahrern entgegen. Sie waren alle gleich in weiße Leinwand gekleidet, ihre Kopfbedeckung bestand aus breitkräm-

pigen Hüten von Reisstroh. Waffen hatten sie nicht. Ein alter Mann von sehr ehrwürdigem Ansehen machte den Sprecher. Obgleich der Ritter nicht Alles verstand, was er sagte, so entnahm er der Rede doch so viel, daß man fragte, wer sie seien und was sie wollten?

Ritter Georg sagte ihm nun, daß sie eine fromme Reise nach der heiligen Stadt Jerusalem gemacht hätten und nun auf dem Weg in ihr Land begriffen seien. Sie verlangten von ihnen Nichts als etwas Brod und frisches Fleisch, das sie aber gerne bezahlen wollten.

Der Alte verstand den Ritter besser, als er ihn und lud denselben ein, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.

Während die Pilger ihre Packthiere entladeten und die Zelte aufschlugen, brachten die Dorfbewohner ihnen Milch und Brod in großem Ueberflusse. — Die Milch, welche sehr wohlschmeckend war, behagte den Reisenden als kühlender Trunk gar sehr.

Der Vorstand und Richter der Gemeinde, denn diese Stelle bekleidete der alte Mann, wich nicht von der Seite seiner lieben Gäste, wie er die Kreuzfahrer nannte, und frug dieselben, was ihnen angenehmer sein würde, ein Kalb oder ein feistes Schaf?

Nach kurzer Berathschlagung wählten unsere Leute letzteres und zwar aus dem Grunde, weil sich von dessen Fleisch ihre Lieblingsspeise, eine köstliche — Suppe bereiten ließ.

Soll wohl die Bezeichnung der „Suppenschwaben" aus der Zeit schon datiren?

Nichts setzte die Eingebornen mehr in Erstaunen als die Bratmaschine, die sich von selbst bewegte. Sie fanden selbe sehr praktisch und konnten dies Instrument nicht genug loben.

Da den Reisenden hier eine so freundliche Aufnahme zu Theil wurde, so hielten sie einen Rasttag.

Der Richter unterhielt sich beständig mit dem Ritter und that unter andern die Frage an ihn, ob er auch mit seinen Gefährten den Berg Karmel besucht habe?

Als diese Frage bejaht wurde, verklärte sich vor Freude dessen Gesicht und er versicherte, daß er sich glücklich schätze, Leute zu sehen, welche die Erde dieses heiligen Berges betreten hätten.

Der gute Mann machte auch mit Dem, was er vernommen, seine Gemeinde bekannt und auf Das hin behandelten diese Leute die Kreuzfahrer mit einer Art heiliger Ehrfurcht und suchten ihr Wohlwollen auf alle mögliche Weise gegen sie zu bethätigen.

Der Grund davon ist aber dieser.

Die Einwohner des Dorfes waren nämlich Feueranbeter, welche den Propheten Elias für ihren Religionsstifter hielten und von dem sie wußten, daß derselbe den Berg Karmel bewohnt hatte, wodurch, wie sie wähnten, der Berg so geheiligt worden sei, daß Diejenigen, welche ebenfalls auf demselben gewandelt, wenigstens für halbe Heilige zu halten seien.

Den Propheten Elias nannten sie nicht anders als den Feuergott, der den Blitz in seinen Händen habe und zur Belohnung und Strafe auf die Bewohner der Erde niederschleudere.

Die Wohnung des Propheten behaupten sie, sei in der Sonne und er habe gleiche Macht wie Gott. Diejenigen, welche vom Blitze erschlagen werden, halten sie für glücklich, der Prophet, der heilige Feuergott hat ihn zu sich genommen, sagen sie und tanzen um die Leiche des Getödteten. — Das aber, wenn der Blitz in Gebäude einschlägt und dieselben im Feuer aufgehen, halten sie für Strafe.

Uebrigens beweist der allerdings falsche Glaube der Feueranbeter so viel, daß auf das Gebet des Propheten wirklich Feuer vom Himmel fiel und wie wir wissen, das Holz seines Opferaltares entzündete.

Eine Thatsache liegt also dem Glauben der Feueranbeter wirklich zu Grunde; aber auch eine schreckliche Entstellung derselben.

Am frühen Morgen des nächsten Tages reisten die Kreuzfahrer ab. Die Bewohner des Dorfes waren durchaus nicht zu bewegen, eine Belohnung anzunehmen, und so ritten sie, denselben dankend, ihres Weges weiter und kamen nach einer Reise von zehn Tagen, ohne daß ihnen etwas Besonderes begegnete, in der Sonnenstadt an.

Der Anblick des Meeres macht auf Jene, welche es zum ersten Male sehen, einen eigenthümlichen Eindruck, der bei unsern Kreuzfahrern um so größer sich äußerte, da sie dasselbe als die letzte Scheidewand, die sie von dem geliebten deutschen Vaterlande trennte, betrachteten und sich der frohen Hoffnung hingaben, daß sie nun bald die europäische Erde wieder betreten würden.

In der Sonnenstadt gab es viele Juden, die unter sich deutsch sprachen.

Dies kam aber daher.

Wie durch die Ausbreitung des Christenthums auch die Cultur in Deutschland in einen immer größeren Flor kam und in deren Folge auch Handel und Gewerbe zur Blüthe gelangten, siedelte sich auch eine Menge Juden da an.

Dieselben mögen wohl zur Beförderung des Handels wesentlich beigetragen haben, erwarben sich dabei aber auch großen Reichthum und entwickelten mit der dem Judenvolke eigenen Frechheit einen Uebermuth, welcher ihnen den Haß der Bevölkerung in einem so hohen Grade zuzog, daß eine allgemeine Verfolgung gegen dieselben entstand.

Es sei weit entfernt von uns, die Judenverfolgung zu billigen, die noch dazu mit die Menschheit entehrenden Greueln verbunden war.

Viele Juden retteten jedoch, besonders durch die

Bemühung des heiligen Bernhard und seiner Jünger, ihr Leben und Vermögen auf der Flucht und ließen sich in Seestädten und an anderen entfernten Handelsplätzen nieder; was auch in der Sonnenstadt der Fall war.

Noch ehe unsere Reisenden das Thor der Stadt erreicht hatten, trat ein Jude zu dem Ritter und bot in guter deutscher Sprache ihm seine Dienste an.

Eine Gelegenheit, die Diesem höchst angenehm sein mußte.

„Hebräer!" sagte der Ritter, „wenn Du uns ehrlich und ohne Falsch dienen wirst, so werden wir Dich auf eine Weise lohnen, die Deiner Erwartung gewiß entsprechen wird."

Der Israelite betheuerte mit hundert schönen Worten und unter vielen Schwüren, daß man wahrlich mit ihm zufrieden sein würde und er hielt auch Wort.

Zuerst führte er unsere Freunde in einen der ansehnlichsten Gasthöfe der Stadt, wo sie alle Bequemlichkeiten und eine sehr gute Bewirthung fanden. Dann mittelte er einen venetianischen Kauffahrer aus, von dem er versicherte, daß derselbe ein durchaus rechtlicher Mann sei.

Auch hierin hatte der Jude die volle Wahrheit gesagt. In bessere Hände hätten unsere Kreuzfahrer nicht kommen können. Und was auch für sie das Angenehmste mit bei der Sache war, war Dieses, daß der Schiffer bereits seine volle Ladung hatte, und in Kurzem abzufahren versprach. Die Mitnahme der Kreuzfahrer hatte er auf das Bereitwilligste zugesagt und dabei zu verstehen gegeben, daß es ihm als einem guten Christen Vergnügen mache und er einen Gotteslohn zu verdienen gedenke, wenn er den frommen Glaubenskämpfern einen Dienst zu erweisen vermöge.

„Nur ihre Rosse könnten nicht eingeschifft werden; denn dazu sei sein Fahrzeug nicht eingerichtet. Was,

wie er bemerke, auch gar kein Nachtheil für sie sei; denn die Pferde hätten hier einen so hohen Werth, daß der Erlös für ihre Rosse nicht nur hinreichend sein würde, sich andere dafür in Europa anzukaufen, sondern noch ein bedeutender Ueberschuß verbleiben würde." Eine Sache, die, wie der Erfolg zeigte, vollkommen als gegründet sich erwies.

Der Schiffherr, Antonio Gameli war sein Name, beschäftigte auf Ritter Georg's Ersuchen mit Beihülfe des israelitischen Cicerone den Verkauf der Pferde und Kameele, und der Erlös fiel wirklich über alle Erwartung gut aus.

Der Tag zur Abfahrt war nun gekommen.

Den Abend vor der Einschiffung ließ der Ritter den Juden zu sich kommen, legte mehrere Goldstücke vor ihm hin und fragte, ob er damit für seine Dienstleistung zufrieden sei?

„Gottes Wunder, Herr Ritter!" rief der Hebräer, „Das ist zu viel!"

„Eine seltene Sprache in dem Munde eines Juden," meinte Georg, und fragte ihn, ob er auch verheirathet sei und Kinder habe?

„Ach! ich bin allerdings verehelicht und habe vier Kinder," antwortete der Israelite.

„Nun " versetzte der Ritter, „Denen muß ich doch auch ein Andenken hinterlassen. Hier hast Du für jedes ein Münze; dieses Goldstück aber gib Deinem Weibe."

Der so reichlich Beschenkte war vor Freude außer sich und wie begeistert rief er: „Der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's segne Euch für Das, was Ihr an dem armen Levi gethan! Möge Eure Reise so glücklich sein, als die des frommen Tobias! Möge jener heilige Engel, welcher den jungen Tobias begleitete, auch Euer Geleitsmann sein und Euch in allen Gefahren schützen, wie er den Tobias schützte, und eben so glücklich Euch insgesammt in

Eure Heimath bringen, wie derselbe in die seine ihn brachte.“

Unsern Immenauern hüpfte das Herz vor Freude, als das Schiff bei bestem Wetter und mit dem günstigsten Winde aus dem Hafen lief.

Der Schiffspatron war ein frommer Mann. Vor seiner Kajüte befand sich das Bild des heiligen Nikolaus aufgestellt, vor welchem Tag und Nacht eine Lampe brannte. Unter der Schffsmannschaft herrschte die schönste Ordnung. Das Fluchen war hoch verpönt, und Morgens sowie Abends wurde eine Litanei mit einigen Gebeten gebetet. Eine Uebung, die übrigens damals auf allen Schiffen christlicher Nationen gebräuchlich war und auf den spanischen und portugiesischen Schiffen noch heute geschieht.

Die Fahrt ließ in Bezug auf Wind und Wetter Nichts zu wünschen übrig und so kam das Schiff um eilf Tage eher in Venedig an, als es sonst selbst bei glücklicher Fahrt der Fall war.

Der Schiffer Antonio Gameli schrieb dieses erfreuliche Ereigniß dem Segen zu, den ihm die Kreuzfahrer durch ihre Einschiffung gebracht hätten.

Da ein großer Theil der Schiffsladung auf Rechnung Triester Kaufherren lautete, so blieben unsere Reisenden am Borde des Schiffes, bis die für Venedig bestimmten Güter ausgeladen waren, um sodann mit nach Triest zu fahren.

Sie hatten, während die Ausladung beschäftigt wurde, Zeit genug, die Sehenswürdigkeiten der auf dem Meere erbauten Stadt in Augenschein zu nehmen. Die herrliche St. Marcuskirche war der erste Ort, der von ihnen besucht wurde: mehr aber, um in derselben Gott für ihre glückliche Ankunft zu danken, als ihre Neugierde zu befriedigen. Venedig galt damals für die erste und reichste Handelsstadt der Welt, in deren Schooße, was Wohlstand und Reichthum betrifft, sich die glücklichsten Menschen befanden. Aber auch die Unglücklichsten verseufzten

dort ein qualvolles Leben. Man denke nur an die Bleidächer! Ein Gefängniß, wie es die Hölle selbst nicht schrecklicher für die Unglücklichen, die dahin gebracht wurden, hätte ersinnen können.

Und die Meisten der dort Eingekerkerten waren Opfer italienischer Bosheit und Rache.

So sehr die schönen Kirchen und die imposanten Gebäude der merkwürdigen Stadt die Pilger in Erstaunen versetzten, so wenig sprachen dieselben die Wasserstraßen an und noch weniger die Bevölkerung. Sie begegneten nur Vermummten, die ihre Gesichter mit Larven bedeckt hatten. Dies ekelte unsere Reisenden so an, daß sie sich recht sehr nach der Abfahrt sehnten.

Indessen hatte der brave Antonio Gameli dafür gesorgt, daß sie ihre Kostbarkeiten, wie sie es wünschten, verkaufen konnten. Da es in dem reichen Venedig nicht an Liebhabern dazu fehlte, so war der Erlös daraus ein sehr bedeutender.

Einen Becher von gediegenem Golde baten die Immenauer ihren Führer, zum Andenken zu behalten und die köstlichen Stoffe nebst dem feinen Linnen bestimmten sie zum Brautgeschenke für das holdselige Fräulein Anna von Seeburg.

Der Ritter wollte durchaus von der ganzen Eroberung Nichts annehmen, allein seine Immenauer drangen so sehr in ihn, daß er endlich ihren Bitten nachgab und es geschehen ließ.

Zur Freude unserer Pilger fuhr Antonio Gameli endlich von Venedig ab und kam am vierten Tage in Triest an. Er zeigte sich als sehr uneigennützig und obgleich es ihm bekannt war, daß die Reisenden keinen Mangel an Geld hatten, so stellte er seine Forderung für die Reisekosten doch äußerst gering. Der Schiffsmannschaft ließ der Ritter beim Abschiede eine Tonne Wein zum Besten geben und sie schieden wie Freunde, die sich gegenseitig Verbindlichkeiten schuldig zu sein glauben. In Triest wurden

nun Pferde angekauft. Der Roßhändler, welcher in allen Gegenden Deutschlands bekannt war, schlug ihnen als den nächsten Weg in ihre Heimath vor, durch Krain, Kärnten, Steiermark und das Salzburgische über Augsburg zu reisen. Welchen Weg sie denn auch machten.

Zu Hause.

An einem freundlichen Nachmittage saßen im traulichen Kreise beisammen Herr Ulrich, sein Freund Günther, sein Nachbar Wolfgang und dessen Tochter, und sein Verwalter Michael.

Ihre Unterhaltung drehte sich, wie seit langer Zeit, um Vermuthungen über das Geschick des Ritters Georg und seiner Gefährten.

Die Meinungen hierüber waren wie immer getheilt. Die Ansichten Ulrich's und Günther's zogen die nun so lange verzögerte Ankunft der Kreuzfahrer wiederholt in Zweifel, während Fräulein Anna und Michael derselben mit Zuversicht entgegen sahen. Junker Wolfgang neigte sich der Meinung der Letzteren zu.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

(Friedrich Rückert.)

Da trat ein Knecht in das Gemach und meldete, ein Bote sei angeritten gekommen und verlange Einlaß. Er sage, daß er große Eile habe.

„Führe ihn her, führe ihn gleich hieher, Eberhard!“ befahl der Ritter Ulrich, und stellte, als der Bote erschien, folgende Fragen an denselben: „Wo

bist Du her und welche Mähr hast Du mir zu bringen?"

„Ich bin," antwortete der Bote, „von Oberbreitenheim und soll Euch, wenn Ihr der Burgherr hier seid, von einem hohen Herrn, der wohl ein Fürst oder doch ein reicher Graf sein mag, freundlich grüßen. — Derselbe ist gestern spät Abends in die Herberge zu Oberbreitenheim mit vielen Rittern eingezogen. Der hohe Herr wollte heute wieder weiter ziehen, aber der Rosse wegen muß er mit seinen Rittern einen Ruhetag halten. Und um Euch in Kenntniß zu setzen, daß er morgen bei Euch einsprechen wird, schickt mich der hohe Herr zu Euch."

„Wie heißt denn aber der hohe Herr oder Fürst oder Graf?" fragte Herr Ulrich den Boten.

Dieser aber sagte, daß er Dies nicht wisse; allein zwei Briefe habe er ihm mitgegeben, da werde es wohl innen stehen.

Herr Ulrich nahm die Briefe, hieß seinem Knechte, den Boten mit sich in die Gesindestube zu nehmen und für gute Labung desselben zu sorgen.

Der alte Herr las die Aufschrift: „Zu Handen des edlen Ritters Ulrich von Eschenberg," und rief: „Dies ist meines Sohnes Schrift!"

Die andere Aufschrift aber lautete: „Zu Handen der edlen Dame Fräulein Anna von Seeburg."

Beide aber, Ulrich und Anna, öffneten schnell die Schreiben.

Der Inhalt des ersten war folgender:

„Gott zum Gruße! Geliebter Vater! Morgen, so Gott will, liegt in Euren Armen Euer euch liebender Sohn — Georg. Gruß an Michael, meinen Freund!"

Und das an Anna enthielt diese Worte:

„Gott zum Gruß! Meine innigst geliebte Verlobte! Morgen werde ich Euch mein rothes Kreuz in Eure Hände legen und mir dafür den Brautring

erbitten. Euer treuer Ritter — Georg. Gruß an Euren Vater!“

Bei dem Abschiede von ihrem geliebten Georg vergoß Anna keine Thräne. Jetzt aber fiel sie ihrem guten Vater in der Freude ihres Herzens um den Hals und ihre Thränen vermischten sich mit den seinen.

Ritter Ulrich behauptete seinen Stoicismus.

Michael machte die Freude stumm.

Alles war stille.

Da nahm Günther das Wort und sagte: „Meine Lieben! wenn ich durch ein frohes Ereigniß, bei welchem auch Andere betheiligt sind, erfreut werde, so fühle ich einen unwiderstehlichen Drang, falls Dieselben noch Nichts von dem erfreulichen Vorfalle wissen, ihnen denselben mitzutheilen. Komme, Michael, laß uns hinab eilen nach Immenau und die frohe Botschaft, daß morgen die Kreuzfahrer ankommen werden, den guten Leuten kund thun.“

Mit dem Vorschlage Günther's war der gutherzige Michael sogleich einverstanden und Beide gingen sofort in den Markt hinab. Ehe noch eine Stunde verging, wußte der ganze Ort die erfreuende Neuigkeit.

Mit den ersten Nachmittagsstunden des folgenden Tages hielten die Kreuzfahrer unter dem Jubelrufe der ganzen Bevölkerung ihren Einzug zu Immenau, und so wie bei ihrer Abreise ihr letzter Gang in die Kirche war, so war auch jetzt bei ihrer Wiederankunft ihr erster abermals dahin gerichtet, um dem gütigen Gott für den Schutz, den er ihnen auf ihrer langen und gefährlichen Fahrt zu Theil werden ließ und für die glückliche Ankunft in dem geliebten Heimathsorte mit einem aus dem tiefsten Herzensgrunde dringenden Te Deum laudamus zu danken.

Großer Gott! wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke,
Vor dir neigt die Erde sich,
Und bewundert deine Werke:
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

Alles, was dich preisen kann:
Cherubim und Seraphinen
Stimmen dir ein Loblied an;
Alle Engel, die dir dienen,
Rufen dir stets ohne Ruh'
Heilig! heilig! heilig! zu.

Heilig, Herr Gott Sabaoth!
Heilig, Herr der Kriegesheere!
Starker Helfer in der Noth!
Himmel, Erde, Luft und Meere
Sind erfüllt mit deinem Ruhm,
Alles ist dein Eigenthum.

Auf dem Schlosse Eschenberg wurde der Langersehnte von seinem Vater herzlich und feierlich, von seinem Michael und von Günther mit den Aeußerungen wahrer Freundschaftsliebe, von seiner Braut auf das Zärtlichste und von Junker Wolfgang mit der größten Gemüthlichkeit empfangen.

Nach Beendigung der Bewillkommungsscene nahm Meinhard seinem Ritter Mantel, Helm und Küraß ab.

Als Georg nach Abnahme seines Helmes seine langen schönen Locken zurückstrich, bemerkte Herr Ulrich, daß sein Sohn eine bedeutende Narbe vom rechten Auge herab bis zum Kinne hatte.

Diese Narbe schien dem alten Ritter mehr Freude zu machen als die Kette, welche sein Sohn zum Turnierpreise erhalten hatte und die er eben in der Hand hielt, um dieselbe genauer zu betrachten.

Denn er legte sie sogleich aus der Hand und sagte mit freundlichem Lächeln: „Eine schöne Narbe, die von einem krummen Säbel herrührt. Da sind unsere Schwerter denn doch besser. Der Hieb mit einem Schwerte hätte das Kinn gespalten; was

durch den Säbel nicht geschah. Aber ein schöner Hieb war es immer."

„Ja," entgegnete Georg, „und so leicht derselbe immer gewesen sein mag, so betäubte er mich doch so sehr, daß ich für den Augenblick bewußtlos wurde. Und der Türke würde wahrscheinlich mit mir fertig geworden sein, wenn ihn nicht mein braver Schildknappe Meinhard, ehe er einen zweiten Hieb, zu welchem der Muselmann eben ausholte, nach mir führen konnte, vom Pferde gestochen hätte."

„Nun Das muß wahr sein," fiel hier Michael in's Wort, „die Lanze ist und bleibt immer die erste Waffe, besonders in der Hand von Einem, der gut darauf eingeschult ist. Und Das wird der muthige Meinhard eingestehen, daß ich in dieser Beziehung an ihm gewiß meine Schuldigkeit gethan habe."

„Nicht nur an mir, sondern auch an allen meinen Kameraden, edler Michael! hat sich Euer trefflicher Unterricht bewiesen. Die Türken haben es empfunden," lächelte Meinhard.

Nach dieser kurzen Waffenverhandlung erklärte Ritter Georg, daß er sich vor Allem seines Auftrages, nämlich der Ausrichtung der ihm in Augsburg anbefohlenen Grüße entledigen wolle.

„Ihr würdet wohl, meine Lieben!" versetzte Georg, „nicht errathen, wer Diejenigen sind, die Euch allzumal auf das Herzlichste grüßen lassen.

Da sich gegenwärtig Kaiser Heinrich mit seinem Hoflager in Augsburg befindet, so traf ich dortselbst meinen hohen Führer, den edlen Grafen Adalbert von Hohenlohe. Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, mit welcher Freude mich der hohe Herr empfing. Er hatte mich und meine Gefährten längst zu den Todten gezählt. Dieser also läßt Euch seinen Gruß und Handschlag anbieten. Auch versprach er, da er gewillt ist, ehestens seine Güter, von denen mehrere in unserer Nähe liegen, zu bereisen, uns zu besuchen.

Die anderen Grüße aber sind von zwei kaiserlichen Räthen und denkt Euch einmal, wer diese sein mögen? Niemand anders als ein gewisser Herr Wilhelm Molitor und ein Herr Berthold Schwarz; dieselben, welche wir vor einigen Jahren als fahrende Schüler auf unserer Burg sahen. Von ihnen erfuhr ich auch, daß der Dritte von ihnen, der eben damals auch dabei war, mit Namen Hermann Helmsauer, bei dem neu errichteten kaiserlichen Landgerichte zu Rotenburg als Richter angestellt sei, mit der Auszeichnung der Tragung eines goldenen Spornes. Diese drei jungen Herren haben bald gute Fortschritte gemacht. Dies kommt aber, fuhr Georg weiter fort, hauptsächlich daher, weil die kaiserliche Majestät den Welschen so gar abgeneigt ist, daß sie alle dieselben aus ihrer Nähe entfernte. Die beiden jungen Räthe sind, wie ich hörte, bei dem Kaiser Heinrich sehr beliebt und immer in seiner nächsten Umgebung."

Herr Ulrich berichtete nun seinem Sohne, daß die drei jungen Rechtskundigen während seiner Abwesenheit wiederholt Einkehr auf der Eschenburg genommen hätten und er mit denselben mehrere vergnügte Tage verlebt hätte. Auch mit Michael hätten sie sich recht gut unterhalten und dessen Hundscheue habe ihnen viele Heiterkeit verursacht.

„Herr Ritter," ergänzte Michael, „auch meine Erlebnisse in Italien, die Ihr ihnen ja selbst miterzählt habt, und wie mich der Kaiser Friedrich, der nun in Gott ruht, selbst belobte, auch Dieses war den drei lustigen Herren erfreulich und sie machten mir allerhand Versprechungen, die freilich nur Scherz waren."

Die damalige Sitte erlaubte Ritter Georg nicht, die Seeburg und seine Braut so oft, als er es hätte wahrscheinlich thun mögen, zu besuchen.

Um so eifriger betrieb Herr Wolfgang die Beschleunigung der Vermählungsfeier und schon nach

einigen Wochen hatte Junker Wolfgang's Thätigkeit alles Erforderliche hiezu in Ordnung gebracht. Denn in der Veranstaltung zu Festlichkeiten war der gute Herr ein wahrer Meister.

Die Boten zur Ladung der Hochzeitgäste wurden ausgesandt. Spielleute, Sänger und Gaukler, die damals bei dergleichen Gelegenheiten nie fehlen durften, waren rechtzeitig bestellt. Und da der Herr von Seeburg reich genug war, Alles auf das Großartigste herrichten zu lassen, auch Dieses seiner Neigung so ganz entsprach, so ließ sich ein höchst glänzendes Hochzeitsfest erwarten.

Es grenzt an das Fabelhafte und an das Unglaubliche, welcher Aufwand in jener Zeit bei dergleichen Festlichkeiten gemacht wurde.

Eine auffallende Anzahl Mastochsen nebst vielen Rindern und Kälbern, feisten Hämmeln und fetten Schweinen wurden in die Seeburg eingetrieben, so daß die weitschichtigen Stallungen des großen Schlosses kaum hinreichend waren, das viele Vieh unterzubringen und die Schlächterei glich der einer großen Stadt.

Vor der Burg wurden auf einem großen mit schattigen Bäumen umgebenen Platze Backöfen erbaut, wo Bäcker aus Nah und Ferne vollauf beschäftigt waren, um hinreichend Brod, nicht sowohl für die geladenen Hochzeitsgäste, als vielmehr für die ungeladenen zu bereiten; denn wer nur immer kam, erhielt ein reichliches Mahl und einen Labetrunk.

Wenn wir nun zu dem vielen Mastvieh auch noch die Menge von Roth- und Schwarzwild, eine Unzahl von Geflügel aller Art und einen Vorrath von allen Gattungen Fische rechnen, so können wir uns einen Begriff von einem Hochzeitsfeste jener Zeit machen, das oft bis an die acht Tage dauerte.

Der Tag, auf welchen Ritter Georg's Trauung festgesetzt war, war nun erschienen.

Das herrlichste Wetter begünstigte denselben.

Von den Thürmen der Burgen Eschenberg und Seeburg, so wie von den Höhen der Berge verkündeten Hörner, Trompeten und Schalmeien das frohe Fest des Tages. Wimpeln und Flaggen wehten von den Zinnen der Burgen in reichlicher Fülle.

Das Thal herauf von Eschenberg kam nun der Bräutigam geritten. Sein Vater und Günther von der Hardt ritten ihm zur Seite. Hinter denselben erschienen Georg's Immenauer Kreuzzugsgefährten, mit Michael an der Spitze — alle zu Pferde.

Köstliche Federn von grün und weißer Farbe flatterten auf dem Barette von schwarzem Sammt, reich mit Gold und edlen Steinen besetzt, des ritterlichen Hochzeiters.

Als Brautkleid trug er einen hellgrünen Wappenrock, reich mit Goldborten besetzt, vom feinsten Sammt, und ein Unterkleid von weißem Atlas, auf der Brust und den Schultern aufgeschlitzt mit einem Vorsatz von grün sammtenen Litzen. Dieselben Litzen hatten auch die eng anliegenden Beinkleider an den Hüften und Knien, und waren auch von dem nämlichen Stoffe. Die Fußbekleidung bestand aus kurzen weiten Stiefeln von schwarzem Sammt, mit langen Schnippen und Goldfransen besetzt. Eine Schärpe von grüner Seide mit Silber durchwirkt, denn Grün und Weiß hatte sich seine Dame zu ihrer Farbe gewählt, vollendete seinen Anzug. Außerdem zierte seine Brust die beim Turniere zu Belgrad erhaltene Kette. Ebenso hatte er auch, und zwar zum ersten Male, die goldenen Sporen, die er dort erhielt, an den Stiefeln.

Als der Bräutigam mit seiner Begleitung sich dem Vorplatze, auf dem schon Hunderte von Menschen versammelt hatte, näherte, erhob sich weithin schallendes Jubelrufen: „Heil, Segen, Glück und Freude gebe Gott unserm frommen und tapfern Ritter Georg und seiner tugendreichen, holdseligen

Braut, der edlen Jungfrau Anna von Seeburg!" riefen die Versammelten.

Am Thore der Burg empfing seine lieben Gäste Junker Wolfgang mit gewohnter Herzlichkeit und geleitete sie in den geschmackvoll mit kostbaren gestickten Teppichen und mit golddurchwirkten seidenen Vorhängen gezierten Prunksaal, wo sich die vornehmen Hochzeitsgäste bereits eingefunden hatten.

Auf ein Zeichen des Burgherrn erschien nun auch die liebliche Braut mit ihren Jungfrauen.

Hier müssen wir ein Geständniß ablegen, nach welchem wir zu bekennen gezwungen sind, eine Schilderung über die Hochzeitsgewänder, sowohl der Braut als ihres glänzenden Gefolges nicht machen zu können, da wir leider von den Stoffen, Spitzen und überhaupt von Allem, was zu dem Putze der Damen gehört, nicht die mindeste Kenntniß besitzen. Wohl haben wir einige Gründe für uns, nach denen wir uns in die Geheimnisse des Putzwesens einzuweihen, durchaus nicht nöthig haben. Nur so viel wollen wir unseren neugierigen jungen Leserinnen vertrauen, — denn so viel ist uns denn doch bekannt, daß die Musterung eines Brautkleides zu den wichtigsten Verhandlungen der Damenwelt gehört, — daß nämlich die anwesenden Rittersfrauen sich einstimmig dahin aussprachen, daß die Braut eben so kostbar wie geschmackvoll gekleidet sei.

Das Brautpaar begab sich nun in die Schloßkapelle, wo die feierliche Trauung vorgenommen wurde. Trompeten und Pauken verkündeten nach einiger Zeit, daß die heilige Handlung beendigt sei.

Eben als die Neuvermählten die Glückwünsche ihrer Freunde entgegen nehmen wollten, verkündigte das Schmettern der Hörner der Thurmwächter neue Hochzeitsgäste.

Und wer waren Diese?

O des freudigen Erstaunens! Der edle Reichsgraf von Hohenlohe, an dessen Seite der kaiser-

liche Landrichter Hermann Helmsauer und ein Reichsherold ritten in die Burg ein.

Eine freudigere Ueberraschung hätte dem Brautpaar und dessen Angehörigen wohl nicht beschieden werden können.

Graf Adalbert machte, wie es die Rittersitte erforderte, vor Allen der holden Braut seine Aufwartung und sagte ihr, als ächter Ritter, dem Frauenehre und Frauenlob über Alles ging, gar viel Schönes und Schmeichelhaftes. Dann umarmte er seinen Rittersohn, wie er Georg, weil er ihm den Ritterschlag ertheilt hatte, nannte. Den Uebrigen drückte der Graf die Hand und wußte Jedem was Verbindliches zu sagen. Als die Reihe an Günther von der Hardt kam welcher dem Grafen von Georg vorgestellt wurde, sprach er zu Diesem: „Ihr waret ein tapferer Kämpfer und seid ein starker Held des Glaubens geworden. Seid versichert, daß ich Beides zu schätzen weiß."

Nun wandte sich der Graf an den Herold und forderte ihn auf, zu thun, was seines Amtes sei.

Der Herold trat, wie es sein Amt und seine Stellung mit sich brachte, gravitätisch in die Mitte des Saales und gebot im Namen kaiserlicher Majestät Ruhe und Stille.

Alle Anwesenden erwarteten mit größter Spannung die Dinge, die da kommen sollten.

Der Herold aber erhob seine Stimme und rief: „Ich, Hans Faust, des Kaisers und des heiligen römischen Reiches Herold, verkünde hiemit im Beisein des durchlauchtigen Reichsgrafen Herrn Adalbert von Hohenlohe und des kaiserlichen Landrichters von Rotenburg, des gestrengen Herrn Hermann Helmsauer im Namen und auf Befehl Seiner kaiserlichen Majestät Heinrich's des Sechsten, unseres glorreich regierenden Kaisers und hochgebietenden Herrn, den Gott erhalte! daß Ihre Majestät auf den Antrag Ihres geliebten Feldobristen, des besagten hochedlen

Reichsgrafen Adalbert von Hohenlohe und auf Grund des rechtlichen Erkenntnisses Ihrer Geheimräthe Wilhelm von Molitor und Berthold von Schwarz den wohledlen, ehrenfesten, tapfern und gestrengen Ritter Ulrich von Eschenberg wegen der treu und viel geleisteten Dienste weiland Ihres Herrn Vaters und glorreichen Vorfahren Kaiser Friedrich des Ersten dieses Namens in den Grafenstand erhoben haben, sowohl ihn als alle seine rechtmäßigen Nachkommen für jetzt und alle kommenden Zeiten. Und so übergebe ich denn Euch, Ritter Ulrich von Eschenberg, nunmehrigem Grafen gleichen Namens, diese mit Seiner kaiserlichen Majestät eigenhändigen Namensunterschrift und dem geheimen Reichssiegel versehene Urkunde."

Sodann fuhr Herr Hans Faust weiter fort, indem er mit lauter Stimme rief: „Wenn sich in dieser ansehnlichen Versammlung, wie wir vermuthen können, der ehemalige Schildknappe, nunmehriger Burgvogt, Michael, genannt der Lange, befindet, so trete er hervor!"

Michael erstaunte und erschrack, als er die Aufforderung des kaiserlichen Herolds vernahm.

Es war natürlich, daß er keine Ahnung von Dem haben konnte, was ihm der Reichsherold verkünden würde und er trat mit fast unmännlicher Schüchternheit vor denselben. Bleichen Angesichts und in ängstlicher Spannung erwartete der gute Michael, was ihm zu wissen gethan werden sollte.

Wenn ihn aber schon des Herolds Aufforderung in großes Erstaunen versetzte, so erreichte dasselbe bei Dem, was er jetzt vernahm, einen so hohen Grad, daß ihm beinahe das Bewußtsein verging.

Der kaiserliche Reichsherold, Herr Hans Faust verkündete nämlich in eben dem feierlichen Tone und mit denselben Formen und Worten, wie die Bekanntmachung der Erhebung in den Grafenstand der Herren von Eschenberg, daß Michael, der Lange zube-

namset, von kaiserlicher Majestät allergnädigst in den Adelstand, unter dem Namen eines Edlen von Langenau erhoben worden sei und auf das Erkenntniß der kaiserlichen Räthe von Molitor und von Schwarz in seinem Wappenschilde zwei große Stiefel zu führen habe.

Aus Letzterem leuchtet hervor, daß der Studentengeist noch nicht so ganz aus den beiden jungen Räthen gewichen war, die auch bei der ganz ernsten Sache laut Schein einen harmlosen Witz anzubringen wußten.

Wir bezweifeln indessen sehr, ob jemals die Stiefeln die Ehre hatten, in ein Wappenschild gemalt worden zu sein.

Michael hatte zwar hohes Ehrgefühl, aber eitel war er nicht; zudem war er ja auch der Erste und Letzte seines Stammes als Edler von Langenau.

Doch sagte er, nun müsse sein Haus größer und höher, es müsse zur Burg werden, — von wo aus er den Himmel bestürmen wolle.

Michael setzte den Bau auch alsbald in's Werk und bestimmte denselben zu — einem Waisenhause.

Günther von der Hardt trennte sich nie mehr von seinem Freunde und Waffengefährten Ulrich. Aus seinem Besitzthume in der Wetterau wurde ein schönes Kloster.

Die Nachkommen des großen Friedrich auf dem deutsch-römischen Kaiserthrone waren nicht von seinem Geiste beseelt und dessen Stamm erlosch durch den gewaltsamen Tod des liebenswürdigen ritterlichen, wenn auch irregeleiteten Prinzen Konradin.

Das Haus Eschenberg grünt, wenn auch unter anderm Namen noch.

Am herrlichsten aber blüht das durchlauchtigste Haus **Hohenlohe**, das in der Zeitenfolge zum Fürstenhaus erhoben worden. Dem Phönix gleich erglänzt es in unversiechlicher verjüngter Kraft.

Ex flammis orior!

„Und wo der Phönix ewig sich erneut:
Wo er auf Blumen, die er selbst entzündet,
Sein schönes Grab und seine Wiege findet.“
(Torquato Tasso. 17. Gesang.)

Dem erlauchten Hause entsprießen heute noch hohe Würdenträger der Kirche, weise Räthe der Staaten und ausgezeichnete Feldherren in den deutschen Heeren.

Georg und Anna waren und blieben ein Herz und eine Seele.

Ulrich und Wolfgang wiegten noch Enkel auf ihrem Schooße.

Die Immenauer Kreuzzugsgefährten Georg's wurden eben so wackere Bürger und christliche Familienväter als sie brave Krieger waren.

Somit wäre also unsere Erzählung zu Ende und wir haben nur noch den bescheidenen Wunsch beizufügen, daß dieselbe beifällig aufgenommen werden möchte.

Noch lieber aber wäre es uns, wenn unsere jungen Leser daraus lernten, eben so gehorsame Söhne und treue Freunde zu werden, wie Georg es war, und die heroischen Tugenden Günther's, Michael's und der Immenauer nachahmten.

Ebenso hätten wir keinen größeren und unseres Bedünkens besseren Wunsch für unsere jungen Leserinnen, als daß dieselben den Tugenden der Anna von Seeburg nachkämen und eben so brave Hausfrauen, so zärtliche Mütter, so getreue Gattinnen und große Wohlthäterinnen der Armen würden, wie die edle Fromme es war.

Und damit nun Gott befohlen! —

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und freier Brust?

Den lieben Gott laß' ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt.

Lemercier, Sephora, die jüdische Jungfrau, oder Rom und Jerusalem. Aus dem Französ. von R. della Torre. 3te, verb., mit erläuternden Bemerk. verm. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Maria, oder der Engel auf der Erde. Aus dem Französ. von R. della Torre. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Ernestine, oder der Reiz der Tugend. Nelly, die junge Künstlerin. Karoline u. Julchen, die beiden Waisen. Drei Erzähl. nach dem Französ. von R. della Torre. 2te, sehr verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Fenelon, Erzbischof von Cambrai. (Nach Cardinal Beausset.) Aus dem Französ. von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexico. Nach dem Französ. des H. Lebrun deutsch bearb. von R. della Torre. Mit 1 Stahlstiche. 2te, verb., mit erläuternden Anmerkungen verm. Aufl. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Geschichte der Kreuzzüge. Nach dem Französ. des F. Valentin deutsch bearb. von R. della Torre. Mit 1 Stahlstiche. 2te, verb., mit erläuternden Anmerkungen verm. Aufl. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Die Waise aus Moskau, oder die jugendliche Erzieherin. Eine Erzählung aus den Zeiten des letzten französischen Krieges. Nach dem Französ. von R. della Torre. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

J. Mislin, die heiligen Stätten. Pilgerreise nach Jerusalem durch Oesterreich, Ungarn, Slavonien, die Donaufürstenthümer, über Constantinopel, den Archipel, den Libanon, Syrien, Alexandrien, Malta, Sizilien und Marseille. Aus dem Französ. 4 Thle. Mit 1 Stahlst. 8. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr.

A. M. Stewart, Welt und Kloster. Novelle. Nach dem Engl. bearbeitet von E. Heinrich. Mit 1 Stahlstiche. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Odo, der Sohn der armen Wittwe. Eine Erzählung aus dem Leben Karls des Großen. Nach dem Französ. von J. Borscht. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 18 sgr.

Th. Menard, Ferreol, oder Sieg der Religion über die Leidenschaft. Eine Geschichte aus der französischen Revolution. Aus dem Französ. übers. von einem Pfarrer der Diöcese Trier. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

Anna, oder kindliche Liebe. Nach dem Französ. von J. Borscht. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

Die barmherzige Schwester. Nach dem Englischen von Abbé J. A. Stelzig. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

H. J. C. van Ronhuys, der Waffenschmied und sein Sohn. Aus dem Holländischen übersetzt von E. Reigers. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

Christoph Columbus, oder die Entdeckung von Amerika. Nach dem Französ. der Celliez von J. Borscht. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

M. Wechs, der Sohn des Republicaners. Eine Erzähl. für die Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

G. Fullerton, Rosa Leblanc. Aus dem Englischen von C. Braun. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Enttäuschter Ehrgeiz, oder: Verheirathet und ledig. Von der Verfasserin von „Welt und Kloster." Aus dem Englischen von C. Braun. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

G. Fullerton, Laurentia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Engl. von Fr. X. Hahn. 3te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

J. Schorn, der polnische Zuave. Eine Erzählung aus der Gegenwart für die reifere Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Juliana, oder die wunderbaren Führungen der Vorsehung. Eine Erzählung für die Jugend. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

F. Erven, Murad Bey, oder: Er hat seinen Gott verläugnet. Dem katholischen Volke und der reiferen Jugend erzählt. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

A. Klitsche, das wunderbare Bild, oder: der Sieg. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Nach dem Italienischen. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Fr. X. Wannenmacher, Bamba Zampa oder: Negerschicksale. Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

M. Lehmann, die Rose von San Jago. Eine Erzählung aus dem spanischen Volksleben. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

J. Sadlier, Elinor Preston. Oder: Schilderungen aus der Heimath und aus der Fremde. Aus dem Englischen übertragen von C. Braun. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Georg Massinger, oder: die schlimmen Folgen gemischter Ehen. Ein Familiengemälde. Aus dem Englischen übertragen von C. Braun. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.